Das Weib im Leben der Völker

Herausgegeben von
Albert Friedenthal

Berlin
Verlagsanstalt für Litteratur und Kunst

Das Weib im Leben der Völker

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/dasweibimlebende02frie

Das Weib im Leben der Völker

von

Albert Friedenthal

Mit 1084 Abbildungen im Text, 48 farbigen Beilagen und einer ethnographischen Karte

Zweiter Band

Erschienen bei der Verlagsanstalt für Litteratur und Kunst in Berlin.

Das farbige Deckelbild ist gemalt von Kunstmaler Schulz-Wettel in Friedenau, den Titel zeichnete Bernhard Lorenz in Dresden. Der Satz und Druck des gesamten Werkes wurde ausgeführt von der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.

Asien.

Asien, der größte der fünf Erdteile, gilt volkstümlich als die Wiege der Menschheit. Die Wissenschaft teilt aber längst nicht mehr diese Ansicht. Nichts stellt sich der Annahme entgegen, als daß auch in den andern Weltteilen, selbst in Europa und Amerika, trotzdem in diesen keine Anthropoiden bekannt geworden sind, Menschengeschlechter sich entwickelt haben. (Für Menschen und Anthropoiden — in Asien Orang Utan und Gibbon, in Afrika Schimpanse und Gorilla — wird nach der Darwinschen Theorie, der sich heute kein Forscher mehr verschließen kann, eine gemeinsame Reihe von Urahnen angenommen.)

Lehrreich ist aber Asien, weil es mehr verschiedenartige Gruppen des Menschengeschlechts in sich birgt als jeder der andern Weltteile. Amerika wird nur von den Amerikanern bewohnt, die nicht selten von den Asiaten hergeleitet werden, Australien nur von den Australiern, Europa von den Mittelländern, die wieder von den Asiaten herstammen, und Afrika im Norden von Mittelländern, in den übrigen Teilen von Völkerfamilien, die, wie wir gesehen haben, trotz mancher Verschiedenheiten doch zu einander verwandtschaftliche Beziehungen besitzen. In Asien dagegen sehen wir eine Anzahl von Rassen, deren Zusammenhang nicht ohne weiteres nachzuweisen ist; so die Mittelländer, zu denen wir die Indier, die Iranier und die semitischen Völker rechnen, die Turanier, die Mongolen, die Malaien und schließlich mehrere Gruppen schwer einzureihender Autochthonen, wie die Negritos u. a.

Die Völker des Kaukasus.

Mit mehr Recht als man Asien die Wiege der Menschheit nennt, nennt man den Kaukasus die Wiege der Völker Europas, weil die aus ihren Urwohnstätten in Asien ausziehenden Mittelländer sich größtenteils zunächst im Kaukasus niedergelassen hatten, um alsdann über diese Schwelle zum Abendland über Europa zu fluten. Zu ihnen gehörten die eigentlichen Kaukasier, die Indogermanen und die nördlichen Semiten; aber auch Turanvölker (Tataren) und solche, deren Herkunft gar nicht festzustellen ist, siedelten sich im Kaukasus an, deren Nachkommen noch heute, teils in völliger Absonderung und Stammesreinheit, teils miteinander vermischt, dort leben. In keinem andern Teile der Welt finden wir so zahlreiche Völker nebeneinander wie im Kaukasus, der ein Gebiet umschließt, das kaum so groß wie das Deutsche Reich ist. Wenn wir absehen von etwa 2 Millionen eingewanderter Russen und andern Slaven, Deutschen, Griechen u. a., so unterscheiden wir bei einer Gesamtbevölkerung von etwa 10 Millionen, vier scharf voneinander sich trennende Gruppen, nämlich:

1. die karthwelische oder grusinische Gruppe, die eingeteilt wird in Grusiner (Georgier), Imerether, Adscharen, Lasen, Mingrelier, Swanethen, Chewsuren u. a.;

2. die Bergvölker: Tscherkessen, Tschetschenzen, Abchasen und Lesgier mit ihren zahlreichen Unterabteilungen wie Osseten, Daghestaner usw.;

3. die turanischen Völker der ural-altaischen Familien, nämlich Tataren, Kalmyken, Kumyken, Turkmenen, Karatschaier u. a.;

4. kommt noch dazu etwa eine Million Iranier, nämlich Armenier und Kurden, sowie Perser, Zigeuner u. a.

Von diesen Völkern werden wir die Frauen der turanischen sowie iranischen Familien in später folgenden Kapiteln kennen lernen. Zunächst möge hier eine Schilderung der bekanntesten Stämme der beiden ersten Gruppen, die man wohl die eigentlichen Kaukasier nennt, folgen. Den Anfang mache

die Georgierin.

Die Georgier, auch Grusiner genannt, werden zwar zu den Kaukasiern gerechnet, doch sind sie mit semitischem Blut durchtränkt, das sich bei ihnen mit dem rein kaukasischen offenbar zur Bildung der edelsten Züge vereinigt hat. Übrigens sind sie stolz auf diese semitische Abstammung, und mancher grusinische Fürst glaubt seinen Stammbaum bis auf den biblischen König David nachweisen zu können. Außerdem haben Vermischungen im Westen mit Türken, im Osten mit Armeniern stattgefunden.

Der Ruf von der Schönheit der Georgierin ist so verbreitet, daß man kaum wagen darf, ihn anzutasten. Enthusiastische Reisende und Dichter, allen voran unser Mirza Schaffy, Fr. v. Bodenstedt, haben das Preislied

Naturhistorisches Museum, Paris.

Abb. 482. Eine georgische Schönheit.

Abb. 483. Tscherkessin.

Abb. 484. Georgierin mit ihren Kindern. (Kaukasische Wiege.)

der Georgierin gesungen; ja, ich glaube, daß besonders auf die Autorität des deutschen Dichters hin hunderte von Federn sich beflissen gefühlt haben, den Ruhm der schönen Tochter des Kaukasus weiter zu verbreiten. Ob da ein bescheidener Ethnograph es wagen darf, ein wenig zu opponieren?

Gewiß, die Schönheit der Georgierin, das vollendete Ebenmaß ihrer Züge kann nicht bestritten werden. Das von üppigem blauschwarzen Haar umrahmte Antlitz ist oval, die Nase von griechisch klassischer Form, der schmale Mund ist äußerst fein gebildet und die gerade liegenden Augen sind wieder von edelster Formung. Aber was man an diesem klassisch schönen Antlitz vermißt, ist Leben und Empfindung. Die Georgierin ist kat exochen, was ich in der Einleitung dieses Werkes die „indifferente oder apathische" Schönheit nannte. Nie und nirgends habe ich ein Antlitz gleichgültiger dreinblicken sehen. Es verrät auch nicht eine Spur von Interesse für die Person, auf die das Auge gerichtet ist, oder für die Vorgänge in seiner Umgebung. Da hierzu noch kommt, daß derselbe Typ sich immerwährend wiederholt, so daß man beständig glaubt, derselben Person zu begegnen, möchte ich bezweifeln, daß jemals ein Frauenfreund aus dem Abendland an eine dieser viel besungenen kaukasischen Schönheiten sein Herz verloren hat.

Wenn unser Sänger der schönen Mirza Schaffy-Lieder die Georgierin in den Himmel hob, müssen wir wohl die Jahre seiner Jugend, die er im Kaukasus verbrachte, und nicht zuletzt den kachetischen Wein ihm zugute halten.

Die Georgierin ist eine schöne, hoheitsvolle Erscheinung, von geradester, würdevoller Haltung, doch denkt sie, ihrem apathischen Naturell entsprechend, nicht daran, mit ihrer Erscheinung Eindruck machen zu wollen. Geistig und körperlich träge, gilt sie doch als sehr sittenstreng und ist eine gleich gute Mutter wie treue Gattin. Nicht nur weil sie den Vorschriften ihres Stammes gehorsam ist, sondern weil sie innerlich religiös ist, sehen wir sie auch als eine eifrige Kirchgängerin.

Aus „Massow, Krim und Kaukasus".

Abb. 486. Ossetisches Mädchen.

Abb. 485. Zwei reiche Tekinnen (Kaukasus) in Hochzeitstracht.

Apathie, Sorglosigkeit und geringes Interesse für den Haushalt, andrerseits Freude an Schmuck und Gewändern, der reichliche Gebrauch von Kosmetika, kennzeichnen die Georgierin als Orientalin. Orientalisch mutet es uns auch an, daß die öffentlichen Bäder ihr als der ausgewählte Ort für Zusammenkünfte mit ihren Freundinnen dienen. Hier verbringt sie Stunden, natürlich nicht im schwefligen Wasser der Thermalquellen, sondern in den Vorräumen des Bades. Während draußen vielleicht die grusinischen Troubadours ihre Lieder erschallen lassen, plaudern innerhalb des Bades schöne Georgierinnen über Schmuck und Tand, von der Kostbarkeit ihrer Tschadra, in die sie sich so würdevoll zu hüllen wissen, von ihren ritterlichen (auch räuberischen) schmucken Männern, von Volksfesten und Nichtigkeiten ohne Ende.

Man meine aber nicht, daß unsere Georgierin niemals leidenschaftlich erregt werden kann; wohl gibt es etwas, was ihr Herz höher schlagen macht: Tanz und Musik. Für beides entwickelt sie eine flammende Leidenschaft. Ertönt erst die Lesghinka, und hat sie vielleicht ihre öfters durstige Kehle

R. P. Edwards, Littlehampton phot.

Abb. 487. Eine Schöne von Bethlehem.

durch einen Schluck feurigen Kachetiers befeuchtet, so ergießt sich Wärme, Leben und Lust in die „leblose Bildsäule", wie man die Georgierin bisweilen genannt hat. Dann reckt und beugt sie ihren schmiegsamen Körper nach dem Rhythmus des Tanzes, indem sie vielleicht vor ihren Freundinnen ihre Empfindungen für einen fingierten Liebhaber dramatisch veranschaulicht; im übrigen ist dieser Tanz, bei dem sich die Tänzerin trotz aller Verrenkungen des Körpers kaum von der Stelle bewegt, recht langweilig.

Bei den Mingrelischen Georgierinnen finden sich zwei Typen: ein blonder mit blauen Augen und hoher Stirn, und ein dunkler schwarzäugiger. Beide aber haben ein volles, rundliches Gesicht und eine kräftiger entwickelte Nase als die ihrer Schwestern in Tiflis, der eigentlichen Georgierinnen, denen sie in ihrem Wesen ziemlich ähnlich sind. Es heißt, daß zwar nicht alle Mingrelierinnen schön sind, aber daß es doch viele unter ihnen von majestätischem Aussehen und bestrickend schönem Antlitz gibt. Dabei haben sie einen Blick, der jeden gefangen nehmen soll. Die Mingrelierinnen sind ohne Ausnahme flotte Reiterinnen. Höchste Lust beseelt sie, wenn sie hoch zu Roß durch die Berge ihres Landes dahinsprengen können.

Verwandt mit den Georgierinnen, aber ihnen recht unähnlich sind die Frauen der Chewsuren. So schön die Georgierinnen sind, so unschön sind die Chewsurinnen. Außerdem sind sie schmutzig und wasserscheu, was freilich auch auf Rechnung der Wasserknappheit in ihrem Lande zu setzen ist. Sie heiraten für Orientalinnen ziemlich spät, nämlich nicht unter zwanzig Jahren. Zum Zweck der Ehe ist Brautraub, worüber wir weiteres im nächsten Aufsatz erfahren werden, noch immer landesüblich.

Abb. 488. Eine syrische Schönheit.

Abb. 489. Syrische Frauen.

Die Chewsurin darf weder den Namen ihres Gatten noch den seiner Angehörigen aussprechen. Sie ist ganz Sklavin ihres Mannes, ohne daß sie darum schlecht von ihm behandelt wird. Die Ehen der Chewsurinnen sind meist kinderarm.

Die stammverwandten Gurierinnen nehmen häufig und mit wenig Geschmack europäische Moden an. Schön wie die Georgierinnen, sind ihre Züge doch von lebendigerem Ausdruck. Kein Volk ist dem Spiel so ergeben wie die Gurierin. Carlo Serena erzählt von einer Spielpartie, die mit Abrechnung der notwendigsten Unterbrechungen für die Mahlzeiten fünfzehn Tage gedauert hat.

Unter den Frauen der kaukasischen Bergvölker nimmt die hervorragendste Stellung ein

die Tscherkessin.

Die Herkunft des Tscherkessenvolkes, das sich selbst Adighé nennt und sich seit Jahrhunderten unvermischt erhalten hat, ist unbekannt. Bei uns kennt man sie wohl auch unter dem Namen Zirkassier. Die Schönheit ihrer Frauen entspricht nicht ganz ihrem Rufe. Keiner aber preist sie so hoch wie der Türke. Wir kommen darauf zurück.

Abb. 490. Drusin vom Libanon.

Abb. 491. Drusische Mädchen vom Berge Karmel.

Die Tscherkessin ist weiß wie Milch. Auf den Sklavenmärkten in Stambul staunte man ob der Reinheit und Weißheit ihrer Haut; um nicht durch Kosmetika getäuscht zu werden, hatten Reflektanten das Recht Hautproben vorzunehmen. Das längliche Gesicht umgibt tiefschwarzes Haar; die Züge, von wundervollem Ebenmaß, stehen an Schönheit denen der Georgierinnen keineswegs nach. Zwar ist die Tscherkessin kleiner, dafür aber zierlicher als jene. Ihre Augen

Abb. 492. Bethlehemitin.

Abb. 493. Frau eines drusischen Emirs.

sind groß, liebreizend und leuchtend. Die Nase ist schön geformt, der Mund lachend und rein, die Lippen rosenrot und das rundliche Kinn schließt harmonisch das Oval des Gesichtes ab. Die Schenkel sind kurz, Hände und Füße klein. Jede Bewegung an ihr atmet Lebhaftigkeit und Anmut.

Freilich nicht immer finden sich Züge von solcher Vollkommenheit. Zuweilen ist die Nase aufgestülpt, und das Haar ist rot. Um Fettbildung zu verhindern und die Taille, für die auch Tscherkessen zu schwärmen wissen, schlank zu erhalten, bekästigen die Mütter ihre Töchter fast nur mit Milch und legen ihnen schon im fünften oder sechsten Jahre eine Schnürbrust an, die bei Tag und Nacht getragen und niemals abgelegt wird. Erst der Dolch des Bräutigams löst sie in der Brautnacht vom Leibe der Jungfrau.

In ihrer Jugend wird die Tscherkessin an häusliche Arbeit gewöhnt, aber auch im Reiten und Schießen unterrichtet und im allgemeinen gut gehalten und gut gekleidet. Sie wächst abgeschieden von den Männern in Keuschheit auf.

Charakteristisch für ihre Kleidung sind die Beinkleider, die sie weiter trägt als die Männer. Für das obere Gewand wählt sie gern blaue mit Gold und Silber durchwirkte Seide. Die Farbe der Beinkleider ist bei den Mädchen weiß, bei den Frauen rot, bei Witwen blau. Als Kopfbedeckung dient ein leichter Schal von heller Farbe, der zu einem Turban gewunden wird oder graziös über den Nacken fällt. Zuweilen verhüllt ein feiner durchsichtiger Schleier die ganze Gestalt.

Schweiger-Lerchenfeld, der über die Orientalinnen gut unterrichtet ist, schreibt sehr wahr, daß die Annehmlichkeit des Lebens für die Tscherkessin aufhört, sobald sie die weißen mit den roten Beinkleidern wechselt. Ihrem Manne, der keines-

wegs der Ritter und Kavalier ist, als den man sich ihn zuweilen vorstellt, ist sie nicht viel mehr als eine Sklavin, die ihm in allem zu Willen sein muß; alle Arbeit liegt auf ihren Schultern, so auch die Instandhaltung der waffengespickten theatralischen Uniform des Gatten.

Um ein Mädchen zu freien ist der Brautraub noch immer eine gern geübte Sitte, das einzige Stückchen Romantik, das in Wirklichkeit an den Tscherkessen haftet. Schweiger-Lerchenfeld berichtet darüber wie folgt:

„Will ein Tscherkessenjüngling freien, und hat er gleichzeitig auch schon seine Wahl getroffen, dann verständigt er das betreffende Mädchen ganz im geheimen davon, daß er es an diesem oder jenem Abend aus seiner Wohnung entführen werde. So will es die Sitte, und sie hat, wie wir sogleich sehen werden, ihre ganz besonderen Unannehmlichkeiten ... Das Aul (Dorf), in welchem sich die Tscherkessinbraut befindet, ist nämlich jederzeit bereit, diese Entführung

G. Lekegian & Co., Kairo phot.

Abb. 495. Araberin.
Nase und halbes Gesicht verhüllt.

Abb. 494. Eine Araberin.

zu verhindern, und so erfordert dieselbe, um glücklich durchgeführt zu werden, viel Gewandtheit und Schlauheit. Ist es dem Bräutigam gelungen, seine Braut zu erhaschen, dann schwingt er sich mit ihr in den Sattel und sprengt in rasendem Galopp davon. Nach Zurücklegung einer bestimmten Distanz ist der Entführer verpflichtet, seinen ganzen Patronenvorrat zu verknallen, um die Bewohner des Auls von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen ... Das gibt einen wilden phantastischen Tumult, und alsbald jagen die wehrfähigen Männer dem Fliehenden nach. Wird derselbe eingeholt, dann erhält er in der Regel arge Schläge; man beraubt ihn seiner Waffen, seines Pferdes und natürlich auch seiner Braut, die er dann für immer verliert. Bleibt er dagegen in

Underwood & Underwood phot.

Abb. 496. Eine arabische Sultana.
(Die Hauptgattin des verstorbenen Sultan Hamond ben Mohamed von Muskat.)

dem Wettritte Sieger, so sperrt er die Entführte in ein eigens für sie hergerichtetes Gemach (oder Hütte) ein, und erst nach Wochen, nachdem er den Kalym (Kaufpreis) für den Vater des Mädchens aufgetrieben und hinterlegt hat, finden die eigentlichen Hochzeitsfeierlichkeiten statt."

Zur Untreue neigt die Tscherkessin im allgemeinen nicht. In solchem Falle wird das Weib, um es besonders zu beschämen, erst seinen Eltern zurückgeschickt und dann als Sklavin verkauft.

Indessen ist die Zukunft einer jungen Tscherkessin nicht immer so wenig verheißungsvoll, wie wir eben aus ihrem Eheleben erfahren haben. Der Traum eines jeden jungen Mädchens ist — als Sklavin nach Stambul verkauft zu werden. Hier blühen ihr in Müßiggang und Wohlleben im Harem eines reichen Türken weit größere Freuden, als ihr das rauhe Leben in ihren heimatlichen Bergen bei einem rohen Gatten bieten kann. Ist sie wirklich eine hervorragende Schönheit, so hat sie alle Aussicht auf die Erfüllung ihres Traumes. Klingen erst die türkischen Pfunde, so hört bei dem Tscherkessenvater die Romantik ganz und gar auf; er wird seiner Tochter kein Hindernis in den Weg legen. Die Preise, die für die tscherkessischen Frauen bekannter türkischer Großherren bezahlt worden sind, belaufen sich bis zu 20000 Mark.

Ein verwandter Stamm sind die Tschetschenzen. Das Los ihrer Frauen ist noch weniger beneidenswert als das der Tscherkessin. Der Vater verkauft sie wie eine Stückware. Verläßt sie der Gatte, so kehrt sie zum Vater zurück, der sie zum zweiten Male feilbietet. Ein

Abb. 497. Araberinnen aus Nordarabien.

Abb. 498. Syrische Araberinnen.

Bruder kann seine Schwester bei einem Zechgelage im Übermut einem Freunde als Gattin versprechen. Nie wird sie selbst befragt. Als Eheweib ist sie so gut wie eine Sklavin, der das Leben kaum noch Freuden gewährt.

Zu den Bergstämmen gehören ferner die Daghestaner. In Daghestan, dem „Lande des Dolchs und des Koran", hat die Frau eine bessere Stellung als manche andere Orientalin. Obgleich sie nicht viel mehr als Lasttier ist, liegt doch die gröbere Arbeit in den Händen des Mannes; die Frau wird, ähnlich wie bei den Tscherkessen, trotz aller Ärmlichkeit gut gehalten und geachtet. Freilich schön wie ihre Schwestern vom Tscherkessenstamme sind die Daghestanerinnen nicht. Ihre Hautfarbe ist bleich und gelblich; charakteristisch sind ein hervorstehendes Kinn und eine auffallend lange Nasenbildung. Ein würdevolles, stolzes Benehmen ist der Daghestanerin eigen, auch hat ein Fremder nicht so leicht Gelegenheit sie kennen zu lernen, da ein Volksbrauch sie zwingt, sich schon beim Anblick eines fremden Mannes abzuwenden. Sie ist religiös, aber heiter von Gemüt, und Sang und Tanz mit Lust ergeben.

Wohl ihre größte Eigentümlichkeit ist eine bis zur Krankhaftigkeit herausgebildete Eigenliebe. Da wird z. B. erzählt, daß gar nicht selten eine Tochter sich erhängt, wenn ihre Mutter vom Vater gescholten wird. Eifersucht spielt oft eine tragische Rolle, obschon nicht viel Veranlassung dazu vorhanden ist. Hat die Frau ihren Mann im Verdacht, so ist es nicht ungewöhnlich, daß sie ihn erdolcht. Freilich würde auch der Mann im gleichen Falle sein Weib töten. Es heißt, daß die Frauen des Berg-

Abb. 499. Amrah, „Die Prächtige".

geländes gesitteter sind als die der Ebene. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß die Daghestanerinnen nicht selten ihre Kinder noch im Alter von 6—7 Jahren mit Muttermilch ernähren.

Die Osseten bewohnen die höchstgelegenen Gebirgstäler des Kaukasus. Sie sprechen eine arische Sprache und werden öfters für die reinen Nachkommen der alten Alanen gehalten, während andere Reisende wieder ihre stark semitischen Züge hervorheben. Ihre Frauen, denen Bescheidenheit nachgesagt wird, sind meist klein, brünett und von stumpfen, groben Gesichtszügen. Das Haar ist dunkel, die Augen sind schmal und mandelförmig, der Mund groß und von Lippen gebildet, die in der Mitte auffallend dick sind; die Nase ist fein und spitz, und fein geformt sind auch die Hände.

Große Brüste gelten als Zeichen mangelnder Sittlichkeit; daher den Ossetinnen, ähnlich wie wir es bei den Tscherkessinnen kennen gelernt haben, frühzeitig ein Korsett angelegt wird, das erst in der Brautnacht der Bräutigam mit dem Dolche vom Leibe löst. Danach entwickeln sich die Brüste verhältnismäßig rasch.

Wir verlassen nun die Kaukasier; doch ehe wir zu ihren Nachbarn, den Turaniern und Iraniern übergehen, verweilen wir kurz bei den Völkern Syriens und Arabiens, von denen wir bereits eine nahe Verwandte, die afrikanische Araberin, unter den Völkern Afrikas kennen gelernt haben.

Der Weg vom Kaukasus nach Syrien führt uns notgedrungen über Kleinasien. Wenn wir die Frauen dieses Landes nicht besonders behandeln, so geschieht dies, weil Kleinasien nicht von einer autochthonen Bevölkerung bewohnt wird. Hier leben in mehr oder weniger freundlicher Nachbarschaft Stämme verschiedenster Rasse und verschiedener Bekenntnisse nebeneinander, die

Abb. 500. Saida, „Die Glückliche".

Abb. 501. Vornehme arabiſche Frau.

wir in beſonderen Kapiteln kennen lernen werden oder bereits kennen gelernt haben. Dahin gehören die Türken, Griechen, Armenier, Georgier, Tſcherkeſſen, Kurden, Tataren, Perſer, Turkmenen, Syrier und Araber. Allenfalls können uns einige Sitten und Gebräuche intereſſieren, in denen ſich dieſe Völker von dem in ihrer engeren Heimat Gebräuchlichen unterſcheiden.

Kleinaſien ſteht adminiſtrativ unter dem Halbmond. Nach den Weiſungen, die vom Bosporus ausgehen, deren hauptſächlichſter Vorzug eine weitgehende Toleranz iſt, aber auch mehr nach den ſchlaffen Sitten der Hauptſtadt am Goldnen Horn als nach denen Europas, das ihnen doch nahe genug liegt, hat das Leben der Kleinaſiaten ſeine äußere Prägung erhalten.

Für die Mohammedanerinnen herrſcht der Schleier und die Abſchließung von

Abb. 502. Beduinenfrauen bei der Mahlzeit.

allem, was männlich ist und nicht zur engeren Familie gehört. Die Christen teilen sich in die griechische und armenische Orthodoxie und in die römisch Katholiken. Ihre Frauen genießen zwar offiziell die Freiheit anderer Christenvölker, aber in Wirklichkeit drückt doch mancherlei auf diese Freiheit, was den Beeinträchtigungen gleicht, denen mohammedanische Frauen in den vielen Ländern, in welche der Glauben des Propheten gedrungen ist, unterworfen sind. Die einzigen, die sich vollkommen ungehindert bewegen können, sind die Jüdinnen. Bei ihnen erinnern nur die Beinkleider an ihre türkischen Landsmänninnen. Im übrigen kleiden sich die Jüdinnen gleich phantastisch wie häßlich. Ihre Züge sind wenig anziehend. Schönheiten sind unter ihnen so selten, wie sie unter ihren Glaubensgenossinnen in Nordafrika häufig sind. Ihre Unsauberkeit mag auf Rechnung der Armut, in der sie leben, zu setzen sein. Übrigens benutzen auch Christinnen wie Jüdinnen in Städten, in denen hauptsächlich eine mohammedanische Bevölkerung ansässig ist, bei ihren Ausgängen meistens den Schleier, um sich nicht Belästigungen auszusetzen. Hervorzuheben ist der Fleiß der mohammedanischen Bäuerinnen. In der Tat ruht fast alle Arbeit in ihren Händen, während die Männer gern müßig gehen. Die mohammedanische Bäuerin spinnt Wolle und Baum-

Lehnert & Landrock phot.

Abb. 503. Tunesisches Beduinenmädchen.

Druſiſche Braut.

wolle, sie webt die Teppiche, die wir als Smyrnateppiche in Europa so hoch schätzen, sie verfertigt die Kleidungsstücke für die verschiedenen Mitglieder der Familie, sie näht Säcke und die Zeltleinwand. Ferner mahlt sie das Korn und melkt die Herden, sie bereitet das Yoghurt und bäckt die dünnen Brotfladen, die die Hauptnahrungsmittel ihres Volkes bilden. Sie hilft beim Pflügen und besorgt die meisten übrigen Arbeiten der Landwirtschaft. Zuweilen hilft sie sogar beim Bau der Häuser aus getrockneten Schlammstücken. Es muß jedoch erwähnt werden, daß auch die Frauen der ärmeren griechischen und armenischen Landbevölkerung sich in ähnlicher Weise wie die Mohammedanerin betätigen.

Gemeinsam allen drei Religionen sind gewisse patriarchalische Sitten, von denen sich vielleicht nur die Bevölkerung des sehr „levantinischen" Smyrna (s. den Artikel „Die Levantinerin") freimacht. Jedoch auch in Smyrna halten die Armenier streng an ihre uralten Gebräuche, die wir in einem der nächsten Aufsätze kennen lernen werden.

Lehnert & Landrock phot.

Abb. 504. Beduinin von Tunis.

Unsere Leser werden vielleicht Interesse haben, einige Mitteilungen über die Teppichknüpferinnen des Landes zu erhalten.

Einer der Orte, in denen die berühmten „Smyrnas" geknüpft werden, ist Kula. Während die Männer faulenzen, Zigaretten rauchen und Kaffee schlürfen, sind sämtliche Hände von Frauen mit der Arbeit des Knüpfens beschäftigt. Neben den erwachsenen Personen sieht man sieben- bis zehnjährige kleine Mädchen emsig bei der Arbeit, die viel Aufmerksamkeit erfordert. Etwa sechs bis sieben Personen sitzen an größeren Knüpfstühlen. Als Sitz dient eine niedrige Bank, und da die Knüpferinnen von früher Jugend an diesen Sitz viele Stunden des Tages innehaben, sind ihre Leiber häßlich aufgeschwollen. An der Arbeit beteiligen sich nur die Frauen eines Volksstammes. Hier sind es Griechinnen, unter denen man zahlreiche Profile von der Schönheit der Antike entdeckt, da wieder Türkinnen. Den ersteren wird ein besserer

Underwood & Underwood phot.

Abb. 505. Gruppe von Beduininnen in Tunis.

Lehnert & Landrock phot.

Abb. 506. Jugendliche Beduinin.

Geschmack nachgesagt. Der nicht geringe Verdienst wird in althergebrachter Weise in Goldmünzen angelegt, die im Sonntagsstaat an Ketten getragen werden. Es ist nichts Ungewöhnliches Frauen zu sehen, deren Ketten bis zur Erde herunterhängen, und unter den jungen Mädchen sieht man kaum eine, die nicht mindestens 60—70 Goldmünzen an einer Kette trüge.

Schließen wir unsere Mitteilungen über die Frauen Kleinasiens mit einigen Worten über gewisse Beerdigungsgebräuche, bei denen Frauen eine Rolle spielen, Gebräuche, die sich freilich auch in anderen Ländern des Islam finden. Ist ein Mitglied der Familie gestorben, so wird schnell zur Beerdigung geschritten. Dem Sarg folgen außer den Angehörigen in langem Zuge arme Frauen aus dem Volk, oft mehr als hundert, je nach den Mitteln der Hinterbliebenen. Die einzige Beschäftigung dieser Frauen ist nun, laut zu heulen und zu wehklagen und sich die Haare auszuraufen. Aus der Ferne glaubt man eine Rotte von Schakalen heulen zu hören, und der Eindruck von Tragik ist für den Fremden jedenfalls kein großer.

Lehnert & Landrock phot.

Abb. 507. Jugendliche Beduinin.

Die Frauen Syriens.

Mit Syriern bezeichnet man heute alle in Syrien lebenden Nachkommen der recht zahlreichen Völker, die zu Beginn unserer Zeitrechnung aramäisch redeten. Nur die Juden haben diesen Namen, der der Bevölkerung von den Griechen zuerst gegeben wurde, nicht angenommen. Die Syrier gelten als Semiten, in deren Adern phönizisches Blut fließt; es scheint, als hätte sich der alten Phönizier reger Handels- und Unternehmungsgeist auf sie vererbt. Die eigentlichen Syrier bekennen sich zum Christentum.

Ihre Frauen sind hübsch und intelligent, wenn auch ohne Bücherbildung, brave Mütter, sparsame Hausfrauen und ergeben ihren Männern. Sie führen ein ziemlich abgeschlossenes Leben. Mädchenschulen, in denen hauptsächlich Handarbeiten, sowie die französische und englische Sprache gelehrt werden, werden eifrig besucht.

Ihre schlichten Sitten und häuslichen Tugenden unterscheiden die Syrierinnen vorteilhaft von den unter ihnen zahlreich ansässigen Levantinerinnen und Armenierinnen, denen die Nachahmung europäischer Sitten und Äußerlichkeiten, die als Pariser Stil gelten, nahezu als einziger Lebenszweck erscheint.

Die Maronitinnen im Libanon muten noch ganz orientalisch an, obgleich sie ihr Antlitz nicht gleich der Mohammedanerin verhüllen, sondern einen langen Schleier von ihrem Haupt rückwärts niederwallen lassen, und zwar die jungen Mädchen einen hellfarbigen, die Frauen einen dunkelblauen oder schwarzen. Sie tragen weite Pluderhosen und darüber einen weiten

Abb. 508. Arabisches Beduinenweib.

Rock. An Stelle von Schuhen benutzen sie Sandalen, die (ähnlich wie bei den Japanerinnen) auf zwei Holzpflöcken ruhen. Natürlich erinnert dadurch ihr Gang weniger an den graziöser Frauen als an den des bekannten watschelnden Federviehs. Plaudern ohne Ende und Rauchen aus der türkischen Wasserpfeife ist ihre Lieblings-

Lehnert & Landrock phot.

Abb. 509. Beduinin.

beschäftigung. Ob wohl die klangvollen Namen der Maronitinnen ihrem Wesen entsprechen? Da finden wir eine „Erleuchtete" (Manira), eine „Allerschönste" (Batijah), eine „Entzückende" (Latifeh); andere heißen Diamant, Smaragd, Sonne, Königin, Heilige usw.

Über die ethnische Stellung der Drusen, die, ebenfalls den Libanon bewohnend, Todfeinde der Maroniten sind, ist man sich noch nicht im klaren. Obschon sie wahrscheinlich ein syrisch-arabisches Mischvolk sind, in dem das syrische Element überwiegt, weiß man keine Erklärung für die bei ihnen sehr häufigen Typen mit rötlich-blondem Haar und blauen Augen. Nach den Ansichten einiger Forscher wären sie mit den christlichen Kreuzrittern des Mittelalters in Verbindung zu bringen. Eine prächtige Körperbildung, wie auch der Schnitt des Gesichts unterscheidet die Drusinnen sofort von den Semitinnen in ihrer Umgebung. Sie leben streng abgeschlossen und werden gerühmt wegen ihrer Züchtigkeit. Vielweiberei ist bei den Drusen erlaubt, kommt jedoch selten vor. Ehen werden ebenso leicht getrennt wie geschlossen. Die Frauen, die dem Nargileh, der türkischen Wasserpfeife, noch mehr ergeben sind als die vorher genannten, leben völlig abgesondert und gehen stets verschleiert.

Die Drusen sind ein stolzes, aber gastfreundliches Volk. Der Adel spielt bei ihnen eine große Rolle, und, obschon den Angehörigen dieser Gesellschaftsklasse nur die Anrede mit Scheich oder Emir zukommt, lassen sie sich doch gern „prince" oder „votre altesse" titulieren. O. Frans erzählt darüber: „Der Reisende hat sich mit aller Macht zusammenzunehmen, um im Hause eines Emirs ernsthaft zu bleiben, wenn Ihre Hoheiten, die Prinzessinnen, unter den ehrerbietigsten Grüßen der Libanesen auf ihrem Kothurn in den Salon

Lehnert & Landrock phot.

Abb. 510. Beduininnen.

klappern und beim Diner mit blau tätowierten Händen und rot bemalten Nägeln das Huhn zerreißen und dem Gast den Bissen in den Mund schieben. Der Anstand verlangt es, daß hierauf der Gast Ihrer Hoheit ehrerbietigst Dank sagt und seinerseits ein Stück Kebbe oder einen Reisknödel der Gnädigsten in den Mund schiebt."

Ein anderer Stamm rätselhaften Ursprungs sind die Nosairier (Nasarier oder Nusairii) in den Küstenbergen des Landes nördlich von Orontes. Ihr Kultus ist über den ganzen Orient verrufen. Er stellt sich, soweit Beobachtungen möglich waren, als ein wüstes Gemisch von Heidentum, Islam und Christentum dar. Man weiß, daß sie Ali als Gott verehren und die Sterne als die Seelen heimgegangener Nosairier ansehen. Zu dem Glauben, daß ihr Kultus ein Überbleibsel des alt-phönizischen Astartedienstes darstellt, mag die legendäre Erzählung von einem Feste der „Lichtauslöschung", das sie feiern sollen, beigetragen haben. Bei dieser Zeremonie sollen sich beide Geschlechter, das weibliche maskiert, in einem unterirdischen Raum versammeln, in dem ein nacktes, schönes Weib verehrt wird. Auf ein gegebenes Zeichen werden sämtliche Lichter verlöscht und eine wüste Orgie soll Platz greifen. Was an diesen Berichten, die überall in Syrien umherlaufen, wahr ist, ließ sich nicht feststellen.

Lehnert & Landrock phot.

Abb. 511. Beduinin.

Die Frauen der Nosairier sind in der Jugend schön und haben oft helles Haar und schwarze Augen, verblühen aber rasch. Sie sind meist weiß gekleidet und unverschleiert. Der Nosairier erwirbt sein Weib durch Kauf und darf bis zu vier Weiber besitzen, doch ist Scheidung nicht gestattet. Dieses Volk hat höchst seltsame Verlobungsgebräuche. Schweiger-Lerchenfeld erzählt darüber folgendes:

„Wie bei den Mohammedanern wird die Frau vom Manne gekauft, indem dieser dem Vater des zu ehelichenden Mädchens eine Summe von 100—1000 Piaster oder eine Stute, eine Kuh oder einen Esel zustellt. Dann muß er noch dem Dorfeigen-

Underwood & Underwood phot.

Abb. 512. Beduinische Matronen.

tümer ein Abstandsgeld (meist 500 Piaster) geben, um die Erlaubnis zur Hochzeit zu erlangen. Ist der Handel geschlossen, so besteigen die Freunde des Bräutigams, mit Stöcken bewaffnet, das Hausdach der Braut, deren Freunde, ebenfalls mit Stöcken versehen, so schnell als möglich in das Haus zu dringen suchen, um sie — vor Schlägen zu schützen. (!) Gelangt aber der Bräutigam dennoch bis zu ihr, so schlägt er sie, bis sie laut schreit, daß sie von außen gehört wird. Dann zieht sich alles zurück und die Verlobung ist vollzogen ... Die Hochzeitsfeier selbst ist einfach."

Die Frauen Arabiens.

Zur Zeit, als der Prophet noch nicht seinem Volke erschienen war, sah man in Arabien Frauen von der gleichen Stellung und ebenso geachtet wie die Männer. Mohammed erst, der selbst gesagt haben soll, daß er nichts in der Welt mehr liebe als Weiber und Wohlgerüche, hat dem Weib die erniedrigende Stellung gegeben, die es heute bei den Bekennern des Islam einnimmt. Möglich, daß der große Frauenfreund schon damals die donna mobile im schönen Geschlecht erkannte und daß er, um sie gefügiger seinen Wünschen zu machen, das bessere Frauengefängnis, den Harem, schuf und sie durch allerlei Vorschriften im Koran möglichst tief auf den Boden drückte. Immerhin — gar so schlecht hat es die Araberin nicht, wenngleich ihr Herr und Gebieter sie nur als ein Geschöpf ansieht, das geschaffen ist, ihm zu dienen. Nie empfängt sie die freundliche Behandlung, nie die Liebkosungen, die er — seinem Pferd zuteil werden läßt. „Mit Respekt zu melden, ein Weib", lautet noch immer die übliche Redensart.

Aus „Stratz, Rassenschönheit des Weibes".

Abb. 513. Tatarin aus dem Distrikt Orenburg.

Die lästige Tracht, die der Koran den Frauen vorschreibt, der die ganze Gestalt einhüllende Schleier, ist sattsam bekannt geworden. In den Städten ist die Gesichtsverhüllung strenge Vorschrift; dagegen scheuen sich die Frauen wandernder Stämme nicht, den unbequemen Schleier fortzulassen. Die besondere Vorrichtung für die Bedeckung des Antlitzes ist bei den verschiedenen Stämmen sehr mannigfaltig. Am kuriosesten ist vielleicht der aus Pferdehaaren geflochtene Tschartschaf der Bagdaderin. Diese Maske aber, die dem eifersüchtigen Manne zur Behütung seines Weibes dienen sollte, dient auch vortreff-

Abb. 514. Kirgisenfrauen.

lich der schönen Odaliske, wenn sie auf Schleichwegen einem Liebhaber begegnen will. Um ganz sicher zu gehen, hat sie nur ihren Tschartschaf mit dem einer Freundin zu vertauschen: der eigne Gatte, der ihr begegnet, würde sie nie und nimmer erkennen. Denn die Verhüllung läßt weder die Schönheit der Figur erraten, noch gibt sie die kleinste Spange des reichen Schmuckes, der zu dem Besitz jeder vornehmen Araberin gehört, den Blicken Neugieriger preis. Reiche Gewänder, Schmuck, Tand, Parfüms, Märchen und Schnurren oft unzierlichster Art (nach unsern Begriffen), Lied, Tanz und Musik bilden die Unterhaltung der vornehmen Städtebewohnerin.

Orden phot.

Abb. 515. Kopfputz der Teke-Turkmeninnen.

Mit „Scheicha" reden sich die Damen an, d. h. „Älteste", obschon sie noch jung an Jahren sein mögen. Merkwürdig ist das Zeremoniell, das die Araberinnen im Verkehr anwenden. v. Maltzan erzählt uns, wie die Wirtin zur Besucherin spricht: „Meiner Hütte ist Gnade widerfahren, daß dein erhabener Fuß, oh Scheicha, ihre niedere Schwelle betreten hat", worauf die Angeredete, noch ein wenig dicker auftragend, sich also ver-

nehmen läßt: „Der matte Stern (womit sie sich selber meint) erblindet von dem Glanz der Sonne (die Wirtin!), Scheicha, und wagt es kaum sein Licht vor all diesen Monden (die übrigen Besucher) zu zeigen."

Die Hautfarbe der echten Araberin ist weiß oder leicht gebräunt; so rühmt man besonders den Frauen in der bergigen Gegend von Yemen eine helle Hautfarbe nach, während die der Nomadenstämme, die selten verschleiert gehen, erklärlicherweise weit dunkler sind. Aber die Hautfarbe ist niemals das Charakteristische für die Araberin; denn dieses Volk, das von der atlantischen Küste Marokkos bis zu den Sundainseln und von den Grenzen Kleinasiens bis zum Kongo verbreitet ist, hat sich überall mit eingebornen Volksstämmen vermischt, so daß wir in Sansibar z. B. völlig schwarze Araberinnen finden, im Indischen Archipel wieder solche von gelbroter Hautfarbe. Dabei hat sich aber meist der ursprünglich schöne Typus, der seinen Ausgang von den Fluren Arabiens nahm, erhalten.

Die Figur der Araberin ist elastisch und fein gegliedert. Das Oval des Gesichts ist vollkommen, die Nase dünn, lang und ein wenig eingebogen, die Wangenknochen ragen unmerklich hervor, die Augenbrauen sind schwach, die Wimpern lang und seidenartig. Die schönen, mandelförmigen Augen schauen bald sanft und schmachtend drein, bald leuchten und blitzen sie, wenn Leidenschaft ihre Seele bewegt.

Polygamie ist natürlich bei allen arabischen Stämmen zu Hause, wird aber nur in geringem Maße, je nach dem Wohlstand des Mannes ausgeübt. Durch seine heiligen Schriften erfährt der Araber, wie ein Weib, das er zur Gattin nehmen will, beschaffen sein sollte:

„Wählet zu eurer Gefährtin ein großes Weib, weder zu mager, noch zu fett, und die Knochen wohl mit Fleisch bedeckt.

„Das schwarze Haar gleiche der Feder des männlichen Straußes; die Stirn sei hoch, die Augenbrauen buschig und gewölbt; die schwarzen Augen sollen sich wie die der Gazelle nach den Schläfen zu verlängern, die Nase sei fein und gerade, mit weiten Nüstern; die Wangen gleich Rosenbuketts, der Mund klein wie ein Schmuck; die Zähne wie Perlen in Korallen gefaßt, die Lippen dünn und rot; der Hals weiß, lang und kräftig am Ansatz, die Schultern breit; der Busen weit, die Brüste hart und wohlgetrennt.

„Sie soll freundlich lächeln, weder ihren Gatten ärgern, noch seinen Nachbarn, soll eine kurze

Abb. 516. Vornehme Uzbegin aus Kokan.

Perserin.

Zunge haben, leicht erröten, das Haus wohl hüten und muß Vernunft annehmen.

„Wenn du solch ein Weib findest, wird sie dir den Kopf verdrehen. Verläßt sie dich, so wird es dein Tod sein."

In Mekka, der Stadt der heiligen Kaaba, herrscht eine Buntscheckigkeit der Rassen, wie in kaum einer andern Stadt des islamitischen Orients. Sie ist verursacht durch die Pilger aller Rassen und Farben, die den heiligen Ort besucht und sich dort verheiratet hatten. Die Heirat wird ihnen ja nicht schwer gemacht. Denn Mekka ist der einzige Ort außerhalb Persiens, wo Ehen auf Zeit, und zwar von einer halben Stunde bis zu 99 Mondjahren geschlossen werden. Bezweckt wird damit nichts mehr als der Prostitution in der durch den Propheten geweihten Stadt ein Deckmäntelchen umzuhängen.

Abb. 517. Armenierin aus Schemacha.

Die Mekkanerinnen beladen sich mit den kostbarsten Schmuckstücken; sie tragen vielleicht Brillanten im Haar und umhüllen ihre Schultern mit wertvollen Kaschmirschalen, aber ihre Beinkleider sind oft aus ordinärem Stoff und obendrein defekt. Es gibt übrigens eine Erklärung für die uns so unsinnig erscheinende Ansammlung von Schmuckgegenständen bei den Orientalen. Bei den strenggläubigen Moslems ist nämlich eine Kapitalsverzinsung verboten, während für das angehäufte tote Kapital noch Steuern zu zahlen sind. Da aber Schmucksachen, besonders Gold und Edelsteine, ihren Wert behalten und außerdem steuerfrei bleiben, legt der Orientale einen Teil seines Vermögens in Schmucksachen an.

Das Sultanat Oman im äußersten Osten Arabiens darf als ein Paradies für orientalische Frauen angesehen werden. Hier wird das Gebot des Schleiers verlacht. Unverhüllt zeigen sich die Schönen von Oman auf allen ihren Ausgängen, und schön sind sie wahrlich, schlank und von stolzer Haltung, mit dunkeln, feurigen Augen und wallendem, lockigem Haar. Sie sind zweifellos die schönsten Frauen Arabiens und manche weitgereisten Männer halten sie sogar für die schönsten Asiens. Einem Fremden ist gestattet, sie anzusprechen,

Orden phot.

Abb. 518. Armenische Frau aus dem Volke.

während ihnen selbst freisteht, die Karawanen europäischer Reisenden zu besuchen. Ob sich unter diesen wohl einer fände, der der schönen Tochter der Wüste den Zutritt zu seinem Zelte versagte?

Die Hauptstadt der Landschaft, Maskat, gilt als ein kleines Paris des Orients. Auf sogenannten „Blumenschiffen" und in „Spiegelsälen" auf blumengeschmückten Terrassen bieten hier schöne Frauen Galanterien für lebelustige Männer, die sie sich freilich teuer bezahlen lassen. Doch muß zur Ehre Omans hinzugefügt werden, daß meist nicht die Töchter des eigenen Landes, sondern gewöhnlich Fremde, Abessinierinnen, Indierinnen, Perserinnen u. a. den Liebesdienst versehen.

Die Liebe der Araber ist aber nicht immer nur eine sinnliche, sondern, gleich der Liebe der Abendländer, oft genug auch von reineren Idealen erfüllt. So mögen wir an dieser Stelle auch „jener Asra" gedenken, „welche sterben, wenn sie lieben", die uns Heinrich Heine so nahe geführt hat. Dieser Stamm lebt im südlichen Arabien, und die Behauptung von einer rührenden Liebe, die selbst den Tod der unglücklich Liebenden bewirken soll, beruht keineswegs auf einer Legende.

Mesopotamien ist das Nachbarland Arabiens.

Bei dem Stamm der Schemmar in Mesopotamien erleidet das Leben der Frauen verhältnismäßig die geringste Einschränkung ihrer Freiheit; nur spielen die jungen Mädchen eine wenig neidenswerte Rolle. Der Schemmar heiratet nämlich lieber eine Witwe oder geschiedene Frau als ein junges Mädchen. Um diese an den Mann zu bringen, trachten die Eltern sie einem Beliebigen aufzuhalsen, und zwar mit Vorzug einem Fremden, weil bei dessen Abreise eine Scheidung unvermeidlich ist. Nach der Scheidung sind dann, wie gesagt, die Aussichten auf eine zweite, vorteilhaftere Ehe ziemlich günstig.

Die Frauen der Schemmar tragen ein blaues Hemde, das um die Hüfte mit einem Gürtel zusammengehalten wird. Sie bemalen sich Gesicht, Hände und be-

Orden phot.

Abb. 519. Armenische Frau.

sonders die Füße mit blauer Farbe. Gewöhnlich heiratet der Schemmar nur ein Weib; allein die reicheren Scheichs pflegen mehrere Weiber zu nehmen, die sie durch einen Kalym erwerben. Ihr Reichtum gestattet es ihnen, sie in getrennten Zelten wohnen zulassen. Wohlhabendem Frauenvolk begegnet man öfters „hoch zu Kamel", auf bequemen Sätteln, während das arme Schemmarweib hinter dem von ihrem Mann gerittenen Kamel zu Fuß hergeht. Die Züge der Schemmar sind semitisch.

Bagdad, die altberühmte Khalifenstadt am Tigris, wird von Angehörigen der drei Religionen bewohnt. Beim Ausgang tragen alle Frauen weite, mit Gold oder Silber gestickte seidene Gewänder, Izzas, die sie von Kopf bis zu Füßen einhüllen. Kopfbedeckung und Haar sind stets mit Schmuck geradezu überladen; dazu kommen noch falsche Zöpfe und Flechten.

Die Sitten Bagdads sind heute etwa die gleichen wie in türkischen Städten. Der Stumpfsinn des Harems dominiert. Vergeblich würde man sich nach Dingen umschauen, die an das romantische Leben zur Zeit der Khalifen erinnern. Verklungen sind die Lieder der alten Rhapsoden, vergessen die phantasievollen Märchen und Erzählungen, und von jenen herrlichen Frauen, die einst eine so bedeutsame Rolle im Leben der heimischen Fürsten spielten, kennt man kaum die Namen.

Orben phot.

Abb. 520. Armenierin in althistorischer Tracht.

Beduinen, von dem arab. Bedawi, Mehrzahl Bedu, was Wüstenbewohner bedeutet, nennt man diejenigen unvermischt arabischen Stämme, die sich beständig auf der Wanderschaft befinden. Doch muß dieses Wanderleben nicht etwa mit einem unsteten Herumzigeunern verglichen werden. Im Gegenteil, der Beduine hängt mit Liebe an seiner Scholle, seinem Weideland. Erst dann, wenn der Boden seinem Vieh nicht mehr genügend Nahrung gibt, versammelt sich der Stamm und zieht in

die Ferne, um einen neuen Weideplatz zu suchen. Vorangetrieben werden die Ziegen und Schafe, dann folgen einige Kamele und Pferde und schließlich die Menschen auf ihren Reittieren. In der Mitte des Zuges, der oft eine Ausdehnung von mehreren Stunden Wegelänge hat, thront auf einem Dromedar unter einem Baldachin das Lieblingsweib des Scheichs.

Über den Charakter des Beduvolkes sind verschiedene Berichte im Umlauf. Im allgemeinen bezieht sich alles Gute, was von den Beduinen ausgesagt wird, auf die edleren Stämme, während von den unedlen, von denen sich einige selbst als „schlimmer als die Hunde" bezeichnen, kaum etwas Gutes zu berichten ist. Wie sehr aber die edleren Beduinen von ihren städebewohnenden arabischen Stammesgenossen geschätzt werden, beweist der Umstand, daß vielfach die Scherife sich ihre Frauen aus einem Beduinenstamm holen, um ihr Blut rein zu erhalten.

In physischer Hinsicht unterscheiden sich leicht Araber von Beduinen. Die Haut der ersteren ist (indem ein weißfarbiger Araberstamm vorausgesetzt wird) rein weiß und bei den Frauen oft von auffallender Zartheit. Durch die Bequemlichkeit des Stadtlebens und die Annehmlichkeiten eines gesicherten Heimes ist der Körper erschlafft, und Indolenz ist das markanteste Zeichen der Person. Anders der Beduine. Die Gestalten sind hoch, kräftig und muskulös. Der Knochenbau ist stark, die Gesichtshaut durch die Sonne gebräunt und die Züge sind durch Winde und Wüstenstaub herb und prägnant geworden.

Abb. 521. Reiche Armenierin.

Die unedlen Stämme sind es, die die Bezeichnung „Auswurf der Wüste", wie man von Reisenden bisweilen die Gesamtheit der Beduinen nennen hört, gezeitigt haben. Bei ihnen herrscht Vielweiberei; ja, von ausschweifendem Kommunismus wird sogar berichtet. Bei Stämmen edlerer Abkunft würde sich das Weib schwerlich darin fügen, es sei denn, ihr Gatte sei der Scheich des Stammes, sein

Lager mit einem anderen Weibe zu teilen. Gattentreue ist die Grundlage einer jeden Ehe bei einem Stamme, der auf seine Würde bedacht ist. Mancherlei schlimme Vorwürfe, selbst Beschimpfungen würde ein Beduine ertragen, nur nicht die eines „taban“ (Hahnrei); dann greift er unfehlbar zum Schwert oder Messer. Tritt aber der seltene Fall eines Ehebruchs ein, so folgt ihm die Blutrache auf dem Fuße, ohne daß sie durch das sonst so streng gehandhabte Gesetz gesühnt würde.

Ritterlichkeit ist ein Kennzeichen edler Beduinenstämme. Noch immer herrscht bei ihnen der uralte Brauch, daß die Weiber mit in den Kampf ziehen und ihre Väter, Gatten und Brüder durch Zurufe anfeuern. Unterliegt der Stamm, so sind die Frauen doch sicher, von dem Sieger mit Ehrbarkeit behandelt zu werden.

Im allgemeinen kann sich die Schönheit der Beduininnen, obschon es nicht an anmutigen Erscheinungen unter ihnen fehlt, mit der ihrer städtebewohnenden

Orden phot.

Abb. 522. Armenische Frau.

Orden phot.

Abb. 523. Armenische Frau.

arabischen Schwestern nicht messen. Ihre Züge haben etwas Zigeunerhaftes, Herbes. Sie sind gewöhnlich mittelgroß, von schlankem und sehr geschmeidigem Körperbau, dabei von stolzer Haltung und leichtem Gang. Fettleibige wird man kaum unter ihnen entdecken, eher knochige, magere Gestalten. Die Farbe ihrer Haut schwankt von dem bronzenen Braun unserer Südländer bis zum schokoladefarbenen. Die Form des Gesichts ist in der Regel ein etwas ungleichmäßiges Oval, aber auch die bei den Orientalen so beliebten „Mondgesichter“ sind keine Seltenheit. Die Nase ist meist fein geschnitten und gerade, zuweilen aber auch kräftig, mit einem starken Nasenbein; der Mund ist stets klein. Die Zähne sind tadellos und weiß, die Augen und das Haar tief schwarz. Jedenfalls sind blondhaarige und blauäugige Beduininnen eine große Seltenheit.

Den Frauen aller Stämme ist gemeinsam ein langes, hemdartiges Gewand, das zuweilen durch einen Gürtel zusammengehalten wird und hinten bis an die Fersen

A. P. Edwards, Littlehampton phot.

Abb. 524. Jugendliche vornehme Kurdin.

reicht, während es vorn kaum die Knie bedeckt. Es ist stets von dunkler Farbe, gewöhnlich braun, schwarz oder blau. Die Ärmel verhüllen nur den halben Oberarm. Eine enge Hose reicht bis unter die Waden. Den Kopf umschlingt ein Tuch, das bei jungen Mädchen rot, bei Frauen von schwarzer Farbe ist. Der Schleier ist bei den meisten Stämmen ungebräuchlich, die Füße werden nie bekleidet. Im Winter wird das Kostüm noch durch einen Überwurf vermehrt. Die Kinder bleiben bis zum vierten Jahre völlig nackt. Für Schmucksachen hegen die Töchter der Wüste eine gerade so große Leidenschaft wie die Araberinnen. Es findet sich Tand in jeder Gestalt und für jeden Zweck — Ohren-, Nasen-, Arm-, Finger- und Fußringe, Ketten für den Hals und anderes mehr. Als Material dienen Silber, Bernstein, Korallen, Perlmutter und Schildpatt; aber auch Schalen von Muscheln werden getragen und von den Frauen der Ärmsten sogar — getrocknete Datteln.

Abb. 525. Kurdenmädchen aus dem iranisch-mesopotamischen Grenzgebirge.

Tätowierungen sind allgemein üblich, seien es auch nur einige Einschnitte auf den Wangen oder am Kinn; Gesicht und Hals werden öfters gelb gefärbt. Das Haar wird meist in viele kleine Zöpfe geflochten, aber auch andere Arten von Frisuren sind bekannt, ebenso offen herabwallendes Haar.

Daß eine echte, romantische Liebe die Heiraten der Beduinen herbeiführt, berichten alle Kenner des Volkes. Die Ehen werden frühzeitig geschlossen. „Verheiratet euch früh, denn die Ehe bändigt den Mut des Mannes und zügelt den Eigenwillen der Frau", lautet ein Grundsatz im Leben dieser Wüstenkinder. Hübsch ist es übrigens, daß, wie wir aus diesem Sprichwort erkennen, auch die Tochter der Wüste einen „Eigenwillen" hat. Von den jungen Beduininnen erfährt Schweiger-Lerchenfeld, daß sie nicht nur für züchtig, sondern auch für stolz und selbstbewußt gelten, und daß sie es vorzüglich verstehen, ihre Neigung zu einem Auserwählten zu verbergen. Aber „andererseits wissen auch diese unter einer so primitiven Gesittung erwachsenen Steppenritter, was

sich dem anderen Geschlecht gegenüber schickt. Ein gewisser ritterlicher Sinn kommt hier unverkennbar zum Ausdruck. Zieht der junge Krieger zum Kampfe aus, so ruft er der Geliebten die huldigenden Worte zu: ‚Ich gehe in Kampf und Tod deinen Augen zuliebe'. In einem alten Kriegslied heißt es:

Mutter, reiche meinem Füllen gutes Futter!
Treulos haben sie uns den Vertrag gebrochen.
Blutig will ich färben meiner Lanze Ring,
Für das Auge des Mädchens mit knospender Brust."

Weniger ritterlich als der Geliebte ist aber der Ehegatte der Beduinin, nachdem die glänzende Hochzeitsfeierlichkeit und die Zeit des Honigmondes verflossen sind. Zwar wird er sie niemals unehrerbietig behandeln oder gar züchtigen, aber manche Härten, wie wir von unserem Standpunkte wenigstens urteilen würden, bleiben ihr nicht verschlossen. Freilich dürfte sie nicht diese Härten als solche empfinden und wird mit ihrem Geschick zufrieden sein. An den Mahlzeiten der Männer darf sie nicht teilnehmen, sondern muß mit den übrigen weiblichen Mitgliedern des Zeltes im Meharrem gesondert speisen. Sie empfängt von dem Mahle das, was ihr die Männer übrig lassen und das sind gewiß nicht ihre Lieblingsspeisen. Bei einer Schmauserei zu Ehren eines Gastes schleichen die Weiber umher, um ein paar gute Brocken von der Veranstalterin des Gastmahles zu erhaschen.

Das Verhältnis zwischen den Vätern und ihren Kindern ist mit seltenen Ausnahmen denkbar schlecht. Sobald die Knaben laufen können, kümmern sich die Väter nicht mehr um sie. Von Erziehungsregeln ist nichts zu entdecken. Besser, sogar zärtlich ist das Verhältnis der Mütter zu ihren Töchtern.

Von den überaus zahlreichen Beduinenstämmen sind die der Sinai-Halbinsel recht gut bekannt geworden. Zum Unterschied von den Frauen anderer Stämme gehen

Abb. 526. Kurdenmädchen.

die der Sinaibedu tief verschleiert und zwar dient der häßliche Roßhaarschleier, wie ihn die Araberinnen Ägyptens und Syriens gebrauchen, zur Verhüllung des Antlitzes. Das Haar kämmen sie vorn zu einem Horn auf, dessen Spitze öfters eine rote Glaskugel abschließt. Wohlhabende Jungfrauen pflegen auch ein Perlmutterkollier im Haar zu tragen, das ihnen erst der junge Ehegatte in der Brautnacht entreißt.

Abb. 527. Kurdenmädchen in verschiedenen Trachten.

Wir gehen nun zu den

turanischen Völkern

über, die einen Zweig der mongolischen Völkerfamilie bilden. Ihre äußersten Vorposten, die osmanischen Türken, besprechen wir unter den Völkern Europas, während einige andere Stämme, wie die Kalmyken und deren Verwandte, die man zuweilen den Turaniern beirechnet, unter den Mongolen betrachtet werden sollen.

Unter den Frauen der turanischen Völker, die man auch Turkvölker nennt, muß

die Tatarin

an erster Stelle genannt werden. Der tatarische Typus steht etwa zwischen Türken und Mongolen. Das Haar der Tatarin ist schwarz, doch öfters auch braun. Die Backenknochen stehen hervor, aber das Gesicht ist, verschieden von dem der Mongolen, breit und voll. Die bald leicht geschlitzten, bald gerade stehenden Augen variieren in der Größe; die Iris ist vorwiegend grau oder braun. Das Auge erinnert am meisten an die Mongolin, obgleich die Mongolenfalte nicht völlig ausgebildet ist. Die Hautfarbe ist gewöhnlich braun, bei den in den Städten lebenden, besser situierten Frauen aber auch hell. Die tatarischen Städterinnen sind von guter Gestalt und haben oft hübsche Gesichter. Sie sind sehr lebhaft, witzig und gesprächig. Ihre Lebhaftigkeit und Zutraulichkeit berühren den Fremden zweifellos angenehm. In ihrer Art so vergnügungssüchtig wie die kultivierten Europäerinnen, sind sie auch putzsüchtig und eitel, und Klatsch, gerade wie im zivilisierten Westen, ist auch bei unseren Tatarinnen der wesentliche Bestandteil ihrer Unterhaltungen.

In geistiger Hinsicht steht die Tatarin weit zurück hinter den kultivierteren Frauen des Kaukasus. Ungeachtet ihres Selbstbewußtseins und einer verhältnismäßig würdigen Stellung in der Familie, wird sie doch von Männern, besonders Fremden, abgeschlossen gehalten.

Die kaukasische Tatarin, Nogaierin genannt, weiß sich die Tschadra mit derselben Grazie umzuwerfen wie ihre georgische

Abb. 528. Vornehme Kurdin.

Sevraguine phot.

Abb. 529. Persische Frauen zu Hause.

Abb. 530. Perserin in Haremstoilette.

Diese Tracht ist unter den Stadtfrauen allgemein verbreitet. Man sagt, Nasr-Eddin Schah sei bei seinem ersten Besuche in Europa von den Balletteusen so entzückt gewesen, daß er diese Tracht bei Hofe einführte, von wo aus sie sich, etwas modifiziert, weiter verbreitete.

Schwester. Dennoch wird sie von dieser über die Achsel angesehen. So vornehm wie sie sich in ihrem Aufputz zu gebärden weiß, so wenig „inneren Grund", kann man wörtlich sagen, hat sie dazu; denn die Tatarin — kennt keine Leibwäsche; das, was sie davon vielleicht auf dem Körper trägt, wird nicht eher abgelegt, als bis es förmlich in Fetzen zerfällt.

Weit zahlreicher als im Kaukasus und in Kleinasien sind die Turkvölker in Zentralasien. Hier steht der Mädchenhandel in vollster Blüte. Wir entnehmen darüber Petersburger Zeitungen folgendes:

„Nicht selten liest man, daß die Mohammedaner junge Mädchen zu verkaufen pflegen. Ein Massenverkauf fand vor einiger Zeit im Kusnezschen Kreise, Gouvernement Ssaratow, statt. Dort wurden aus Not 150—200 junge Mädchen im Alter von 13—17 Jahren an Turkmenen verkauft, die sie an die Absatzplätze dieser ‚Ware', Taschkend und Samarkand, weitergaben. Dieser Handel rief aber großen Lärm hervor. Die Händler haben sich daher eine Taktik ausgedacht, gegen die das

Sevraguine phot.

Abb. 531. Persische Dame im Straßenkostüm.

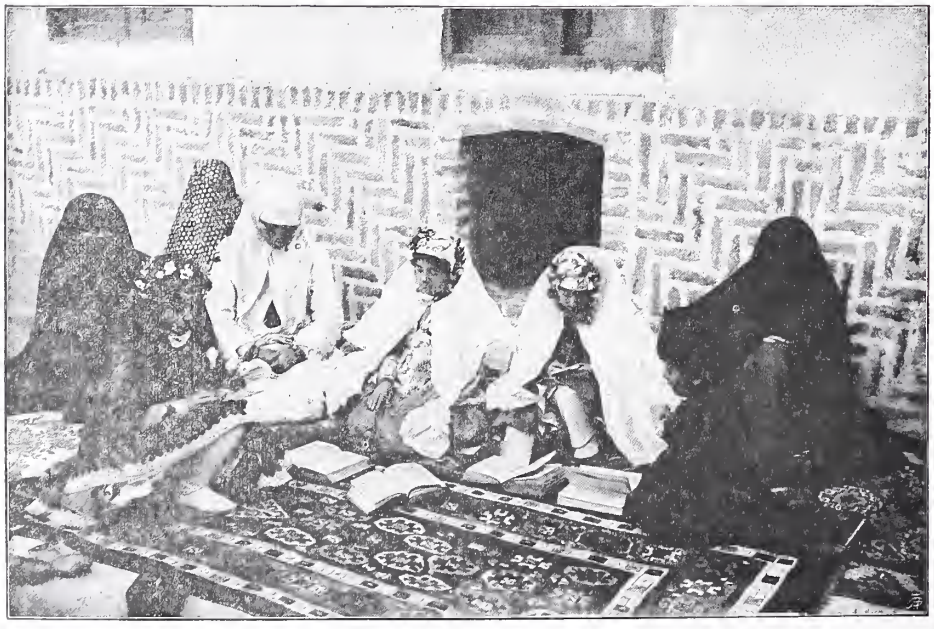


Abb. 532. Persische Mädchenschule.

Gesetz völlig machtlos ist: der Händler heiratet das gekaufte Mädchen und ververkauft dann später seine Frau. Ein Mädchen, für das man Brautgeld (Kalym) gezahlt hat, zu heiraten, kann niemand verwehren; freilich der Verkauf könnte bestraft werden, er ist aber schwer nachzuweisen. Denn der Händler reist unmittelbar nach dem Verkauf ab, ohne eine Spur zu hinterlassen. Das arme Opfer überzeugt sich meist, daß alles Klagen und Jammern zu nichts führt; solch ein mohammedanisches Mädchen ist außerdem vollständig unwissend, und endlich — es herrscht bei den mittelasiatischen Eingebornen eine Vorstellung über Frauenehre, die von der unsrigen sehr weit entfernt ist. Dort ist es für ein Mädchen, das sich in irgendeiner Lasterhöhle 300—400 Rubel erarbeitet hat, ein leichtes zu heiraten, während ein junges unschuldiges Mädchen,

Luarsab, Baku phot.

Abb. 533. Eine persische Schönheit.
Fett gefüttert, weil Beleibtheit als Schönheit gilt.

Abb. 534. Persische Tänzerin.

für das der Kalym zu bezahlen wäre, fast gar keine Chancen hat, in den Hafen der Ehe zu steuern. Eine Frau mit einigen hundert Rubeln erscheint einem armen Muselmann äußerst begehrenswert. Was kümmert ihn ihre Vergangenheit! Sobald er sie heiratet und, anstatt den Kalym zahlen zu müssen, selbst ihre paar hundert Rubel ausgezahlt bekommt, verwandelt er sich aus dem Nichts eines Proletariers in das Etwas eines „Kaufmanns". Von nun an führt er ein äußerst behagliches, friedliches Familienleben, in Eintracht und Beschaulichkeit; er ist ein Kapitalist geworden und läßt natürlich die Frau für sich arbeiten."

Unter den Städtebewohnern Zentralasiens seien die Jarkander genannt, deren Frauen von mittlerer Gestalt und robustem Körperbau sind. Ihre Physiognomie deutet auf eine Mischung von tata-

rischem mit echtem Mongolenblut. Die Züge sind hübsch. Die länglichen Augen sind schmal geschlitzt und liegen gerade, doch ist die Mongolenfalte erkennbar. Die Backenknochen stehen nur leicht hervor, das Kinn ist wohlgebildet. Das Gesicht zeigt ein schönes Oval. Hände und Füße sind zierlich. Als besonders schön gilt, wenn im Antlitz die Augenbrauen zusammenstoßen und die Haarflechten auf dem Haupte möglichst dicht sind. Auch Schminke ist beliebt. Auf dem Haupte wird ein Schleier getragen, doch dient er nicht zur Verhüllung des Gesichts.

Die Frauen der Karakuler und Karakatschiner sind klein von Gestalt, von schwächlichem Körperbau und bleicher Farbe. Sie sind äußerst scheu und ergreifen die Flucht, sobald sie einen Fremden erblicken. Zwar sind sie die Herrinnen in ihrer Hütte, sonst

Miß A. M. B. Meakin phot.

Abb. 535. Sartenfamilie aus Kokand.

aber die Sklavinnen ihrer Männer, die das Recht haben, sie zu jeder Zeit fortzujagen. Was man bei uns halb im Scherz, halb im Ernst zuweilen vorschlagen hört, die Probeheirat auf kurzen Termin, — bei diesem Volk ist sie längst zur Tatsache geworden; es soll sogar Probeheiraten — wie in Persien und in Mekka — auf allerkürzeste Dauer geben ...

Abb. 536. Wohlhabende persische Bäuerin.

Die Kirgisin.

Die Frauen der Kirgisen sind ausnahmslos von kleiner Statur. Ihre Haut ist kupferfarbig, zuweilen dunkel, doch sind die bedeckten Körperteile sehr hell. Sympathische Züge sind keineswegs selten. Der Kopf ist ziemlich klein, das Haar, das sie in einer Menge winziger Flechten tragen, deren Enden sie mit kleinen Goldstücken, Perlen, Muscheln und metallischem Zierat schmücken, ist schwarz. Die Zöpfe verlängern sie oft durch hineingeflochtenes Pferdehaar bis an den Gürtel. Die Stirn ist niedrig und breit, die Augen sind klein und liegen schräg, die Nase ist platt, die Backenknochen stehen vor.

Die Kleidung gleicht der der Männer. Sie leben in Zelten, die ärmeren wohl auch in Höhlen und Löchern. Polygamie ist gebräuchlich; wohlhabende Männer haben zwei bis vier Frauen, deren erste stets die Herrin des Hauses ist; ärmere müssen sich mit einer Frau begnügen. Sie heiraten mit vierzehn bis fünfzehn Jahren ihre wenig älteren Männer. Der Werbende zahlt einen Kalym von 40—120 Schafen. Oft werden die Heiraten schon in der Wiege bestimmt. Nachdem aber die russische Regierung bekannt gemacht hatte, daß sie solche Eheverträge nicht anerkennen würde, erschienen bald zahlreiche Jungfrauen, die erklärten, mit dem Verlobten keine Ehe eingehen zu wollen. Kinder zu besitzen, scheint nicht immer der Wunsch einer Kirgisin zu sein. Ist ihr eine Entbindung unbequem, so weiß sie durch fruchttötende Tränklein sich aus der Verlegenheit zu helfen.

Die Frauen ergeben sich gern leichten Sitten, sie genießen auch verhältnismäßig viel Freiheit. Besonders schalten und walten sie als kleine Despotinnen im Haushalt, in den ihr Gatte kein Wort hineinreden darf. Die Mahlzeit nehmen sie freilich erst ein, nachdem ihre Männer sich sattgegessen haben. Sie beschäftigen sich auch mit Spinnen, Stricken usw., haben aber auch Saat und Ernte zu besorgen, die Pferde zu satteln und zu zäumen, und bereiten den Branntwein, an dem sich ihre stärkeren Hälften berauschen. Das ganze Volk liebt Musik und Gesang; die Lieder überraschen oft durch poetische Schönheit.

Eine Unterabteilung der Kirgisen bilden die Karakirgisen, von den Chinesen Buräten genannt, nicht zu verwechseln mit den Burjäten.

Abb. 537. Tadschikfrau aus Taschkent.

Die Turkmenin.

Die Turkmenen rechnete man früher zu den wildesten Horden Zentralasiens. Sie leben in den sandigen Steppen zwischen dem Kaspischen Meer und Buchara in runden Zelten, kibitka genannt. Wohlhabende Männer haben gewöhnlich ein Zelt für sich selbst und eines für jedes ihrer Weiber. Einst

Abb. 538. Parsifrauen und -Mädchen (Feuerverehrerinnen) aus vornehmer Gesellschaft.

ausschließlich nomadisierend, hat sich heute der größte Teil des Turkmenenvolkes seßhaft gemacht. Während früher gefangene Perser alle ihre Feldarbeiten besorgten, müssen sie die Arbeit nun selbst vollziehen.

Die Frauen haben zuweilen anmutige, feingeschnittene Züge, geradlinige und große Augen, jedoch mit mongolisch engen Lidspalten, und eine gebräunte Gesichtsfarbe. Das Gesicht ist länglich, die Backenknochen stehen vor. Im allgemeinen kann man sagen, je hübscher eine Turkmenin ist, um so sicherer stammt sie von persischen Sklavinnen ab. Je reiner ihr Blut, um so platter ist ihre Nase und um so mehr machen sich die Backenknochen bemerkbar. In der Tracht unterscheiden sie sich von den Männern nur dadurch, daß sie statt der Mütze einen gewundenen Schal um den Kopf tragen. Außerdem überladen sie sich gern mit vielem Silber- und Goldschmuck am Hals, an den Armen und Fingern, auch mit Achatknöpfen im Haar.

Die Geschlechtsreife tritt etwa im Alter von 14—15 Jahren ein, aber Ehen werden oft noch vor dieser Zeit geschlossen; zuweilen heiratet das Mädchen im Alter von 12 Jahren und nicht später als 15. Einem alten Brauch gehorchend bringt die Turkmenin ihre Kinder aufrecht stehend zur Welt.

Ein glückliches, untätiges Leben führen die jungen Mädchen, aber auch als Frauen genießen die Turkmeninnen eine freie, geachtete Stellung. Eine Frau braucht sich nicht einmal zu erheben, wenn ein Fremder das

S. Narayan, School of Art, Bombay phot.

Abb. 539. Parsidame in der gebräuchlichen Tracht. Das aufgekämmte Haar ist vollkommen bedeckt.

Zelt betritt. Ja, es heißt, daß sie ihre Freiheit benutzt, um den Fremden zu unerlaubtem Tun, in Abwesenheit ihres Mannes, zu veranlassen. Aber schlimm würde es ihm gehen, wenn er sich mit der durchtriebenen Räuberin einließe. Es kommt ihr nur auf Erpressungen an, bei denen sie sich nicht scheut, dem Betroffenen auch das Letzte abzunehmen. Diebisch ist das Turkmenenvolk überhaupt ohne Grenzen. In der eigenen Hütte bestiehlt ein Familienmitglied das andere. Erfreulicher ist die große Liebe der Mütter zu ihren Kindern. Im Falle von Ehebruch darf der Mann sein Weib sofort töten, was auch oft geschieht.

Ein berühmter Brauch dieses Volkes ist der Brautritt, wobei die Braut, von Kopf bis zu Füßen in einen Schleier von Roßhaar oder in ein seidnes Tuch gehüllt, mit ihrem Zukünftigen um die Wette reiten muß. Der Kalym für die Bräute beträgt mindestens 250 Rubel, kann aber unter Umständen bis auf 1500 Rubel steigen. Unbemittelte zahlen den Kalym ratenweise, verpfänden sich aber oft damit den Schwiegereltern für die Zeit ihres Lebens. Um diesen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, werden die Mädchen oft geraubt, wodurch sich der nachzuzahlende Kalym weit geringer stellt.

M. A. Manfell & Co. phot.

Abb. 541. Parsifrauen.

S. Narayan, School of Art, Bombay phot.

Abb. 540. Parsidame im reformierten Kostüm. Das aufgekämmte Haar ist teilweise unbedeckt.

Die Webereien der Turkmeninnen sind berühmt. So weben sie z. B. aus dem Haar junger Kamelfüllen einen Stoff, der in Persien mit Gold aufgewogen wird, auch Steppdecken, Handschals u. a. Aber staune, Leser: nicht einen zarten Frauenleib sollen diese aus feinster und zartester Wolle gewobenen Decken verhüllen, sondern den Leib — der Pferde!

Bei den Teken, einem Turkmenenstamm, gebären die Weiber fünf bis sechs Kinder,

von denen die meisten Knaben zu sein pflegen. Im jugendlichen Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren werden sie für einen Kalym von 500—3000 Mark erworben und geehelicht. Trotzdem den Teken Polygamie gestattet ist, findet sich aus Weibermangel fast ausschließlich die Einehe. Untreue kommt selten vor; in solchem Falle würden die leidenschaftlichen Männer ihre ungetreuen Weiber töten. Ihr Leben ist voll der Mühe und Arbeit. Sittlich stehen die Tekinnen sehr hoch. In Merv findet man zahlreiche Usbekinnen, Tadschiks, Sartinnen, auch wohl Kirgisinnen „registriert", aber keine Tekefrau. — In ihrem Wesen sind sie gutmütig und freundlich.

Bei den stammverwandten Usbeken

W. A. Mansell & Co. phot.

Abb. 543. Parsimutter mit Töchterchen.

Abb. 542. Parsimutter mit Kind.

stehen Hunde tatsächlich in höherem Wert als Frauen. Diese, von schöner Figur und heller Hautfarbe, weisen oft edle Züge; das ovale Gesicht zeigt längliche Augen, eine etwas dicke Nase und ein rundes Kinn. Blonde sind nicht selten.

Unter den Baschkirinnen sieht man hier und da recht hübsche, ein breites Oval bildende Gesichter. Die Hautfarbe ist dunkelbraun bis gelblich. Die großen braunen oder schwarzen, nicht selten von langen Wimpern und buschigen Brauen beschatteten Augen liegen leicht schief. Die Nase ist bald platt, bald gerade. Schmuck zu besitzen ist der höchste Wunsch einer Baschkirin.

Die Frauen werden durch Zahlung eines Kalym von 200 bis 500 Rubel, der übrigens infolge der zunehmenden Armut des Volkes gesunken ist, in die Ehe geführt, und oft wegen geringfügiger Ursachen wieder geschieden. Ziemlich fruchtbar, gebären sie durchschnittlich acht bis neun Kinder.

Bei den Tarantschen sind die Frauen durch Feldarbeit stark gebräunt. Hin und wieder be-

Vornehme Perſerin.

A. W. A. Platé & Co., Colombo phot.

Abb. 544. Hindu der Sudrakaste von arischem Typus.

Die goldenen Halsketten, die Spangen, Schmucksachen und Ringe, alles aus reinem Gold, die sie am Arm, an den Fingern und im Kopfhaar trägt, repräsentieren einen Wert von über 2000 Mark.

Abb. 545. Vornehme, reich geschmückte Hindu.

gegnet man jungen Mädchen mit anmutigen Zügen. Das Haar tragen diese in zwei, die verheirateten Frauen in drei Flechten. Sie werden von ihren Männern sehr gering geschätzt und meist roh behandelt. Der Mann zahlt keinen Kalym, sondern hinterlegt nur ein „Depot", das wieder an ihn zurückfällt, falls er das Weib zurückschickt. Dennoch liebt auch der Tarantsche sein Weib in seiner Weise, wie ein von Radloff übersetztes Liebeslied zeigt, von dem zwei Strophen hier folgen mögen:

Mädchen, du liegst mir am Herzen,
Hast mein Herz entzündet, Mädchen,
Deine Brauen lieb' ich, Mädchen,
Auch dein Haar, Suleimamädchen.

Ach, ein Leben ohne Liebchen,
Wär's auch tausend Jahr, kein Tag ist's.
Stärker als der Hölle Flammen
Brennt die Liebesglut im Herzen.

Die iranischen Völker.

Iranier nennt man eine auf dem Hochland von Iran lebende Gruppe von Volksstämmen, die eine Schwesterabteilung der großen indo-europäischen Völkerfamilie bildet. Sie sprechen alle arische Sprachen. Zu ihnen rechnet man die Armenier, Kurden, Perser, Afghanen, Baludschen und die ihnen verwandten Stämme.

Die Armenierin.

Keinem andern Volk begegnet man so häufig im Orient wie den Armeniern. Die Unterdrückungen, die diese Nation, die schon vor Jahrhunderten ihre Selbständigkeit verloren, erlitten hat, haben sie frühzeitig aus ihren Urwohnsitzen vertrieben und sie veranlaßt, sich, ähnlich den Juden, in möglichst weite Peripherien zu verbreiten. Immerhin reicht der Wohnsitz der Hauptmasse in Europa nicht hinaus über die levantinischen Küsten, wohingegen sie sich im fernen

Abb. 546. Brahmanenkind.

Osten bis nach den Sundainseln verstreut haben. Außerhalb dieser Grenzen finden sich noch größere Kolonien in London, New York und wenigen andern Plätzen.

Nicht allzu sehr verwöhnt durch guten Leumund, ist es dem Armenier wohl gleichgültig, was man in der Welt über ihn denkt, so lange er nur seinen Zweck, schnöden Mammon zu häufen, erreicht. Und doch soll dieses Volk auf dem Stückchen Land, das es seine Urheimat nennt, bieder, ehrlich und mit allen guten Eigenschaften begabt sein. Kenner der Armenier behaupten, daß nur die jahrhundertelange Unterdrückung sie zu dem fast überall mißliebigen Volk gemacht hat, das sie heute sind.

Die Herkunft der Armenier, die, wie wir in den einleitenden Worten sagten, eine arische Sprache sprechen, ist dunkel; doch kann es, wenn ihr Typus in Betracht kommt, keinem Zweifel unterliegen, daß viel semitisches Blut in ihren Adern fließt.

Die Armenierin ist von gutem, aber nicht gerade graziösem Bau und ziemlich hohem Wuchs. Neigung zum Stark- und Fettwerden ist ihr eigentümlich. Die Haut ist in der Jugend fein und weiß, wird aber später dunkler und im Alter kupferfarbig und ledern. Das Gesicht erinnert entfernt an das der Griechin, meist aber ohne dessen geistigen Schimmer zu besitzen. Die Linien sind scharf gezogen. Der Kopf ist länglich, das Haar stets schwarz, ebenso die sehr harten großen Augen. R. v. Eckert nennt dieses Auge starr, sozusagen undurchsichtig und bleiern. Die Nase ist stets adlerförmig gebogen. Der Mund ist nicht gerade fein; die Lippen sind stark, ohne jedoch sinnlich zu wirken. Der Hals ist lang und dünn, die Extremitäten sind groß und unschön. Alles in allem ist die Durchschnitts-Armenierin keine Schönheit.

Bei keinem andern Volk in Kleinasien oder Transkaukasien nimmt das Weib eine gleich hohe und geachtete Stellung ein wie bei den Armeniern. Die jungen Mädchen bewegen sich in völliger Freiheit genau wie es in Europa üblich ist. Allerdings verkehren sie fast nur mit ihren Stammesgenossinnen, wie überhaupt der Armenier sich in gesellschaftlicher Hinsicht von dem Verkehr mit Angehörigen eines andern Volkes gern abschließt; aber man sieht die jungen Damen auch häufig in Gesellschaft von Männern, freilich nur im sittsamsten Verkehr in Worten und Handlungen.

A. W. A. Platé & Co., Colombo phot.

Abb. 547. Arische Hindu einer hohen Kaste.

Die Kleidung aus schwerer Seide ist mit Gold und Silber durchwirkt. Alle Schmucksachen sind aus reinem Gold. In die Nasenringe sind Perlen, Smaragde und Rubinen gefaßt.

Patriarchalische Grundsätze sind bezeich-

nend für das Familienleben der Armenier. So lange das Oberhaupt der Familie am Leben ist, halten sämtliche Mitglieder zusammen und bewohnen gemeinschaftlich ein Haus. Es soll vorkommen, daß drei bis vier Generationen zusammenleben, ein achtzigjähriger Patriarch, mehrere fünfzigjährige Söhne, dreißigjährige Söhne von diesen und deren zahlreiche Enkel. Kein Glied kann etwas für sich erwerben; jeder Gewinn gehört dem Ganzen. So gibt es Gehöfte, auf denen 40 bis 50 Köpfe starke Familien leben. Nach dem Tode der Eltern wird wieder der älteste Sohn der Patriarch der Familie. Obschon in einem solchen Haushalt eine Anzahl junger Frauen walten, kommen doch niemals Streitigkeiten vor; dazu ist die Erziehung, die die Armenierin genießt, eine zu strenge und eigentümliche.

Photographie von der kolonialen photographischen Gesellschaft zu Colombo.

Abb. 548. Ein malabarisches Mädchen.
16 Jahre alt.

Die Ehen sind nicht selten aus Herzensneigungen entstanden; denn in dem sittsam freien Verkehr der Geschlechter ist dem jungen Mann Gelegenheit gegeben, um die Liebe des Mädchens zu werben. Die Ehen werden frühzeitig geschlossen, besonders wohl bei der Landbevölkerung. Zwölfjährige Frauen sind keine Seltenheit; die Männer heiraten mit 18—20 Jahren. In der Ehe ist die Armenierin sehr fruchtbar, zehn Kinder sind nichts Ungewöhnliches.

Eine herbe Prüfung hat die junge Frau zu bestehen. Mit dem Jawort vor dem Altar hat sie auf Jahre hinaus das letzte Wort gesprochen. Sie ist zum Schweigen verurteilt; sie verhüllt ihr Gesicht mit dem Jaschmak, einem Tuch von roter oder blauer Farbe, und darf sich selbst im eignen Haus, ihren Gatten ausgenommen, nur durch Zeichen verständlich machen. Niemals erblickt man sie auf der Straße und selbst die Kirche darf sie nur zweimal des Jahres, zu Ostern und Weihnachten, unter dichtem Schleier betreten. Ihr ganzes Leben ist vorläufig dem Kinde geweiht, das sie erwartet und gehört in Demut dem Manne, der sie zum Weibe genommen. Von all diesem Zwange wird sie allmählich befreit, sobald das Kind geboren ist. Sie spricht mit dem Neugeborenen, später mit der Mutter ihres Mannes, dann mit seinen, und schließlich mit ihren eigenen Schwestern. Anfangs darf das Gespräch nur flüsternd geführt werden, daß es ja kein Mann hört. Aber erst nach vier oder fünf, ja zuweilen erst nach siebenjähriger Ehe legt sie den Zwang des Schweigens völlig ab und erwirbt die Rechte der unabhängigen Hausfrau, die als

Witwe sogar die patriarchalischen Rechte ihres Gatten übernimmt.

Die ärmeren Frauen sind bekannt für ihren Fleiß. Sie fertigen die Wäsche des Mannes aus der von ihnen gesponnenen und gewebten Leinwand und seinen Rock aus einem von ihnen hergestellten Tuche. Handarbeiten werden allerdings fleißig von Frauen aller Klassen angefertigt, aber natürlich sind es nur die ärmeren, die ihre mit unendlicher Sorgfalt hergestellten Erzeugnisse auf die Märkte des Orients schicken, von wo sie als gut bewertete orientalische Waren auch auf den europäischen Markt gelangen. Dahin gehören die feinen Hemden, zottige Bademäntel und Handtücher auf den Märkten von Trapezunt und Eudokia, die Leinwand von Bitlis, Teppiche, Matten, feine Strümpfe, Baumwollstoffe, die aus Fulikwolle gewebten Schals von Wan, Regenmäntel und zahlreiche seidene, farbenprächtige Stoffe, die zunächst die Orientreisenden auf den Bazars der Levante kennen lernen. Die wohlhabenden Armenierinnen stehen zweifellos auf einer gewissen Höhe der Kultur, ohne aber je in deren Tiefe zu dringen. Diese Klasse ist auch nicht fleißig und im übrigen kalt und berechnend. Immerhin sind auch sie gute Hausfrauen, wirtschaftlich, gewandt und überaus sauber. Ihr Wohltätigkeitssinn zeigt sich recht rege, aber (zum Unterschied von der Griechin) meist nur, wenn es alle Welt zu bemerken Gelegenheit hat. So liebt es die Armenierin sich gesellschaftlich hervorzutun und von sich reden zu machen. Auf der Promenade kleidet sie sich möglichst modisch europäisch und spricht, besonders in den Städten der Levante, wenn andere vorübergehen, französisch, während sie im eignen Hause die unverfälschte Armenierin ist. Vgl. auch den Artikel „Die Levantinerin". Die Armenierinnen sind sittlich unantastbar; in ihrem religiösen Bekenntnis sind sie meistens orthodox, seltener römisch-katholisch. In Konstantinopel haben viele amerikanische Nationalität angenommen.

W. A. Mansell & Co. phot.

Abb. 549. Vornehme Mohammedanerinnen von Haidarabad im Dekkan.

Abb. 550. Mohammedanische Frauen von niederem Stande.

Die Kurdin.

Kurden nennt man die Bevölkerung Kurdistans, die auch in Persien, besonders aber in Armenien, im südlichen Kaukasus und in der Türkei anzutreffen ist. Sie sind anthropologisch ein sehr interessanter Volksstamm. Man nimmt an, daß in ihnen mehr echtes Blut der

alten Meder und Perser fließt als bei den heutigen Persern, die mit arabischen und Turkvölkern vermischt sind. Besonders dürfte das bei der Landbevölkerung in Ostkurdistan der Fall sein. Unter dem Namen Bachtiaren und Luren kennt man sie im westlichen Persien bis an die Küsten des Persischen Meeres, wo sie in einzelnen Horden ein wildes Räuberleben führen.

Die Kurdinnen sind freier und geachteter und die wohlhabenderen von ihnen wohl auch lebensfroher und glücklicher als die Perserin oder Türkin. Man unterscheidet zwischen den Vornehmen (Khanua), die nach dem Korangesetze verschleiert gehen, und den Jaja, den Unverschleierten, die der ärmeren Klasse angehören. Die Kurdin ist nicht auf den Aufenthalt im Harem beschränkt, wie ihre persische Nachbarin, sondern bewegt sich frei auch außerhalb ihres Hauses und spricht unbeanstandet selbst mit fremden Männern. Nur

Abb. 552. Der Fußschmuck einer Indierin.

Die indischen Frauen tragen nicht bloß an Hals, Armen und Händen reichen Schmuck, sondern sie behängen auch Fußknöchel und Zehen mit Gold- und Silberspangen. Bereits das kleine Kind bekommt seinen Schmuck; dagegen muß eine Witwe all ihren Schmuck ablegen.

Abb. 551. Brahmanenfrauen, die christliche Bildung genossen.

jungen Mädchen ist es nicht ohne weiteres gestattet, sich mit Fremden in Gespräche einzulassen.

Allenthalben wird ihre Keuschheit und das züchtige Wesen der Kurdin gerühmt. Ihr heiterer Sinn berührt wohltuend und ihre Geschicklichkeit findet Anerkennung. Zu keiner Zeit wird man sie untätig sehen. Bald ist sie innerhalb, bald außerhalb ihres Zeltes beschäftigt. Sie wartet die Kinder, bereitet die Mahlzeit, putzt die Waffen des Gatten, sorgt für sein Lieblingspferd, oder sitzt, fröhliche Lieder trällernd, am Webstuhl. Über ganz Iran wird auch der Mut der Frauen dieses Volkes gerühmt.

Die Kurdin liebt die Kinder zärtlich, ebenso wie ihren Gatten, und eheliche Treue ist jedenfalls die Norm. In Kurdistan ist der orientalische Brautkauf durch Zahlung des „Kalyms" an die Schwiegereltern

des Bräutigams üblich; dabei befindet sich die Braut fast noch im Kindesalter. Nur besonders wohlhabende Männer pflegen mehrere Frauen zu ehelichen. Der äußere Eindruck der Frauen ist ziemlich vorteilhaft, trotzdem sie hier und da Nasenringe tragen, und einige sich auch tätowieren. Sie sind kräftig gebaut und trotz vollentwickelter Formen durchaus elastisch in ihren Bewegungen. Der brünette Typus ist die Regel, aber bei einigen Stämmen, so bei den Gurani, sind Blonde und Blauäugige nicht selten. Das Haar mit Münzen, Ketten oder anderm glitzernden Tand zu schmücken, ist sehr beliebt. Im übrigen dürften unsere Abbildungen die Tracht der Kurdin am besten veranschaulichen.

Die nomadisierenden Jesiden, ein Kurdenstamm im Gebiet von Karsk und Eriwan, dürfen nur unter sich heiraten. Das Weib wird auch hier durch einen Kalym erworben und in einfachster Zeremonie dem Manne angetraut. Untreue ist selten und nur in diesem Falle sind die Ehen lösbar. Polygamie ist den Jesiden erlaubt; doch machen nur Reiche, die öfters zwei Frauen haben, davon Gebrauch.

S. Narayan, School of Art, Bombay phot.

Abb. 553. Vornehme, mit Gold, Perlen und Edelsteinen reich geschmückte Hindudame mit ihrer Dienerin.

Die Frauen von Dardistan und Kafiristan.

In diesen, zu beiden Seiten des Hindukusch gelegenen Ländern leben zahlreiche Stämme, die mit dem Gesamtnamen Darden bezeichnet werden. Zu ihnen gehören u. a. die Kafir oder Siaposch. Ihre Frauen nehmen eine untergeordnete Stellung ein; sie werden zu Haus- und Feldarbeit angehalten, während die Männer der Jagd und dem Kriegsgewerbe frönen. Ein jeder Mann dieses Stammes darf so viele Frauen besitzen, als ihm beliebt; vier bis fünf ist eine nicht ungewöhnliche Zahl. Von ihrem Äußeren wird gesagt, daß sie sehr dunkles Haar haben und schwarze, funkelnde Augen. Häufig finden sich Krankheiten der Kopfhaut infolge von Unreinlichkeit. Beim Tode des Mannes hat der

Bruder das Recht, sämtliche Witwen zu heiraten. Eifersucht des Gatten wird durch kleine Geschenke leicht beschwichtigt. Vielerorts verlangt die Sitte, daß der Hausherr seine Weiber dem Gast zur Verfügung stellt. Mord, an unehelichen Kindern begangen, ein wahres Volkslaster, gilt nicht als Verbrechen. Nach solchen Berichten darf man wohl auf eine arge Sittenlosigkeit dieses Stammes schließen.

Abb. 554. Mohammedanerin.

Die Perserin.

Von den Ländern des fernen Ostens übt Persien, wie kein anderes Land, einen geheimnisvollen Reiz aus. Die Märchenwelt der Tausendundeine Nacht huscht an uns vorüber, wenn es genannt wird. Wir denken wohl auch an die liebestrunkenen Dichter, an die Rosen von Schiras, die seltsamsten Menschen und merkwürdigsten Gebräuche. Um so größer soll die Ernüchterung sein, wenn man „Farsistan" bereist.

Merkwürdig sind in der Tat seine Bewohner; denn sie halten gar vieles für gut und trefflich, was westländische Kultur durchaus als unwürdig und sündig verwirft.

Persien ist z. B. das Land der sanktionierten Lüge, und seit Saadi erklärt hat, es sei besser eine Lüge zu sagen, als durch eine Wahrheit Unannehmlichkeiten zu erzeugen, hält sich jeder Perser für berechtigt zu lügen. Die persische Sprache, sonst so reich an Feinheiten, besitzt auch keine Worte für Tugend, Dankbarkeit, Reue, Ehre, Gewissen usw., und selbst das Wort Liebe wird stets mit fleischlichem Verlangen sprachlich verbunden. Aus der Sprache eines Volkes darf man wohl Schlüsse auf seinen Charakter ziehen!

W. A. Mansell & Co. phot.

Abb. 555. Marathas aus der Bombay Presidency.

Die Perserin ist von brünettweißer Hautfarbe. Reines Weiß wird sehr geschätzt, und da es in natura fast nie vorhanden, muß die Schminke nachhelfen. In der Regel ist die Perserin von mittlerer Statur und normaler Fleischfülle. Ihre Gliedmaßen sind wohlgeformt, Busen und Hüften sind breit, jedoch die Brüste nicht besonders entwickelt; Hände und Füße sind schmal und fein. Ihre Haltung ist vornehm, ihre Bewegung graziös, der Gang leicht und frei; flüchtig schwebt sie mit ihren Füßchen über den Boden.

Das Antlitz ist rund, die mandel-

Indierin.

W. A. Mansell & Co. phot.

Abb. 556. Brahminische Damen aus dem Dekkan.

wartung. Die eine aus gewöhnlichem Holz, die andere kunstvoll aus bestem Material hergestellt. Auf der ersten liegen Einhüllungen aus billigem Stoff für einen Säugling, auf der andern ein kleiner Anzug aus Seide oder Satin mit feinen Stickereien. Diese Wiege ist für den erwarteten Knaben bestimmt, die erstere, wenn statt des Knaben „nur ein Mädchen" geboren wird.

Etwa bis zum achten Jahre wird das kleine Mädchen mit seinen Brüdern zusammen erzogen. Während nun die Tochter angesehener und wohlbegüterter Eltern eine gewisse Erziehung in Dingen des Wissens erhält, wächst die unbemittelte in völliger Unwissenheit auf. Selten, daß eine Tochter des Volkes des Schreibens oder Lesens kundig ist.

Ein persisches Haus besteht aus den dürftig ausgestatteten Außenräumen, die dem gewöhnlichen Aufenthalt des

förmig geschlitzten Augen sind groß und offen und erscheinen von Wollust trunken. Darüber wölben sich, über der Nase zusammenwachsend, feine Brauen. Das von Natur so schöne, üppige, dunkelkastanienbraune Haar wird meistens mit Henna gefärbt, und nicht genug damit, bemalt die Perserin noch ihre Handteller, Nägel und Fußsohlen orangegelb. — Als Ideal erscheint ihren übermäßig sinnlichen Männern möglichst eine weiße Haut, offene Augen, ein rundes, sogenanntes Mondgesicht, gewölbte Augenbrauen und eine Zypressengestalt.

Betrachten wir einmal den Lebensgang einer Tochter Farsistans.

Die Geburt eines Knaben wird mit lautem Jubel begrüßt und durch Festlichkeiten gefeiert. Nicht so die Geburt eines Mädchens. Von solch einem Ereignis wird kaum Notiz genommen. Zwei Wiegen stehen im Vorzimmer der Mutter in den Tagen der Er-

W. A. Mansell & Co. phot.

Abb. 557. Damen aus dem Punjab.

Abb. 558. Ein reiches indisches Mädchen aus der Handelskaste in Bombay.
Auf der Stirn das Kastenzeichen; mit Nasen-, Lippen-, Arm-, Fußknöchel- und Zehenschmuck.

Hausherrn und seiner Beamten dienen, in denen er auch seine Freunde empfängt, und den am Ende eines dunklen Ganges befindlichen Innenräumen, die nur nach dem Hof zu öffnen und bei den wohlhabenden Klassen glänzend ausgestattet sind. In diesen Räumen, Enderun genannt, spielt sich das häusliche Leben der weiblichen Mitglieder und Kinder des Hauses ab.

Hier lernt unser kleines Mädchen nähen und sticken, die Bereitung von wohlschmeckenden Gerichten und von Scherbett, und kaum jemals wird sie das Enderun verlassen, es sei denn, um ihre Mutter in das öffentliche Bad zu begleiten. Das Bad ist bekanntlich der Lieblingsaufenthalt aller Orientalinnen. Hier treffen sich die Freundinnen in Scharen, hier wird gefrühstückt, genascht und geplaudert, und was an Klatsch sich in den hübschen Frauenköpfchen angesammelt haben mag, wird hier in seliger Stimmung abgeladen. Über die Erziehung des jungen Volkes im Enderun ist man sehr geteilter Meinung. Von den einen wird behauptet, daß die Väter keine Mittel scheuen, um ihre Kinder wohl zu erziehen. Andere heben hervor, daß die aufwachsende Jugend im Enderun von unflätigsten Dingen reden hört und gelegentlich zu Zeugen schmutzigster Szenen wird. Hier lernen die Kinder jedenfalls ihren Vater hassen und verachten. Bezeichnend für das Verhältnis der Söhne zu den Vätern sind zwei Aussprüche: „Des Vaters größter Feind ist der Sohn“ und „Die Großeltern lieben die Enkel, weil diese Feinde ihres Feindes sind; denn sie trachten nach dem Leben dessen, der ihr (der Großeltern) Leben verfolgt.“ Ähnlich wie bei den Beduinen läßt der Sohn seinen Vater in der Not darben, und macht sich kein Gewissen daraus, ihn zu beschimpfen. In den ersten Kreisen, bei angesehenen Würdenträgern, wird man freilich keine

Abb. 559. Hindufrau in vollem Schmuck.

Gelegenheit zu ſolchen Beobachtungen haben; denn hier verdeckt Reichtum den morſchen Boden — es ſei denn, daß der Geiz, eines der perſiſchen Nationallaſter, nicht auch hier ſich beſchämende Blößen gibt. — Kehren wir aber zu den Frauen zurück.

Die Perſerin heiratet gewöhnlich in jugendlichem Alter. Eheſchließungen, bei denen die Mädchen zwölf bis vierzehn Jahre alt ſind, gehören keineswegs zu den Ausnahmen, aber fünfzehn bis ſechzehn Jahre gilt doch als das paſſendſte Heiratsalter. Die Einleitungen, die zu einer Ehe führen ſollen, werden von den im Orient allenthalben bekannten Vermittlerinnen oder auch von der Mutter des Freiers betrieben. Dem jungen Mädchen gibt man Gelegenheit, wenn es darauf beſteht, den ihr zugedachten jungen Mann, ohne daß er es gewahr wird, zu ſehen. Man zeigt ihn ihr im Vorübergehen auf der Gaſſe oder beim Durchſchreiten des Bazares. Mißfällt er ihr, ſo gibt ſie das der Vermittlerin in ſo unzweideutiger Weiſe zu verſtehen, daß die Unterhandlungen ſehr ſchnell abgebrochen werden. Mehr Schwierigkeit hat der junge Mann, ſeine zukünftige Gattin, ehe er ſich mit der Heirat einverſtanden erklärt, von Angeſicht zu ſehen; aber auch dafür gibt es Abhilfe. Die eigene Mutter ladet die begehrte Schwiegertochter mit ihrem Anhang zu ſich ins Haus und gibt ihrem Sohne Gelegenheit aus dem Verborgenen einen flüchtigen Blick auf ſie zu werfen. Im übrigen ſollte er öfters ganz gut wiſſen, wie die ihm vorgeſchlagene junge Dame ausſchaut, da er ſie in ihrer nicht weit zurückliegenden Kindheit gewiß oft geſehen hat; denn bis zu ihrem neunten Jahre gehen die jungen Mädchen unverſchleiert. Die Hochzeit ſelbſt iſt eine große Angelegenheit im Leben der Perſer, bei der ſie ſich meiſt tief in Schulden ſtürzen. In der Tat erfordern die endloſen Bewirtungen von Fremden, Prieſtern und Bettlern ſchwere Ausgaben.

Heiraten in der Familie, d. h. zwiſchen Vettern und Couſinen, ſind die Regel, oder jedenfalls ſehr beliebt. Trotz dieſer Inzucht ſind nachteilige Folgen für die Kinder, wie man ſie in Europa oft beobachtet, nicht feſtzuſtellen. Monogamie iſt die Regel, Polygamie wegen

Abb. 560. Eine Tamilin aus der Madras Preſidency.

Abb. 561. Indische Tänzerin aus Bombay, mit Kastenzeichen zwischen den Augenbrauen.

der damit verbundenen größeren Ausgaben und nicht zum geringsten wegen der Sorgen, solch ein Nestchen eigenwilliger Kücken zusammenzuhalten, die Ausnahme, die natürlich nach dem Koran erlaubt ist. Übrigens fügt sich eine verheiratete Perserin keineswegs leicht, wenn ihr Gatte die Absicht hat, eine zweite Frau zu nehmen. Sie ist trostlos, wenn es ihr nicht gelingt, diese Absicht zu vereiteln. Schließlich aber gibt sie nach, verbindet sich dann mit der neuen Gattin, und beide lohnen nun den polygamischen Herrn Gemahl mit Heimlichkeiten und Untreue.

Kann aber dieses Einvernehmen zwischen den Gattinnen nicht hergestellt werden, so ist für den Mann die Lage vielleicht noch schlimmer. Endlose Zänkereien machen ihm das Leben zur Hölle, und an seiner eigenen Person kann er die Wahrheit des persischen Sprichwortes auskosten, demzufolge es leichter sein soll, mit zwei Tigerinnen als mit zwei Gattinnen auszukommen.

Von den Eifersüchteleien der Frauen mag an dieser Stelle ein Bericht der Mrs. E. Sykes wiedergegeben werden, der uns persisch genug anmuten dürfte.

Eine vornehme Perserin kauft von dem kostbarsten Brokat, dessen sie habhaft werden kann und kleidet sich darin. Sie ladet ihre sämtlichen Freundinnen ein, um sich in ihrer, alle anderen Frauen überstrahlenden Pracht zu zeigen und läßt sich gehörig bewundern. Eine ihrer wohlhabenden Freundinnen aber ärgert sich darüber. Sie kauft möglichst in noch größerer Quantität von dem gleichen Stoff. Dann ladet sie ihre ganze weibliche Bekanntschaft zu sich, und wie sie das Zeichen gibt zum Auftragen des Tees, erscheinen — ihre sämtlichen Dienerinnen in den gleichen kostbaren Brokat gekleidet ... Kehren wir zu den Ehen zurück.

Außer den gewöhnlichen gibt es

W. A. Mansell & Co. phot.

Abb. 562. Meenamädchen.

noch temporäre Ehen, die von den Mullahs gegen Entgelt von 1—1½ Mark geweiht und auf ein bis zwei Jahre, zuweilen auch nur auf einige Stunden geschlossen werden. Auch Kinder aus solchen Ehen gelten als legitim. Wir lernten diese Ehen bereits bei den Arabern kennen. Während bei diesen aber die Frau einen Ehemann „auf Zeit" sucht, um nach Mekka pilgern zu können, ist es in Persien der Mann, der sich aus gleichen Gründen eine provisorische Gattin nimmt. Auf die Wallfahrt nimmt der Perser sein Weib nämlich nicht mit, da es ihm nach den Lehren seiner schiitischen Religion verboten ist. Übrigens nehmen die persischen Frauen nur geringen Anteil an den religiösen Übungen der Männer. Sie sind nicht einmal gebunden, die Moschee regelmäßig zu besuchen.

Nichts ist im Eheleben des persischen Volkes leichter als die Scheidung. Die Anträge gehen freilich fast immer vom Manne aus, und zwar nicht etwa deswegen, weil der Mann mehr Grund zur Unzufriedenheit mit seinem Eheweib hätte als umgekehrt, sondern weil das Weib eine Menge Schwierigkeiten fände, den Weg des Gesetzes zu betreten. Ihr eigener Gatte ist immer die erste Instanz, an die sie zu appellieren hat. Nach gewöhnlichem Ritus verheiratete Frauen dürfen im Falle einer Scheidung erst nach drei Monaten einem neuen Gatten sich antrauen, nach temporärem dürfen sie es alle 25 Tage. Die Frau darf zu ihrem ersten Manne zurückkehren, nur muß sie inzwischen mit einem andern vermählt gewesen sein. Diese vielen unsittlichen Zustände bilden jedenfalls den Hauptgrund für die Charakterlosigkeit des Volkes und die unwürdige Erziehung der Kinder.

Die Perserin ist fruchtbar. Fünfzehn oder sechzehn Geburten in der Familie ist durchaus nichts Ungewöhnliches, aber die Unkenntnisse der Hygiene sind so groß, daß selten mehr als sechs oder acht Kinder am Leben bleiben.

Abb. 563. Schönheit aus Benares.

Noch ist kein Wort von der Kleidung der Weiblichkeit gesagt worden.

Das Hauskostüm der Frauen im Innern des Landes unterscheidet sich nicht unwesentlich von dem der Damen von Teheran. Ist es auch nicht schön, so ist es doch originell, während die Mode der Hauptstadt durch die Initiative des Schahs Nasr Eddin manche Eigentümlichkeiten zeigt, die auf die Bekanntschaft des ver-

ſtorbenen Herrſchers mit Pariſer Ballettdamen zurückzuführen ſind. Zu dem Nationalkoſtüm gehört das kokette Käppchen, das noch von dem weiten weißen Schleier, der auf den Oberkörper fällt, umhüllt wird. Die Büſte wird durch ein kurzes Gazehemd eingeſchloſſen; darüber liegt ein weitausgeſchnittenes brokatgeſticktes Leibchen und über dieſem noch ein Wams. Die Beine ſtecken in bauſchigen Pluderhoſen. Die Füße werden in Kaſchmirſtoff gekleidet, doch werden Schuhe innerhalb des Hauſes niemals getragen.

Abb. 564. Marwarifrauen.

Bei ihren Ausgängen hüllt ſich die Perſerin in ihre weite, blaufarbige Tſchadra derartig ein, daß von der Figur nichts zu erkennen iſt. Daß auch das Geſicht von dem unabkömmlichen orientaliſchen Schleier, in Perſien einem weißen, dichten Tuche, bedeckt iſt, ſo daß nur die ſchwarzen, feurigen Augen zu ſehen ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Da ſie aber kokett iſt, wie alle Orientalinnen, enthüllt ſie in heimlichen Augenblicken gern ihr Antlitz einem vorübergehenden Europäer. Selbſt im eigenen Hauſe zeigt ſie ſich, falls überhaupt, einem Fremden gegenüber ſtets verſchleiert. Nur in Gegenwart ihrer Familie und einiger Verwandten legt ſie den läſtigen Geſichtsvorhang ab. Das Straßenkoſtüm wird durch weite grüne oder bläuliche Seidenhoſen vervollſtändigt, die über die häuslichen Beinkleider gezogen werden, ſowie durch ein Paar Schlappſchuhe. So graziös die Bewegungen der Perſerin innerhalb ihres Hauſes erſcheinen, ſo unangenehm wirken ſie, wenn die unförmig eingemummelte Geſtalt über die Straße ſchreitet. Man wird an das Watſcheln von Gänſen erinnert.

Wie alle koketten Frauen iſt die Perſerin neugierig und putzſüchtig, und da bei vornehmen Damen die Kleidung meiſt aus koſtbaren Schalen, Seide und Goldtreſſen in ſchwerem Brokat beſteht, führt die Putzſucht der Frauen oft zu dem Ruin der Familie.

Die Tochter Perſiens iſt die geborene Demimondaine. Sie liebt zarte Abenteuer, bei denen ſie dem Gatten Hörner aufſetzen und einen Dritten mit ihrer ſtets ſinnlichen Liebe beglücken kann. Auf ſolchem Gebiet iſt ſie Meiſterin!

Bei den Reichen iſt Baden, Rauchen der Narghile-Pfeife, Naſchen, Tee- und Kaffeeſchlürfen und gegenſeitiges Beſuchen oder Rendezvous in den Bädern, wovon wir

bereits gesprochen haben, die einzige Beschäftigung. Selten, daß sie sich mit Lektüre oder Schreiben abgeben. Die Perserin der besseren Stände wird von ihrem Gatten vorzüglich behandelt; sie genießt auch bei ihren Ausgängen vollste Freiheit. Bei ihrer Intelligenz und Entschlossenheit in eignen Angelegenheiten würde sie sich kaum die Erniedrigungen anderer Orientalinnen gefallen lassen. Aber auch bei den geringeren Ständen ist eine unwürdige Behandlung oder gar körperliche Züchtigung so gut wie ausgeschlossen.

In allen Ständen mischen sich die Frauen gern in die geschäftlichen Angelegenheiten ihres Gatten, und scheuen sich nicht, wenn dieser eine offizielle Stelle einnimmt, ihn politisch zu beeinflussen und diplomatische Ränke-

W. A. Mansell & Co. phot.

Abb. 565. Frauen von Meerut.
(Nordwestliches Indien.)

Abb. 566. Tracht der Jainfrauen.

stückchen zu schmieden. — Fleiß finden wir allein bei der ärmeren Klasse, in der die Frauen nicht nur alle häuslichen Geschäfte besorgen, sondern auch noch mit Spinnen nach uralter Weise, wobei der Rocken unter dem Arm gehalten wird und der abgesponnene Faden an der freihängenden Spindel herunterläuft, beschäftigt sind. Aus dem fertigen Garn weben sie dann Strümpfe, Pferdedecken oder knüpfen Teppiche, deren Ertrag dem Gatten zugute kommt.

Leider ist das irdische Glück der Perserin nicht von langer Dauer; bald nach ihren ersten Kindern altert sie, wird mit etwa fünfunddreißig Jahren eine Matrone und damit für ihren Herrn und ihre Freunde zu einem lebenden Inventar zweiter Ordnung. Es kommt ihrem Gatten gar nicht darauf an, sich dann von ihr scheiden zu lassen, ihr die gesetzliche Abfindungssumme zu zahlen und „frische Ware" in das Endurun einzustellen.

Musik ist in Persien eine sehr beliebte und viel ausgeübte Kunst, obgleich die Ausübenden, soweit es Damen der Gesellschaft sind, es kaum

zu großer Fertigkeit bringen. Bei den Liedervorträgen schneidet die Perserin fürchterliche Grimassen. Es mag bei dieser Gelegenheit bemerkt werden, daß Sprechen, ebenso Weinen, in möglichst hohen Tönen als vornehm gilt. Das Interesse für den Tanz nimmt sehr ab. Die öffentlichen Tänzerinnen gelten nicht als sehr reputierlich. — Aus der neuesten revolutionären Zeit in Persien lesen wir in einem Bericht folgendes über die Frauen des Landes:

„Die Stellung der Frau ist in Persien eine würdigere als in der Türkei; das persische Frauengemach steht höher als der türkische Harem. Überhaupt ist der Perser meistens monogam, nicht wie viele Türken polygam; es sei aber hier eingeschoben, daß Monogamie und Polygamie auch in der Türkei vielfach nur von materiellen und finanziellen Verhältnissen abhängig sind. Die persische Frau lebt in den für sie bestimmten Räumen des Hauses, die der Bewachung eines Eunuchen, oder eines alten Mannes unterstehen, aber der Gatte pflegt in diesem Teil seines Hauses die Mahlzeiten einzunehmen und die Nächte zu verbringen, so daß also bei der Frau der Mittelpunkt des persischen Familienlebens ist. Nur an zwei überlieferten Sitten wird, vorerst noch, streng festgehalten: an dem Fernbleiben der Frau bei männlichen Besuchen und am Verhüllen des Gesichtes. Der Gebrauch des Schleiers ist unerläßlich. In den letzten Jahren haben einige Perserinnen am Unterricht in europäischen Schulen teilgenommen; sie haben aber die Erlaubnis dazu nur unter der Bedingung erhalten, niemals den Schleier abzulegen. Und doch ist diese Sitte schon einmal durchbrochen worden. Eine der leitenden Führerinnen in der persischen Frauenbewegung, Aglia Kucciulu (Kucciulu ist ein Beiname und bedeutet so viel, wie etwa der kleine oder junge Mann), die in frühem Alter an der Tuberkulose starb, hatte sich von allen Gebräuchen und Sitten emanzipiert, die bisher von den persischen Frauen streng beobachtet wurden. Sie sprach nicht nur englisch und spielte Klavier, Violine und Tar (ein persisches Musikinstrument, unserer Mandoline ähnlich), sondern wagte auch unverschleiert durch die Straßen Teherans zu gehen und sich zwanglos in Männergesellschaft zu bewegen. Nirgendwo erregte sie dadurch Anstoß. Naturgemäß zieht auch die persische Politik die Frauen an und gerade in den jetzigen Wirren stehen sie auf der Seite der Liberalen und des Parlaments gegen die Reaktionsbestrebungen des Schah. So hat eine Dichterin, die ihren Namen freilich nicht nannte, in einer persischen Zeitschrift eine begeisterte Ode der Frauen an das Parlament veröffentlicht, die mit den

Abb. 567. Wohlhabende Tamilenfrau.

Skeen & Co., Colombo phot.

Abb. 568. Tamilin aus dem niedrigsten Stande (Paria) auf einer Teepflanzung.

Worten beginnt: ‚Wie darf der selbstherrliche Wille eines einzelnen das Parlament zerstören, welches der Engel Gabriel im Himmel gewollt hat?' Als die persische Volksvertretung die Errichtung einer Nationalbank vorschlug, schrieben die persischen Frauen an die Zeitung ‚Habb-ul-Matin' einen gemeinsamen Brief, in dem sie dem Staat zu diesem Zweck ihr Geschmeide und ihre Edelsteine zur Verfügung stellten. Ein großer Schritt zur Modernisierung der persischen Frauen wäre das Ablegen des Schleiers, dessen ständiges Tragen als Last und Entwürdigung empfunden wird. Aber selbst den radikalsten unter den Führerinnen der Frauenbewegung scheint diese Maßregel zu revolutionär, als daß sie sofort ins Werk gesetzt werden könnte, und Aglia Kucciulu hat bisher noch keine Nachfolgerin erhalten."

Verwandte der Perser sind in den Städten und Dörfern Zentralasiens die Tadschik. So nennt man sie, wenn sie persisch, dagegen Sarten, wenn sie türkisch reden. Ihre Frauen sind schlank und haben hochstehende Backenknochen und flache Nasen. Die feurigen Augen liegen leicht schräg. Trotzdem sind feine, sogar edle Züge nicht selten. Ihre Hautfarbe erinnert an die der Südeuropäer. Das Haar ist gewöhnlich dunkelbraun oder schwarz, öfters auch blond.

Selten sieht man eine angesehene Sartin im Freien. In solchem Falle erscheint sie vollständig eingehüllt in ein düsteres, graues Gewand und verbirgt ihr Antlitz hinter einem dichten Schleier von schwarzem Pferdehaar. Die Frauenräume liegen gesondert von den Räumen der Männer und empfangen ihr Licht ausschließlich durch Hoffenster.

Nach dem mohammedanischen Gesetz darf jeder Mann vier Weiber haben, doch besitzen reiche Mullahs öfters fünf. Es ist den Männern gestattet, die Gattinnen nach Belieben

Abb. 569. Ein Nahtschmädchen (Tänzerin).

zu wechseln; dagegen kann eine Sartin nicht ohne weiteres ihren Mann verlassen. Die Geschicklichkeit der Frauen in Seidenstickereien ist bewunderungswürdig.

Obschon dieses Volk sich zum Islam bekennt, finden sich noch Spuren des einstigen Zoroasterglaubens; gleich den Parsi, von denen weiter unten gesprochen werden soll, pflegen sie niemals ein Licht auszublasen.

Abb. 570. Frauen aus dem Dekkan (Drawida).

Ihre in den Gebirgen wohnenden Nachbarn sind die Galtscha, deren Frauen stets unverschleiert gehen. Sie werden mittelgroß, haben nicht selten angenehme Züge, kastanienbraunes, schlichtes Haar, oft helle Augen, aber schlechte, vom Essen getrockneten Obstes verdorbene Zähne. Die Haut ist kaum dunkler als die der Tadschik. Polygamie ist zwar erlaubt, doch nehmen die Galtscha selten mehr als eine Frau, die sie durch einen Kalym erwerben. Nur in den seltensten Fällen verläßt die Frau das Haus. Ein alter Galtscha sagte einmal: Die Frauen haben außerhalb des Hauses nichts verloren, aber im Hause genug zu tun. Nach diesem Wort wäre die Stellung der Frau keine günstige. Andere Kenner des Volkes behaupten aber, die Galtschafrau wäre ihrem Gatten völlig gleichgestellt. Dieser erwirbt sie auch nicht wie ein Handelsobjekt; vielmehr erfolgt die Heirat nach freier Entschließung beider Teile.

Die Galtscha kennen keinen Tanz, spielen jedoch eine Art Guitarre und singen dazu melancholische Lieder.

Fern von dem Mutterlande, in Indien, lebt noch ein echter persischer Volksstamm, die feueranbetenden Parsi, die zu den interessantesten Völkern in Indien gezählt werden. Sie sind über das ganze Industand und den weiteren Orient verbreitet, haben aber in Bombay ihren Hauptsitz.

Die Parsi sind, wie es heißt, die reinen Nachkommen jener großen von Zoroaster gestifteten Religionsgemeinschaft, die, als der Islam triumphierend in Persien eingezogen war, um ihres alten Glaubens aus der iranischen Heimat hatten fliehen müssen, bis sie in Indien ein schützendes Asyl fanden. So unsympathisch das Äußere des männlichen Parsi, sowohl der Typus wie die Tracht, wirkt, so sympathisch berührt uns die Parsifrau, besonders aber das jugendliche Parsimädchen.

Abb. 571. Dravidische Indierinnen aus den niederen Unterabteilungen der Sudrakaste.
Man beachte die verschiedenen Kostümierungen: die Kinder mit kürzeren oder längeren Jäckchen, die reiferen Mädchen mit dem Sarih (Überwurf).

Abb. 572. Tamilin.
Gattin eines wohlhabenden Kaufmanns.

Das schmale feinzügige Gesicht mit der etwas blassen, bräunlichweißen Gesichtsfarbe, die kleinen zarten Gliedmaßen, die Geschmeidigkeit des Körpers, und doch wieder das Hoheitsvolle im Gange der ziemlich kleinen Person, machen die junge Parsi zu einer liebreizenden, anmutigen Erscheinung. Dazu kommt noch ihre Tracht, die ich getrost das schönste exotische Frauenkostüm nenne, das ich irgendwo in der Welt gesehen habe. Es handelt sich dabei im wesentlichen um farbige, kostbare seidene Schleier und Gewänder, die mit exquisitestem Geschmack den Körper einhüllen, wovon unsere Illustrationen ein Zeugnis ablegen mögen.

Nicht oft dürfte man übrigens ein Volk finden, bei dem sich die weiblichen Angehörigen von den Männern ihres Stammes in ihrem Äußeren so stark unterscheiden, wie die Parsi. Ich nannte schon die Farbe der Frauen weiß und leicht gebräunt; dagegen ist die der Männer häßlich braun. Außerdem ist die Haut der jungen Parsimädchen zart und ätherisch, bei den Männern grob und ledern. Während diese oft auffällig groß werden und ziemlich plump gebaut erscheinen, sind die Jungfrauen, wie schon erwähnt, klein und von zartem Bau. Allerdings scheint ihr Wachstum länger anzudauern, als bei andern Frauen; denn im hohen Alter finden wir öfters recht große und vor allem beleibte, dunkelgebräunte Matronen. In ihrem Gebaren ist die Parsi unschuldsvoll und züchtig. Zweifellos ist sie auch keusch in ihrem Wesen.

Die Parsi heiratet sehr jugendlich, und nur einen Angehörigen ihres Stammes. Die Ehe ist stets monogam; Scheidung ist gestattet. Die Satzungen dieses Volkes sind sehr streng. Das Feuer ist ihnen, wie gesagt, heilig. Nie darf ein Feuer oder ein brennendes Licht ausgelöscht werden.

W. A. Mansell & Co. phot.

Abb. 573. Tamilin.
Frau eines Kaufmanns.

Nicholas & Co., Madras phot.

Abb. 574. Vornehme Tamilin.

Die menstruierende Frau muß sich, weil sie als unrein gilt, an einen abgesonderten Ort des Hauses begeben. Man nennt diesen Daschtan-satan, und legt ihn so an, daß die Sonnenstrahlen keinen Zutritt haben, und Wasser wie Feuer, sowie alles was zum Leben gehört, fernbleibt.

In Indien sind die vornehmen Parsi die einzigen Eingeborenen, die mit der britischen Gesellschaft in gesellschaftlichem Verkehr stehen; in dieser Hinsicht genießen sie sogar den Vorzug vor einheimischen Indiern der höheren Kasten.

Die Afghanin.

Im Vergleich zu ihren gigantischen Männern, einem wahren Hünengeschlecht, ist die Afghanin ungewöhnlich klein zu nennen. Nach unseren Begriffen von etwa mittlerer Größe, schlank und geschmeidig gebaut, ist sie von heller, gelbbräunlich schimmernder Hautfarbe. Das Gesicht, von ovaler Formung, zeigt angenehm berührende Züge; ja, manche Reisende rühmen ihnen zuweilen hohe Schönheit nach. Die Afghanin ist auch fetter und gerundeter als ihre Männer, bei denen trotz aller Kraft und Größe der starke Knochenbau auffällt.

Schmuck und Geschmeide gehört zu ihren Freuden. Sie trägt Finger-, Ohr- und Nasenringe, Gold- und Silbergeschmeide am Hals und goldene Ringe im Haar. Ringe und loser Tand schmücken auch ihre Fußknöchel und verursachen beim Gehen ein an das Tamburin erinnerndes Geräusch. Wie in so vielen andern asiatischen Ländern werden auch in Afghanistan die Frauen für einen Kalym

Steen & Co., Colombo phot.

Abb. 575. Frau eines Aboriginerstammes von der Malabarküste.

Nicholas & Co., Madras phot.

Abb. 576. Drawidische Indierin vom Nairstamme. Nach dem Brauche ihres Volkes muß sie in der Öffentlichkeit ihren Oberkörper entblößen.

erworben, doch beruhen die Eheschließungen gleichzeitig oft auf Herzensneigung. B. Platz meint, daß Afghanistan vielleicht das einzige Land ist, wo das Wort „Liebe" im europäischen Sinne aufgefaßt wird. Die junge Afghanin heiratet sehr frühzeitig. Wenn sie zehn bis zwölf Jahre alt ist, freit der liebesschmachtende Jüngling bereits um sie, und er wandert oft nach Indien aus, um dort den zuweilen recht hohen Kalym für seine Geliebte zu verdienen. Polygamie ist gestattet, wird aber nur von den Reichen des Landes geübt. Der ärmeren Klasse würde es dazu an Mitteln gebrechen.

Die Afghanin verschleiert sich nur in Gegenwart von Fremden. Sie genießt die Achtung ihres Volkes und ihrer Männer, und zwischen Ehegatten herrscht ein edlerer Verkehr, als man ihn gewöhnlich im Orient, z. B. im benachbarten Persien antrifft. Stirbt ein Mann, so ist der unvermählte Bruder des Verstorbenen der nächste Anwärter auf eine neue Ehe der Witwe. Verzichtet er auf diese Rechte, so gilt er doch als ihr Vormund, ohne dessen Einverständnis sie keine neue Heirat eingehen darf.

Liebesintriguen der verheirateten Afghanin sind keine ungewöhnlichen Vorkommnisse. Während der strenge Herr Gemahl vielleicht in der Hujra (einer Art Rauchklub) oder in der Moschee weilt, weiß die liebesgirre Gattin unter dem Schutz der Burka (einem Tuch, das die Gestalt aufs Unkenntlichste drapiert) den „Freund ihrer Seele" in ihr Haus hineinzuschmuggeln. Wehe aber, wenn sie ertappt wird! Mit Kot und Öl beschmiert, und mit geschorenem Haupt wird sie, verhöhnt von der Bevölkerung des Ortes, rittlings auf einem Esel durch die Straßen getrieben.

Nicholas & Co., Madras phot.

Abb. 577. Dienerinnen vom Nairstamme (Drawida).

Bildung in unserm Sinne ist bei den Afghaninnen natürlich nicht zu erwarten. Immerhin genießen sie eine gewisse Erziehung, und viele von ihnen, besonders in den wohlhabenden Klassen, können schreiben und lesen.

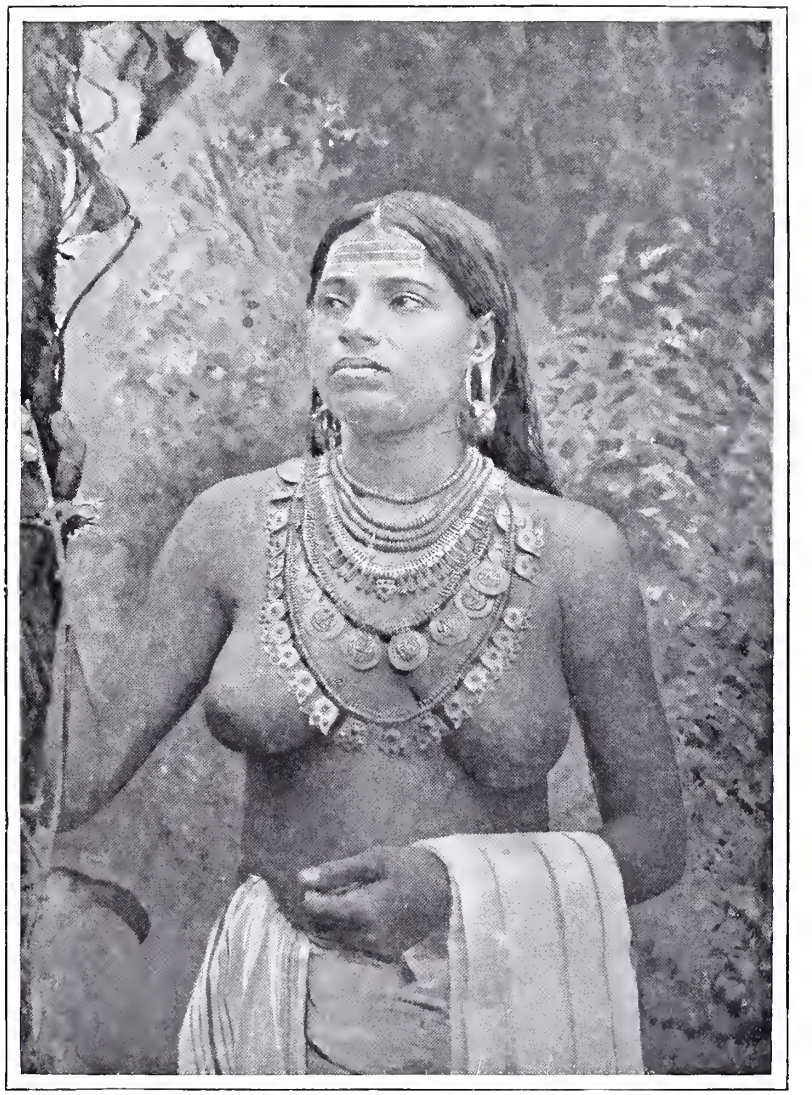
Die Afghanen rechnet man heute zur indo-europäischen Völkerfamilie. Sicher aber haben sie viel semitische Beimischung erfahren. Sie selbst nennen sich Paschtun; in Indien nennt man sie Pathans.

Die Frauen Beludschistans.

In Beludschistan haben wir zwischen zwei der Rasse nach ganz verschiedenen Völkern zu unterscheiden, nämlich dem sehr kräftigen, nomadisierenden Volk der Brahuis, das im Gebirge wohnt und den Drawidas zugezählt wird, das dem Lande auch seine Fürsten gibt — und den eigentlichen Baludschi, die zu den Iraniern gerechnet werden, in der Ebene, in Städten und Dörfern wohnen, und weniger ausgeprägte physische Eigentümlichkeiten besitzen.

Die Frauen der Brahuis sind kräftig und von großer Ausdauer. Von Figur sind sie klein bis mittelgroß. Ihr Gesicht ist breit angelegt und zeigt hohe Backenknochen. Das Haar und die wildblickenden Augen sind tiefschwarz, doch kommen auch braune vor. Die Frauen verrichten die üblichen häuslichen Arbeiten, wie Melken und Buttern, bereiten den Käse, knüpfen Teppiche usw. Bemerkenswert ist, daß sie ihre Mahlzeiten zusammen mit ihren Männern einnehmen, was bekanntlich kein allgemeiner Brauch im Orient ist. Im übrigen ist ihr Geist von jeder Art Bildung unbelastet.

Die Baludschifrauen sind ähnlich gebaut wie ihre Brahui-Schwestern, doch etwas weicher und zarter. Ihre Hautfarbe ist rötlichbraun, das Gesicht von rundlicher Formung. Das schwarze oder braune Haupthaar wird am Hinterkopf zu einem schmucken, kronenartigen Knoten aufgesteckt. Um das Haupt schlingen sie ein



Nicholas & Co., Madras phot.

Abb. 578. Vornehme Frau vom Namburistamme (Malabarküste).
Sie darf nur Schmuckgegenstände auf ihrem im übrigen entblößten Busen tragen.

Kopftuch, das bis an den Boden herunterreicht; doch gehen sie eigentlich nur außerhalb ihres Hauses verschleiert. Den Körper umgibt ein weites, meist rotfarbiges Gewand aus Baumwolle, das bei den Reichen mit Seidenstickerei verziert ist. Alle aber hüllen ihre schlanken Beine in

Abb. 579. Tänzerin des Maharadja von Jaipur.

bunte Pluderhosen, die bis an die mit Fußringen geschmückten Knöchel reichen.

Die Baludschi ist große Freundin von allerlei Tand, den sie sich so reichlich anschafft, wie es ihr die Mittel erlauben. Wo sie ihn an ihrem Körper anbringen kann, da tut sie es. Ohr-, Nasen-, Arm- und Fußringe bedecken ihren Körper und verursachen ein klingelndes Geräusch, wenn sie sich bewegt, gerade wie bei der Afghanin.

In den durchlöcherten Nasenflügeln trägt sie, falls Metall- oder Perlenringe fehlen, mindestens ihren ganzen Vorrat an Haar-, Näh- und Stecknadeln. Gleich den Afghanen behandeln auch die Baludschi ihre Frauen gut und halten sie nicht so abgeschlossen, wie es sonst bei den Völkern des Islams Brauch ist.

Die Frauenwelt Indiens.

Die große vorderindische Halbinsel wird bekanntlich von mehr Völkern bewohnt als der Kontinent von Europa, Völkern, die in ihrem Typus zum Teil mehr voneinander abweichen als der Schwede vom Portugiesen, der Finne vom Griechen. Man unterscheidet im allgemeinen nur zwischen Indiern arischer Herkunft und Drawidas, die bisweilen auch Aboriginer genannt werden. Ich ziehe vor, drei große Gruppen aufzustellen, nämlich: den Grundstock, die Aboriginer, d. h. die Urbevölkerung des Landes, die sich verhältnismäßig noch am reinsten erhalten hat, die Drawidas, d. i. diejenige Bevölkerung, die m. E. aus einer Vermischung fremder (vielleicht malaiischer oder denen verwandter) Stämme, die schon in vorgeschichtlichen Zeiten in Indien eingedrungen waren, mit den Aboriginern entstanden ist; schließlich die Bevölkerung, welche man schlechthin als die arische bezeichnet, die trotz der starken Vermischung, die ihre reinarischen Vorfahren mit den Völkern, die sie in Indien antrafen, also Drawidas und Aboriginer, eingegangen sind, zweifellos noch die physischen Merkmale der alten Arier tragen. Man nimmt an, daß die Arias und ihre Nachbarvölker, die Uralaltaier, aus ihrer zentralasiatischen Heimat etwa um die Zeit des Erscheinens der Hyksos in Ägypten, ausgeschwärmt waren. Letztere wurden

Abb. 580. Indiſche Tänzerin.

W. H. Mansell & Co. phot.

Abb. 581. Mohammedanische Tänzerin.

vermutlich von den Arias aus der Gegend des Persischen Golfes hinausgetrieben. Im eigentlichen Indien hat Kaschmir zuerst eine arische Bevölkerung erhalten. Die vermischten Nachkommen jener Arier sind es, die allgemein mit Hindu bezeichnet werden, und so wollen wir sie auch in den folgenden Zeilen nennen. Ihrer Religion nach sind sie teils Mohammedaner, teils Brahminen, die man meist auch Hindu (also im engern, religiösen Sinne) nennt.

Die Hindu scheiden sich in eine Anzahl von Gesellschaftsklassen, Kasten genannt, die sich in vielen Verhältnissen streng voneinander absondern, in anderen wieder nähern. Man zählte 1901 nicht weniger als zweitausenddreihundertachtundsiebzig Kasten unter dreiundvierzig verschiedenen Nationalitäten. Indessen gibt es doch nur vier Hauptkasten, deren Bekanntschaft für die meisten Zwecke eines Indienreisenden genügt, nämlich: die Brahmanische oder Priesterkaste, die Kriegerkaste, aus der die regierenden Fürsten stammen, die Ackerbauer- und Händlerkaste und die Dienerkaste. Parias nennt man die keiner Kaste Angehörigen, ebenso die Ausgestoßenen (englisch outcast), ebenso die von den Hindu verachteten Ureingeborenen.

Abb. 582. Nahtschmädchen (Tänzerin).

An den sehr strengen Gebräuchen der Hindureligion hat das Weib keinen Anteil; wenigstens keinen aktiven. Und doch ist sie es, die mit Ehrfurcht die religiösen Handlungen der Männer ihres Stammes pflegt, die alle heiligen Legenden kennt, die ihren Kindern aus den „Puranas" vorliest, die sie zu religiösen Übungen veranlaßt und acht gibt, daß die Vorschriften der Kaste nicht verletzt werden. — Nun aber zu den Frauen selbst.

Hoheit in der Erscheinung, Ebenmaß besonders in den oberen Gliedmaßen, Schwung in den Linien des Aufbaus, Geschmeidigkeit des ganzen

Körpers und Leichtigkeit in der Bewegung sind fast durchweg charakteristisch für die Hindufrauen. Die Farbe der samtweichen und glänzenden Haut ist rotbraun; aber natürlich sind bei einer so starken und so verschiedenartigen Zusammensetzung des Blutes genug Abweichungen von dieser Grundfarbe, bald ins Gelbliche, bald ins Schwarze, anzutreffen. Das Haar ist tiefschwarz, glänzend und schlicht. Die Stirn in dem ovalen Antlitz ist hoch, Kinnladen und Mund sind von mittlerer Größe, das Kinn ist klein und rund und bildet mit der Stirn eine vertikale Linie. Die Wangen zeigen öfters Grübchenbildung. Die Nase ist gerade und kleiner als bei unsern Frauen. Die recht sinnlichen Lippen umschließen zwei Reihen prächtiger Zähne. Die wohlgestellten und weit offenen Augen weisen eine braune, öfters auch hellbraune Iris. Sie sind von schönen langen Wimpern und kräftigen Brauen beschattet. Diese Augen sind stets von sanftestem Ausdruck und zählen zu den schönsten der Welt. Der Hals ist schlank und feinlinig. Der Oberkörper ist bei genauer Betrachtung weit besser geformt als der untere. Herrlich sind die Schultern, von vollendeter Rundung die Arme und von selten schöner Formung die Brüste, die sich nach oben wenden, auch wenn das Mädchen Mutter geworden ist. Ich möchte mich Mantegazzas Meinung anschließen, der die Entblößung des Oberkörpers als die Ursache seiner Schönheit ansieht, während das Hocken und Zusammenkauern am Boden die unteren Extremitäten hat verkümmern lassen.

Abb. 583. Indische Palasttänzerin.

Einige Hindufrauen der Brahmanenkaste färben sich die Sohlen rosa, andere sogar den ganzen Körper gelb. Zuweilen tragen junge Mädchen ein kleines rundes Goldblättchen, tica genannt, über der Nasen-

wurzel. Liebende haben den viel gebrauchlichen Scherz erdacht, sich die tica durch ein dazu abgerichtetes Vöglein, gewöhnlich den Bulbul, einen Paradiesvogel, von der Stirn der Geliebten rauben zu lassen, um sie ihr dann persönlich zurückzubringen. In der Bewertung bei ihren männlichen Stammesgenossen stehen die Hindufrauen weder besonders hoch, noch werden sie mit der Verachtung behandelt, wie sie die Frauen mancher anderer Völker des Orients erfahren. Ihr Eintritt in die Welt, ihre Geburt, wird freilich mit einem Fluch begrüßt. Der Hindu hält eben das weibliche Wesen für ein niederes, unwürdiges Geschöpf, und da der Frauen nur geringe Ehren im Jenseits harren, hält er sie, sofern nicht schon in der Wiege ein Gatte für sie bestimmt werden kann, für überflüssig im diesseitigen Leben. Daher das schreckliche Morden weiblicher Geburten, gegen das die britische Regierung mit Mühe und harten Strafen ankämpft. Es ist die Ursache, daß bei manchen Stämmen die Zahl

A. W. A. Plate & Co., Colombo phot.

Abb. 584. Dravidische Hindu einer niederen Kaste.

A. T. W. Penn, Ootacamund phot.

Abb. 585. Frauen der Todas, eines Aboriginerstammes im Nilgherrigebirge.

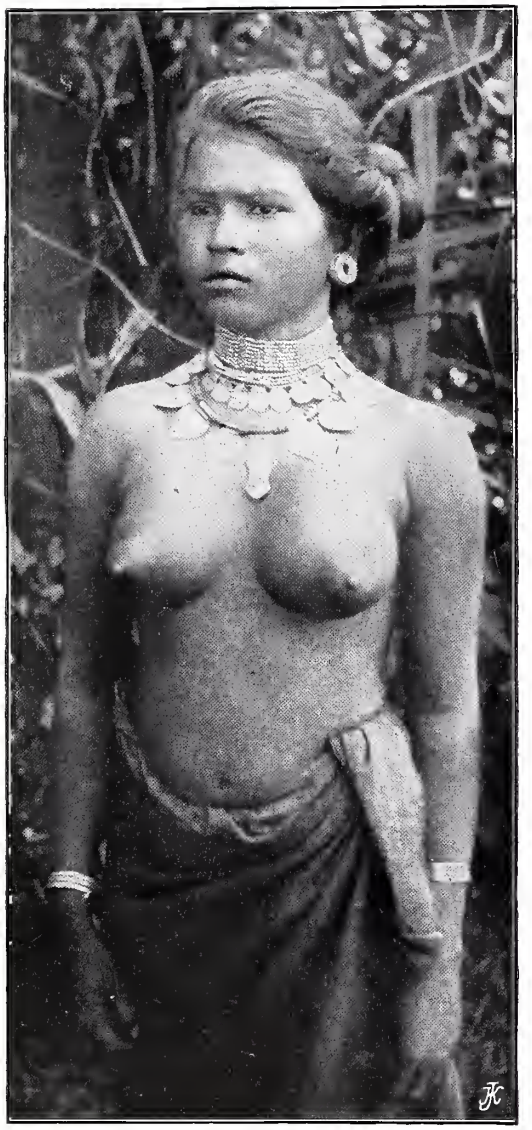


Abb. 586. Nahtschmädchen.
Singhalesische Tempelsängerin. Ceylon.

der Männer fast doppelt so groß ist als die der Frauen!

Was wäre aus Indien geworden, hätte nicht England die Zügel des Volkes in seinen geschickten Händen! Ein paar Zahlen werden dies am besten klar machen.

Im Jahre 1836 war im westlichen Radjputana unter 10 000 Seelen kein einziges Mädchen anzutreffen. Die Vornehmen der Provinz gaben zu, daß man seit hundert Jahren kein Mädchen länger als ein Jahr hatte leben lassen. Nach dem großen Aufstand von 1857 wurde festgestellt, daß in 308 Ortschaften der weibliche Kindesmord im Schwunge war. In vielen Ortschaften war seit Menschengedenken keine Hochzeit gefeiert worden, in Benares sogar nicht seit 200 Jahren! Im Jahre 1869 zählte man in sieben Ortschaften 1 Mädchen auf 100 Knaben. Gegen diese fürchterlichen Zustände wandte die britische Regierung ihre ganze Macht an, mit dem segensreichen Resultat, daß heute die Zahl der Frauen zum mindesten nirgends weniger als die Hälfte der Männer beträgt.

Wie gesagt, wird das kleine Hindumädchen, das am Leben bleiben soll, einem etwa gleichaltrigen Knaben in die Ehe versprochen, so daß, wenn die Kinder einmal erwachsen sind, alle persönlichen Neigungen erstickt sein müssen.

Man mag sich danach einen Begriff machen, wie unglücklich weibliche Wesen bei solchen Zuständen aufwachsen müssen, — und dennoch werden ihnen so viele gute Eigenschaften nachgesagt.

Abb. 587. Palany (Singhalesin).

Sehr richtig äußert sich ein Kenner des Landes im Madras Athenäum, daß wir die Hindufrauen in vieler Hinsicht zu bewundern haben. „Sie sind gefühlvoll und leidenschaftlich, schön und graziös und ihr Gang ist leicht und flüchtig. Ihre Bewegungen haben etwas Poetisches. Sie haben ein zartes Herz und sie führen eine sanfte

Skeen & Co., Colombo phot.

Abb. 588. Singhalesische Obstverkäuferin in Colombo.

Sprache. Sprichwörtlich ist die Treue ihrem Gatten gegenüber. Ihre schwarzen Augen vermögen schmachtende und anmutige Blicke wie brennendes Feuer auszustrahlen. Für ihre Kinder haben sie ein warmes Gefühl, wovon sie oft ein rührendes Zeugnis ablegen. Wenn wir sie nicht schätzen, geschieht das, weil wir sie nicht genügend kennen. Ihre orientalischen Manieren sind nicht weniger natürlich, reizvoll und angenehm als die der europäischen Frauen. Sollten sie vielleicht die Manieren der Frauen des Nordens affektieren?" Usw.

Die vornehme Hindu verbringt den größten Teil ihres Daseins in der „Zenana" (Frauengemach), die sie nur verschleiert oder in einem Baldachin verläßt. Hier ist sie völlig abgeschlossen von der übrigen Welt. Schaut sie durch die winzigen Öffnungen der Jalousien, so fällt ihr Auge oft nur auf hohe Mauern. Das einzige Stückchen Natur, das sie unten in einer Ecke des Hofes erblickt, ist eine einsame Palme.

Auch in der Bahn reist sie in einem von den Männern stets gesonderten Abteil. Von dem Leben der Frauen in der Zenana soll alsbald ausführlich erzählt werden.

Dem Hindu ist gestattet mehrere Frauen zu heiraten, doch nur die zuerst geheiratete gilt als die Herrin des Hauses, und nur ihre Kinder gelten als legitim. Besonders die „frommen" Brahminen pflegen in den verschiedenen Teilen des Landes, die sie für ihre Wallfahrten bereisen, Nebenfrauen zu haben, über die nicht gerade ein guter Leumund geht, wogegen der arme Hindu meist monogam lebt. Das Zölibat wird in Indien so verachtet, daß selbst der Witwer nur wenige Tage ledig zu bleiben wagt.

Wer hätte nicht von der Witwenverbrennung gehört? Über diesen entsetzlichen Brauch, den die britische Regierung so gut wie ausgerottet hat, herrschen jedoch viele irrige Ansichten. Ein eigentliches Gesetz, das die Verbrennung der Witwen verlangte, hat nie existiert. Aber in den Anschauungen ihres Volkes wäre es für eine Hinduwitwe eine Schmach gewesen, länger auf irdischen Boden zu verweilen, als ihrem

Photographie von der Kolonialen photographischen Gesellschaft zu Colombo.

Abb. 589. Ein Singhalesenmädchen, 15 Jahre alt.

Abb. 590. Junge Singhaleſin.

Gatten vergönnt war. So mußte ihr der Tod als Befreier erſcheinen von hundertfältigen Peinigungen, die ſie in ihrem Weiterleben hätte erdulden müſſen. Da nun infolge ſtrengſter Maßregeln der britiſchen Regierung die Verbrennungen aufgehört haben, aber manche Härte und herabwürdigende Behandlung den Witwen heute noch nicht erſpart ſind, ziehen dieſe oft vor, ſich auf andere Weiſe das Leben zu nehmen. Indeſſen wandeln ſich auch hier die Zeiten zu humaneren Anſchauungen.

Ein engliſcher Beamter, der einem Sati (ſo nennt man die Selbſtopferung) beigewohnt hat, ſchildert den Vorgang wie folgt. Eine bejahrte Witwe war feſt entſchloſſen, ihrem verſtorbenen Gatten in den Tod zu folgen. Sie verlangte von dem Beamten erregt die Erlaubnis zu dem Sati und behauptete, ſie würde in kurzem mit der Seele des Verſtorbenen vereint ſein. Hierbei ſprach ſie den Namen des Mannes aus, was unter anderen Umſtänden eine Hindufrau niemals tun würde. Als der Beamte ſah, daß kein Mittel helfen würde, die Frau von ihrem Vorhaben abzuhalten, berief er ihre Anverwandten und nahm ihnen das Verſprechen ab, daß unter ihnen nie wieder ein Sati vorkommen dürfe. Bald loderte der Scheiterhaufen empor und die Witwe legte ſich hinein, als wäre es ein Bett. Sie ſtarb, ohne einen Schmerzenslaut vernehmen zu laſſen. Während der Verbrennung führten die Spielleute eine lärmende Muſik aus, aber nicht etwa, um die Klage des Opfers zu übertönen, ſondern zu verhindern, daß man die letzten Worte der Sterbenden vernähme. Nach dem Volksglauben haben Witwen, die ſich verbrennen, die Gabe, zukünftige Dinge zu enthüllen, und da dieſe manchem Lebenden Kummer verurſachen könnten, hält man es für beſſer, ſie nicht zu hören.

Die arme Hindu teilt redlich die Mühe und Arbeit des Tages mit ihrem Manne;

Abb. 591. Singhaleſin.

Hindu-Familie.

ja, vielfach findet man sie in härterem Dienst als das starke Geschlecht. So liegt z. B. der Eisenbahnbau im südlichen Indien, vielleicht auch in andern Teilen, ganz in den Händen der Frauen. Bei dieser Gelegenheit muß auch bemerkt werden, daß die Abschließung der Hindufrau von der übrigen Welt im Süden Indiens keine so strikte ist wie im Norden. Sie müssen zwar eine gewisse Zurückhaltung wahren, werden aber nicht entehrt, wenn das Auge eines Mannes auf sie fällt.

Ein angenehmeres Leben als das Weib des armen Hindu führt natürlich die vornehme Hindudame. Neben der Sorge für das Haus, Nähen und Kochen, und der Erziehung der Kinder verfügt sie auch über viele Stunden der Muße. Dann liest sie wohl eine indische Legende oder Romanze, spielt Karten oder hört albernen Geschichten zu. Hat sie Besuch, so wird ohne Unterbrechung geplaudert, und zwar nicht gerade von keuschesten Dingen. An der Unterhaltung nehmen die Nebenfrauen und die Dienerinnen teil. Ihre Schmucksachen und ihre Schönheit bilden einen beliebten Gegenstand der Unterhaltung. In den Palästen der Fürsten und Reichsten führt die Konkubine ein Leben des Müßiggangs, putzt sich, plappert, läßt sich Geschichten erzählen oder lauscht der Musik eines Hofmusikanten.

Keine Frau darf ohne Erlaubnis des Mannes auch nur für einen Moment das Haus verlassen. Nie darf sie die Räume der Männer betreten oder nur so laut sprechen, daß ein Mann sie außerhalb hören könnte. Im Hause ihrer Eltern genießt das junge Mädchen mehr Freiheit als später im Hause ihres Schwiegervaters. Nie darf sie den Mund zu ihrem Gatten in Gegenwart von dessen Mutter öffnen. Der Zwang geht so weit, daß z. B. die Frau eines jüngeren Bruders nicht über den Schatten des älteren treten darf.

Die Frauen speisen gesondert von ihren Männern, und erst nachdem diese ihre eigne Mahlzeit beendet haben. Auch dann erhalten sie meist nur, was die Männer übrig zu lassen beliebten. Obschon sie ihren religiösen Vorschriften gehorsam mehrmals des Tags, d. h. mindestens zweimal zu baden haben, was aber oft in schmutzigen Pfützen und stehenden Gewässern geschieht, kann man die Hindu schwerlich sauber nennen. Auch das am Tage zweimalige

Abb. 592. Eine singhalesische Schönheit.

Skeen & Co., Colombo phot.

Abb. 593. Singhalesin aus Kandy.

Wechseln ihrer Kleidung nach den Bädern kann uns nicht über ihre Unsauberkeit täuschen. Sparsamkeit ist eine der vornehmsten Tugenden der Hindufrauen, im Gegensatz zu ihren der Verschwendung ergebenen Männern. In ihrem Charakter müssen wir auch ihre Geduld und Ergebung rühmen, ihre Selbstverleugnung in den Martern ihres Hausstandes. Ihr Glück sucht sie allein in der Zufriedenheit ihres Herrn und Gebieters und in der Erziehung ihrer von beiden Eltern zärtlich geliebten Kinder. Hindus wie auch andere Asiaten, die westliche Kultur kennen gelernt haben, pflegen ihren Frauen eine höhere Stellung einzuräumen und sorgen für eine bessere Erziehung der Kinder. Während früher Mädchen gar keinen Schulunterricht genossen, existieren heute dank Maßnahme der britischen Regierung mehrere tausend Mädchenschulen in denen mehr als 100000 weibliche Zöglinge unterrichtet werden. Unter den gebildeten, ausgezeichneten Frauen der Hindus gibt es eine ganze Anzahl Dichterinnen.

Für die Kleidung der Hindufrauen sind charakteristisch der sechs Meter lange Schal aus Mull oder bunter Seide mit abstehender Kante, der Kopf und Oberkörper leicht und graziös drapiert und dann einen Teil des Leibes umschlingt, sowie das trikotartige, scharf anliegende Jäckchen, das nur für die Einhüllung der Brüste bestimmt ist, während der übrige Körper von unterhalb der Brüste bis unterhalb des Nabels entblößt bleibt; alsdann folgt von den Hüften an, den Leib völlig freilassend, ein weites Kleid. Eine andere Tracht bedeckt mit Tüchern den größeren Teil der Trägerin, läßt jedoch zufolge einer religiösen Vorschrift eine Brust entblößt. Der Stoff ihrer Kleidung ist je nach der Wohlhabenheit Baumwolle oder

Skeen & Co., Colombo phot.

Abb. 594. Mädchen aus einem singhalesischen Dorfe.

W. A. Mansell & Co. phot.

Abb. 595. Rodiwas niederen Standes auf Ceylon.

Seide; natürlich werden grelle Farben bevorzugt. Die Doabifrauen (im Landesteil Doab) lieben gemusterten Kaliko für ihre Tracht.

Nur die Mohammedanerinnen Indiens sind völlig bekleidet, wirken aber mit ihren enganliegenden Beinkleidern, verglichen mit der malerischen Drapierung der Hindu, eher abstoßend. Im Süden trägt die Mohammedanerin übrigens einen Rock über den Beinkleidern, der bis an die Fußknöchel reicht, und ein Jackett, das bis auf die Knie hinuntergeht. Die vornehmeren von ihnen sieht man selten im Freien und dann immer vom Kopf bis zu den Füßen in einen Muslinschleier dicht eingehüllt, wogegen die ärmeren auf dem Feld in ihrer dürftigen Kleidung sich stets unverschleiert bewegen.

Schmuck lieben alle Indierinnen in reichem Maße, besonders wohl die brahminische Hindu. Die entblößten Arme, das Handgelenk, der Hals, die entblößten Knöchel, die Ohren und die durchbohrte Nase werden förmlich belastet mit Ringen und Reifen. Ein Ring im linken Nasenflügel bedeutet, daß die Trägerin verheiratet ist. Dazu kommen noch häufig die erwähnten ticas, die öfters aus Gold oder Silber sind. An Festtagen ziert sie noch ein Kopfschmuck aus feinsten Ketten, die nach der Stirn zu in Medaillons enden. Der mindestens fünf Pfund wiegende Körperschmuck soll nicht selten das halbe Vermögen des Mannes präsentieren.

Die Mohammedanerinnen heiraten in reiferem Alter, nicht gleich nach Eintritt der Pubertät wie die Hindus; daher sind ihre Ehen auch kinderreicher.

Alle Kinder Indiens laufen etwa bis zum Alter von fünf bis sechs Jahren nackt umher. Nur die kleinen Mädchen tragen an einer Kette oder Schnur ein kleines

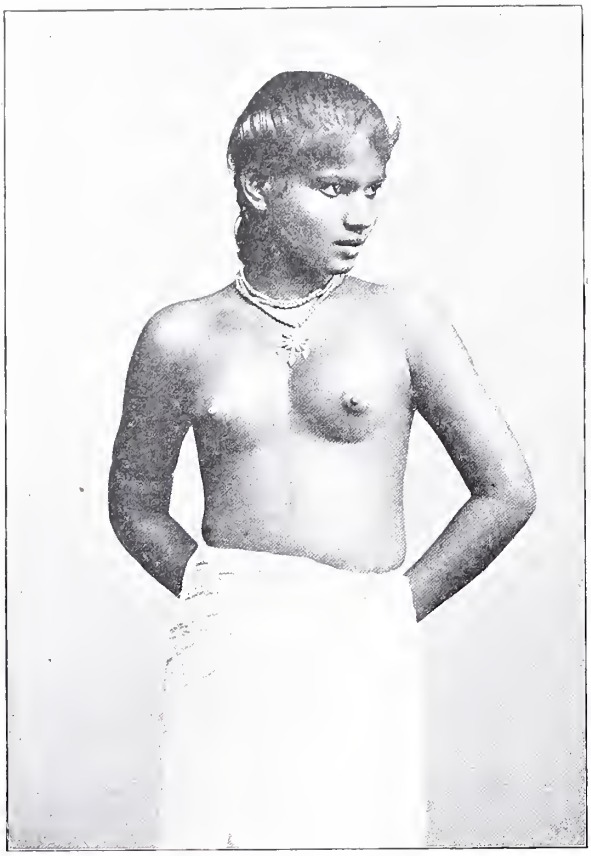


Abb. 596. Junge Singhalesin.

herzförmiges „Feigenblatt" aus Metall und um den Hals eine Kette.

Musik wird von allen Indiern leidenschaftlich geliebt, doch wird sie nach meiner Erfahrung nur wenig von Männern und gar nicht von Frauen in der Art unserer Dilettanten ausgeübt. Mütter mögen in der Zenana ihren Kleinen Kinderlieder vorsingen, aber im allgemeinen werden für musikalische Vorträge professionelle Spielleute und Sänger zugezogen. Bei den meisten Stämmen würde selbst ein lautes Singen der Frauen in der Zenana als ungehörig gelten. Das tägliche Gebet zu Krischna, das die Telegufrau an ihren Gott richtet:

Erwache, erwache, göttlicher Krischna!
Erwache, um die Deinigen zu erlösen
Du Gott über alle; du einzig Vollkommener,
Gib uns deinen himmlischen Segen.
Erwache, erwache!

das die Männer laut singen, wird sie nur summen oder mit gedämpfter Stimme singen.

Es wird behauptet, daß die Indier ihre eigene Musik der europäischen vorzögen. Mag sein, daß das häufig zutrifft. Aber aus eigener Erfahrung weiß ich, daß Indier nichts so sehr an fremdländischer Kultur bewundern als die Musik der Europäer.

Eine besondere Stellung nehmen die Nahtschmädchen oder Bajaderen ein. (Das ind. Wort Nahtsch bedeutet Tanz, während „Bajadere" von dem portugiesischen bailadeira abgeleitet ist.)

Daß die Tänze der orientalischen Kulturvölker ganz anderer Art sind als die unsrigen, ist allgemein bekannt. Bei den Indiern so gut wie bei den Türken und Arabern wäre es unschicklich, selber zu tanzen. Man engagiert zu diesem Zweck die professionellen Tänzerinnen, die Nahtsches. Gewöhnlich vollkommener bekleidet als andere Frauen und vielleicht sittsamer als manche unserer Ballettdamen, werden sie von allen Indiern geachtet.

W. A. Mansell & Co. phot.

Abb. 597. Nodiyas bei der Toilette.

W. A. Mansell & Co. phot.

Abb. 598. Rodiyamädchen.

Die Singhalesen auf Ceylon haben trotz ihres buddhistischen Glaubens eine Art Kasteneinteilung von den indischen Hindu angenommen, deren niederste Abteilung „Rodiya" genannt wird.

Abb. 599. Rodiyamädchen, Ceylon.

Langsam beugt und windet die Nahtsch ihren Körper, gleich einer zierlichen, schlanken Palme, die sich beim Zephir des Morgens bewegt. Gleich den Blättern eines Baumes scheint jedes Glied ihres Körpers Leben zu atmen und schwingt nach den Rhythmen der begleitenden Musik, die bald an Wehklagen wie das Seufzen des Windes, bald an Lachen und Lust wie das Plätschern des Wassers erinnert.

Das Gewerbe der Nahtsches ist durchaus einträglich. Die berühmtesten von ihnen, die nur von den reichen Fürsten Indiens, wie dem Nejsam von Haidarabad, dem Maharajah von Meisor engagiert werden können, lassen sich einen Tanz mit mehreren tausend Rupien honorieren.

Eine andere Art Bajaderen sind die Devadaschis im Süden, die der Gottheit (Wischnu oder Schiwa) sich weihenden Tempeltänzerinnen. Nur Töchter höherer Kasten werden zu diesem Dienst zugelassen. Es ist ihnen zwar gestattet, sich zu verheiraten, doch legen viele das Gelübde lebenslänglicher Keuschheit ab. Trotz all dieser Heiligkeit, mit der die Devadaschis sich einzuräuchern belieben, sind die meisten von ihnen weltlichen Genüssen recht zugetan. Vor allem streben sie gleich den vorhin geschilderten profanen Nahtsches danach, irdischen Mammon in möglichst großen Quantitäten anzuhäufen. Zu diesem Zweck verlassen sie, von Musikanten begleitet, von Zeit zu Zeit ihre Tempel und begeben sich auf die „Tournee", von Dorf zu Dorf, wo sie ihre Künste gegen Entgelt vor der Menge zeigen und noch lieber sich zu privaten Vorstellungen, die aber weniger dem Vorführen ihrer Tanzkunst als anderen Zwecken dienen, von den Reichen des Ortes engagieren lassen. Kein Wunder, daß das einträgliche Gewerbe der Devadaschis, das sie vor den Sorgen des Alters schützt, bei den Frauen im Süden sehr beliebt ist, und kaum verläßt eine der Bajaderen, die natürlich frühzeitig ihre Reize einbüßen, die Bühne ihres Wirkens, so ist junger Nachwuchs da, um sie zu ersetzen.

Mit dem im Vorstehenden geschilderten Tänzerinnen sind nicht zu verwechseln die

Abb. 600. Lepkamädchen im Himalaya.

„Nautches“ in den indischen Hafenstädten, die für ein geringes Entgelt Touristen ihre höchst minderwertigen choreographischen Künste vorführen.

Von dem wenig beneidenswerten Leben der Hindufrauen in der Zenana erzählt Helene Riehus im „Globus“, daß viele Millionen von Frauen der reichen Hindu und Mohammedaner ihr Leben in strenger Abgeschlossenheit vertrauern müssen. „Während der Arme, durch die Not getrieben, seine Frau frei herumgehen läßt, damit sie das tägliche Brot verdienen helfe, hält der Reiche sie in der Zenana wie eine Gefangene.“

Das Haus eines wohlhabenden Hindu müssen wir uns als ein großes Viereck vorstellen, in dessen Mitte sich der Hof befindet. In der Front dieses Hauses liegen die Empfangsräume des Mannes, während die im Hintergrunde befindliche „Zenana“ (vom persischen „zen“ die Frau, und „ana“ der Raum), die Frauengemächer, sämtlich auf den Hof münden.

Photographie der Kolonialen photographischen Gesellschaft zu Colombo.

Abb. 601. Ein Mischling. Vater Holländer, Mutter Singhalesin.

„Hier“, erzählt Helene Riehus — die als Missionarin Gelegenheit hatte, die indischen Frauen besser kennen zu lernen, als es andern Europäerinnen, geschweige denn einem männlichen Reisenden jemals möglich gewesen wäre —, „hier werden die Familienfeste abgehalten, unter denen die Hochzeit den breitesten Raum einnimmt. Man feiert sie zweimal: zuerst, wenn die Braut etwa siebenjährig, und zum zweitenmal, wenn sie zwölfjährig ist. Der Bräutigam ist einige Jahre älter. Von eigner Wahl kann natürlich in diesem Alter keine Rede sein. Vielmehr ist die Wahl Sache der Eltern, deren Entschluß dann wieder von mancherlei Umständen

Johnston & Hoffmann, Kalkutta phot.

Abb. 602. Eine Lepkafrau mit teilweise kostbaren Schmucksachen.

abhängt. Vor allem müssen beide aus gleicher Kaste sein, muß die Braut eine reiche Mitgift haben und müssen auch die Sternzeichen, in denen beide geboren sind, zusammenpassen. Letzteres erkundet man beim Priester, der zu den professionellen Sterndeutern gehört. Keine Ehe kommt zustande, ohne daß diese konsultiert werden, ohne daß ihnen die Sterne allerlei Günstiges verkündet haben. Die allergewöhnlichsten Kenntnisse astrologischer Natur besitzt natürlich jeder Indier. So weiß jedermann, daß man nicht einen Knaben, der im Zeichen des Löwen geboren ist, und ein Mädchen, das im Zeichen des Widders das Licht der Welt erblickt hat, verheiraten kann; wohl aber lassen sich Löwe und Skorpion vereinigen. Etwas mehr Weisheit steht in den zahlreichen Almanachen verzeichnet, die man in den Städten kaufen und für Ereignisse der Zukunft von minder großer Bedeutung verwenden kann. Für solche wichtigen Ereignisse aber wie eine Heirat, bedarf es unbedingt des alles wissenden, Sterne deutenden Priesters. Er deutet natürlich nur für klingenden Mammon und kann die Götter lächeln lassen, selbst wenn die Sterne schlecht stehen. Daß natürlich manche seiner Prophezeiungen eintreffen, wie manch andere Wahrscheinlichkeiten und Zufälle, versteht sich von selbst. Es kommt aber auch vor, daß krasses Unglück das Paar befällt, wo der Priester höchstes Glück geweissagt hatte. Dann geschieht es nicht selten, daß der Vater im Verein mit Freunden den Priester aufsucht und ihn nicht nur nach Kräften durchbläut, sondern ihm auch die Vorderzähne einschlägt. Ohne Vorderzähne vermag aber kein indischer Priester mehr zu weissagen.

Sind alle Schwierigkeiten überwunden, so kann die Hochzeit gefeiert werden, und mit ihr beginnt auch die Gefangenschaft der kleinen Frau. Sobald das zwölfte Lebensjahr erreicht ist, siedelt sie aus der Zenana des Elternhauses in die ihres Gatten über. Nun darf sie nie mehr über die Straße gehen oder sich auch nur am Fenster zeigen. Ist dennoch einmal eine notwendige Reise zu machen, so wird die Frau in einer gänzlich verhüllten Sänfte direkt vor das Zugkupee gebracht, wo sie unter dem Schutze eines großen Lakens buchstäblich in das Frauenabteil hineinkriecht.

Etwas Gesellschaft findet sie in der Zenana in ihren Schwägerinnen und ihrer Schwiegermutter. Denn wenn der Sohn heiratet, gründet er nicht wie bei uns ein eignes Heim, sondern er erhält mit seiner Frau einige Gemächer in dem großen Hause seines Vaters. Nur die Töchter haben bei ihrer Verheiratung

Abb. 603.
Palany (Singhalesin).

Abb. 604. Singhalesisches Mädchen.

das Elternhaus zu verlassen, die Söhne nicht.

Dieses System hat nun zur Folge, daß wohl in keinem Lande der Erde die Schwiegertochter mehr der Schwiegermutter unterworfen ist als in Indien. Ihr hat die junge Frau bei der ersten Begegnung zum Zeichen der Ergebenheit zu Füßen zu fallen und stets blindlings zu gehorchen. Zusammen mit ihr nimmt sie die Mahlzeiten ein, aber erst, wenn alle männlichen Mitglieder des Hauses damit fertig sind. Sorgfältig achtet die Gestrenge darauf, daß die Schwiegertochter dem heißgeliebten Sohne auch die schuldige Ehrfurcht erweise, ihn nicht am Tage anrede, oder auch nur seinen Namen ausspreche, denn das gilt als ungehörig. Gewissenhaft erfüllt die Ärmste alle demütigenden Forderungen. Nur zu gut sind ihr

Abb. 605. Butiafrau.

die uralten Gesetze des Manu eingeprägt, die da sagen: Der Mann muß von einem tugendhaften Weibe beständig wie ein Gott verehrt werden, auch wenn er aller guten Eigenschaften bar ist. Nur in dem Maße, als die Frau ihren Gebieter ehrt, wird sie im Himmel angesehen sein."

Die ausgezeichnete Beobachterin erzählt dann, daß sie das Schicksal dieser „armen reichen" Frauen stets mit tiefstem Mitleid erfüllte, und daß sie jede Gelegenheit benutzt hätte, sie in ihrer Abgeschlossenheit aufzusuchen und zu trösten. Als Europäerin wurde sie hochgeehrt und ihre Besuche wurden stets sehnsüchtig erwartet. „Aber wie dürftig fand ich oft die Zenana ausgestattet!" fährt Helene Riehus fort. „Eine schmale Treppe führte hinauf, eng und niedrig waren die Türen, die Fenster mit Holz oder Mauerwerk vergittert, die Räume entsetzlich klein, die ringsherum nach dem Hof zu liegenden Veranden schmal, der Hof feucht und voll Modergeruch, von Licht und Luft durch die hohen, ihn von allen Seiten umgebenden Stockwerke abgeschlossen. Geradezu ärmlich war die Ausstattung der Zimmer. Ein

Johnston & Hoffmann, Kalkutta phot.

Abb. 606. Eine Butia aus dem Himalaya.

Abb. 607. Butiaprinzessin mit Muschelarmband und Kopfkranz.

Wäscheschrank, ein großes Familienbett, eine Pritsche mit Schlummerrollen, fratzenhafte Götzenbilder an den Wänden, das war alles, was man sah.

Und nun die Frauen selbst. Nach dem Gesetz sind dem Mohammedaner vier, dem Hindu eine beliebige Anzahl Frauen gestattet, doch fand ich in der Zenana stets nur eine Ehefrau. Krankheit und früher Tod ereilt bei diesem ungesunden Leben natürlich viele. Oh, es ist jammerschade um all die frische Jugend, Liebenswürdigkeit und Schönheit, die hier so frühzeitig verkümmern und verwelken muß. Meist sind die Frauen der höheren Kasten vom reinsten arischen Typus, von zarter, hellbrauner Hautfarbe, schlankem Wuchs und angenehmem Wesen. Mit angebornem Anstand erfüllten sie alles, was die indische Sitte dem Gaste gegenüber verlangt, boten mir Rosenöl zum Parfümieren und Kardamom zum Essen an. Auch ihre schweren Süßigkeiten mußte ich kosten, um sie nicht zu kränken und dann beim Fortgehen stets versprechen, recht bald wiederzukommen."

Unter den Mohammedanerinnen fand Helene Niehus eine Dame von ungewöhnlicher Klugheit und anziehendem Wesen. „Sie hatte ein erstaunliches Gedächtnis für alles einmal Gehörte, las eifrig und hatte für alles Interesse. Unter ihren geschickten Händen entstanden die schönsten Handarbeiten, z. B. die Stickerei des Schals, die ihren Oberkörper umhüllt. Aber sie litt furchtbar unter der Einsamkeit und Gefangenschaft, da weder Kinder noch Verwandte sie umgaben und sie nach der mohammedanischen Sitte im Haushalte nichts zu tun hatte."

Es sei gestattet, den Bericht der Missionarin zu unterbrechen und noch einiges Wissenswerte über die mohammedanischen Frauen Indiens hinzuzufügen.

Die Mohammedaner sind über ganz Indien verbreitet, vornehmlich aber im Norden des mächtigen Reiches. Sie sind nicht an vegetarische Kost gebunden, sondern verspeisen ebensowohl Fleisch wie Vegetabilien. Kinderheiraten finden nicht statt, die jungen Mädchen müssen, wie wir schon vorher feststellten, ein gewisses Alter erreichen, ehe sie sich verheiraten. Das Resultat ist eine an Zahl der Mitglieder

Abb. 608. Paharimädchen aus Darjeeling.

stärkere Familie und kräftigere Menschen. Allein in einem Punkt verfährt der Mohammedaner genau wie sein Hindunachbar: in der Abschließung der Frauen von der Außenwelt. In religiöser Hinsicht hat das Weib des Mohammedaners noch weniger zu sagen als ihre Hinduschwester. Für sie besteht kaum ein bescheidenes Plätzchen im Jenseits; sie ist allein da, um ihrem Gatten

Aus „P. und F. Sarasin, Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon".

Abb. 609. Weddahfrau aus Unapana (Ost-Ceylon).

das Leben in seinem Erdendasein angenehmer zu machen und ihm Kinder zu gebären. Wenn er sie wie einen Schatz hütet, und sie zwingt, ihr Antlitz mit einem Schleier zu bedecken, so geschieht dies weniger, weil er sie liebt, als um „sein Geschöpf" vor Schäden durch andere Männer zu bewahren.

Das große Ereignis in ihrem Leben ist die Hochzeit, die genau so eingefädelt und ähnlich abgeschlossen wird, wie wir es bei so vielen andern orientalischen Völkern kennen gelernt haben. Das Heiratsalter ist durchschnittlich bei den Männern das achtzehnte, bei den Frauen das vierzehnte Lebensjahr. Von der Erlaubnis der Propheten vier Weiber zu ehelichen, wird auch in Indien meist kein Gebrauch gemacht. Leicht ist es für ein Mädchen in dem frauenarmen Lande zu heiraten, aber noch leichter, geschieden zu werden, vorausgesetzt, daß der männliche Teil die Scheidung zu vollziehen wünscht. Das Damoklesschwert der Scheidung schwebt ihr ganzes Leben lang über der mohammedanischen Ehefrau. Es bedarf für den Gatten gar keiner Angabe von Gründen. Er führt sie nur die vier Ecken ihres Frauengemaches herum und erklärt ihr, daß er sie nicht länger ausstehen kann. Damit ist die Scheidung vollzogen. Nicht einmal eine Registrierung bei den Beamten ist notwendig. Das Weib weiß, daß es zu gehen hat und daß ein anderes an seine Stelle treten wird. — Lassen wir aber wieder das Wort der viel umsichtigen Helene Riehus:

„Etwas mehr Tätigkeit findet dagegen die Hindufrau, die, um die Kaste zu wahren, das Essen selbst kocht und bei der oft mühsamen Zubereitungsweise damit reichlich zu tun hat. Sind Kinder, besonders Söhne vorhanden, so füllen diese die ganze übrige Zeit des Tages aus.

Durch den Besitz des Sohnes gewinnt die Hindumutter eine angesehene Stellung im Hause, die auch nach dem Tode des Mannes nichts erschüttern kann. Aber tief unglücklich ist die Kinderlose, oder die, welche nur Töchter hat. Der Mann ist berechtigt, sie nach sieben bis zehn Jahren zu entlassen. Dies geschieht zwar selten, aber eine Verachtung ohne gleichen ist solcher Frau sicher. Und diese steigert sich zu glühendem Haß, wenn ihr Mann stirbt. Nun hat er keinen Erben, der für ihn die Totenopfer darbringt, und er muß in der Hölle bleiben, bis ein andrer ihn

Abb. 610. Junges Weddahmädchen.

erlöst. Man nimmt der armen Witwe alle Schmucksachen ab, raubt ihr selbst den natürlichen Schmuck der Haare und gibt ihr ärmliche Kleidung. Doch damit nicht zufrieden, läßt man sie täglich nur einmal essen und zweimal monatlich fasten. ‚Sie müssen jetzt kalte Witwenverbrennung durchmachen‘, äußerte einmal ein Hindu und er hat nur zu recht. (Bis zum Jahre 1830 wurden bekanntlich die Hinduwitwen gleichzeitig mit der Leiche ihres Mannes verbrannt. Verbrennungen von Witwen, von denen wir weiter oben gesprochen haben, fanden seitdem nur im geheimen statt; es ist anzunehmen, daß der grausame Brauch heute gänzlich erloschen ist.) Ich sah viele solche Jammergestalten mit klaffenden Löchern in den einst so geschmückten Ohren, dürftig gekleidet in der kalten Zeit bei 0° im Ganges opfern. So fanatisch wie sie waren selbst die Brahmanen nicht bei der Sache. Ängstlich wichen sie auf dem Heimwege selbst dem Schatten der kastenlosen Europäer aus. Bedenkt man nun, daß es in Indien dreiundzwanzig Millionen Witwen gibt, von denen über zwei Millionen all diese Qualen schon im Kindesalter durchkosten müssen, so wird man vom tiefsten Schmerze ergriffen.

Johnston & Hoffmann, Kalkutta phot.

Abb. 611. Die „Rani“ von Sikkim.

Die Kleidung besteht aus kostbarem Brokat. Die Kopfbedeckung ist mit Perlen dicht besetzt. Ohrgeschmeide, Ketten und der Fetisch am Halse sind aus Gold und Edelsteinen zusammengesetzt.

Man kann es angesichts solcher Härten wohl verstehen, daß die indische Mutter, die einen Sohn besitzt, diesen hegt und pflegt, ja feiert, von seinem ersten Tage an. Jede Begebenheit in seinem Leben gibt Anlaß zu einem frohen Feste. So der Tag seiner Namengebung, der Tag, an dem er zuerst feste Speise genießt, der Geburtstag, der erste Haarschnitt, der erste Schultag usw. Große Eßgelage, reiche Opfer an die Brahmanen und Vorführungen von Tänzerinnen sind der Hauptinhalt solcher Feste.

Die Sorge um den Sohn treibt die Mutter immer wieder zum Götzenaltar, zu Fasten und Gaben an die Priester. Immer bleibt er das ‚bachha‘, das Kind, in ihren Augen, über das sie nimmer müde, wachen muß, auch wenn er längst erwachsen ist. Der Sohn hängt dann auch meist mit rührender Liebe an seiner Mutter, und sie hat einen großen Einfluß auf ihn. Wieviel könnte sie tun, wenn ihr Gesichtskreis nicht so entsetzlich eng wäre! Bringt der Sohn aus der ihr fremden Welt da draußen neue

Ideen und moderne Anschauungen mit, so erstickt sie die Mutter daheim im Keime und hemmt so jede gründliche Reform im Lande auf Schritt und Tritt.

Anders wird das erst werden, wenn man auch in Indien dem Weibe seine Ehre gönnen wird, wenn die Kinderheiraten und die Gefangenschaft der Frauen aufhören werden. Viel hat der christliche Einfluß in dieser Richtung schon gewirkt, so daß indische Fürsten und einflußreiche Männer in Rede und Schrift gegen diese alten Sitten zu Felde gezogen sind. Ganz vereinzelt findet man auch schon gebildete Hindufrauen aus hoher Kaste, die nicht gefangen gehalten werden. Doch da man im Lande der Vedas sehr konservativ ist, wird es noch lange dauern, bis eine bessere Einsicht auch in die breiten Schichten des Volkes dringt."

Abb. 612. Butiamädchen.
Gebetswimpel aufhängend; ihre Ohrringe bestehen aus Silber und Türkisen.

Zu dem obigen Bericht ist nachzutragen, daß dem Hindu freisteht, gleich dem Mohammedaner mehrere Weiber zu heiraten. Er wird davon sicher Gebrauch machen, wenn er keine Aussicht auf männliche Nachkommen hat, vorausgesetzt, daß er ein zweites Weib findet und die Mittel hat, es zu erhalten. Für verarmte Brahmanen ist die Polygamie nicht selten ein gutes Geschäft, indem sie wohlhabende Frauen aus niederen Kasten heiraten und sich die Ehe gut bezahlen lassen. Es ist früher vorgekommen, daß von einem einzelnen Mann sämtliche weiblichen Mitglieder einer einzigen Familie geheiratet wurden, alte und junge, Töchter und Schwestern, Tanten und Basen, und mehr als hundert Frauen waren vormals keine große Seltenheit. Seit aber die britische Regierung machtvoll gegen diese ungeheuerlichen Gebräuche vorgegangen ist, befindet sich die Polygamie in starker Abnahme.

Ein mindestens eben so schlimmer Zustand wie die Polygamie ist die bei vielen Stämmen im Süden herrschende Polyandrie, als deren Ursache natürlich der Mangel an Frauen gelten muß. Sie ist besonders bei den Bergvölkern in den Nilgherries zu Hause, ebenso an der Westküste in Kotschin und Travankore. Bei diesen Stämmen ist es das Weib, das den Mann

Abb. 613. Eine nepalesische Frau.

oder vielmehr die Männer zur Ehe begehrt. Da sich öfters blonde Typen unter ihnen finden, nimmt man an, daß die Wahl der Frau in alten Zeiten häufig zugunsten der ersten Ansiedler, Holländer, Engländer und Portugiesen, ausgefallen ist.

Wir wenden uns nun zu den einzelnen Hindustämmen.

In erster Reihe seien die im Pandschab (Punjab) lebenden Dschats (Jats) genannt, die für die Nachkommen der indischen Scythen gelten. Sie sind von großen Gliedmaßen, besitzen aber nur wenig entwickelte Muskeln. Die Frauen haben dichtes schwarzes Haar, dunkle Augen und volle Formen. Das Anziehende ihrer Körpergestaltung wird leider durch große Unsauberkeit beeinträchtigt. Sie arbeiten mehr als ihre Männer, von denen sie gut und als gleichberechtigt gehalten werden. Witwen dürfen sich wieder verheiraten. Frühzeitig verblühen ihre schönen Gestalten.

Die vielgenannten baumlangen Sikhs sind eine besondere mohammedanische Gruppe der Dschats. Auch die Frauen der Sikhs erreichen eine stattliche Höhe. Sie heiraten etwas später als andere Hindus und mögen darum kräftigere physische Eigenschaften besitzen.

Bei den Radschputs, in Radschputana, ebenfalls im nordwestlichen Indien, sind die Frauen oft heller als die Süditaliener; die Augen sind häufig hellbraun oder grau. Der Radschput bezeugt seinen Frauen eine ritterliche Achtung. Den Witwen ist die Wiederverheiratung gestattet. Leider findet sich in dieser Landschaft noch häufig Mädchenmord, und zwar nicht nur das schon erwähnte Töten weiblicher Geburten, sondern es sterben auch, seit die englische Regierung den Mord Neugeborener unnachsichtig verfolgt, auf unerklärliche Weise auffällig viele junge Mädchen im Alter von unter zwölf Jahren, so daß ein starkes Minus an Frauen vorhanden ist. Dadurch steigt natürlich der Wert der Frauen. Im südlichen Indien hat der gleiche Übelstand dazu geführt, daß Männer ihre „wertvollen" Frauen verpfänden können.

Die Frauen der in der Bombay-Präsidentschaft wohnenden Marathen sind klein, zart und ebenfalls ungleich heller als

Johnston & Hoffmann, Kalkutta phot.

Abb. 614. Eine Arbeiterin in den Teegärten von Kurseong (Himalaya).
Ungeachtet ihrer Armut trägt sie kostbare Arm- und Fußspangen und einen goldenen mit einem Edelstein gefaßten Nasenreif.

Abb. 615. Frauen von Kaschmir.

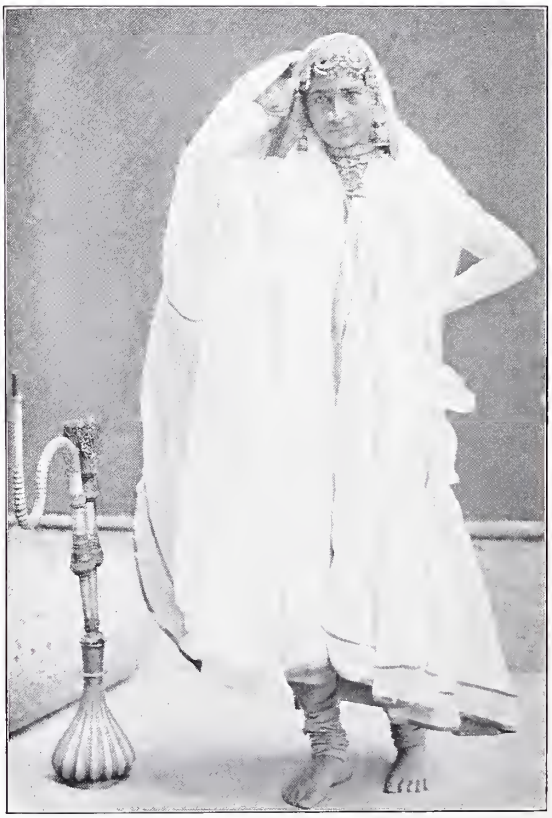
Viehherden, schaffen Getreide von einer Provinz in die andere und machen sich gelegentlich auch der Regierung nützlich. Ihre Frauen sind berühmt wegen ihrer Schönheit. Sie sind von schlankem Wuchs und feinen Gliedmaßen. Ihr Antlitz zeigt vornehm edle Züge. Jede ihrer Bewegungen atmet Grazie und Würde. Sie pflegen zwar das ganze Vermögen ihres Gatten in Schmucksachen an sich zu tragen, doch soll ihre Stellung gegenüber den Männern zu wünschen übrig lassen. Einen wandernden Bandscharenstamm zu sehen, wobei das Weib hoch zu Kamel thront, gewöhnlich ein Saiteninstrument in den Händen haltend, wird als ein seltsam malerischer Anblick geschildert.

Die Dschangama im Dekkan sind vor allem dadurch merkwürdig, daß ihr Glaubensbekenntnis monotheistisch ist. Eine von allem Götterunwesen besser gereinigte Religion findet sich nicht in ganz Indien. Treu den Lehren ihres Religionsstifters sind sie voll zarter Rücksichten für die Frauen ihres

die Männer ihres Stammes. Die Gesichter sind platt, die Backenknochen mäßig hervorragend, die Augen klein und dunkel, die Nase ist kurz und öfters aufgestülpt, mit breiten Nasenlöchern.

Die Moplahs oder Mapillas an der südwestlichen Malabarküste sind mohammedanische Hindus, die geringen semitischen Einschlag erfahren haben sollen. Sie heiraten sehr frühzeitig. Eine besondere Sitte erinnert an ferne malaiische Gebräuche: der Mann nimmt seine Gattin nicht zu sich ins Haus bzw. ins Haus seiner Eltern, wie es sonst bei den Hindus geschieht, sondern er übersiedelt selbst ins Haus der Frau. Eine Mitgift von Land oder Geld ist zu leisten, die aber im Falle der Scheidung zurückerstattet wird. Geschiedene dürfen sich wieder verheiraten. Oft heiratet der Schwager die Witwe. Die Erbfolge findet nach patriarchalischen Grundsätzen statt.

Einer der interessantesten arischen Stämme sind die nomadisierenden Bandscharen, die seit undenklichen Zeiten das indische Hochland durchwandern. Sie treiben



W. A. Mansell & Co. phot.

Abb. 616. Eine Tänzerin aus Kaschmir.

Abb. 617. Nagafrauen aus Assam (Indisch-birmanisch-chinesischer Übergangstyp).

Stammes. Der Dschangama darf nur dann ein zweites Weib heiraten, wenn die erste ihn nicht mit Kindern beschenkt hat, und die erste Gattin mit der Nebenehe einverstanden ist.

Fügen wir noch hinzu, daß besonders im Sindh, im Industal, die Lieblichkeit und Schönheit der Frauen gerühmt wird, während andere die Banyas für die schönsten Hindugestalten halten, und wenden wir uns nun zu dem Drawidavolk angehörigen Telegu und Tamilen.

Die Telegu, deren Hauptstadt Haidarabad im Dekkan, Zentralindien, ist, ein schlanker, schwarzhaariger Volksstamm, mit einer Kopfzahl von 20 Millionen Seelen, sind sehr arbeitsam und auf Gewinn erpicht; sie wandern gern aus, besonders nach Ceylon, Burma und den Straits, wo man sie unter dem Namen Klings (abgeleitet von Telinga = Telegu) kennt. Auch ihre Frauen folgen ihnen gern ins Ausland. Es kommt vor, daß einzelne als Prostituierte ihren Weg finden. Es wird sogar erzählt, daß eine (tamilische) Prostituierte sich ein großes Vermögen erspart und dann (im Jahre 1877) einen Tempel mit einem Aufwand von 60 000 Mark hat errichten lassen. Bei den unteren Kasten der Telegu, wie auch bei ihren Nachbarn im Südwesten und in ganz Südindien ist Polyandrie vorherrschend. Schlagintweit erzählt, daß

öfters Jungfrauen im Alter von sechzehn bis zwanzig Jahren fünf- bis sechsjährigen Knaben angetraut werden. Sie stehen natürlich den erwachsenen Verwandten

Abb. 618. Die hübsche Frau Putên in Sirtschung.

ihres „Gatten" inkl. Schwiegervater „zur Verfügung". Erwächst der Gatte und sieht ein gealtertes Weib vor sich, so beginnt er nach dem Muster seiner Teuren selbst ein ausschweifendes Leben. Danach dürfen wir kaum fehlgehen, daß an allen moralischen Schäden des indischen Volkes seine uralten, kaum ausrottbaren, meistens auf religiösen Vorschriften beruhenden Gebräuche die Schuld tragen.

Die Tamilen in der Madras-Präsidentschaft, ein Volk von 12 Millionen, sind den Telegu verwandt, nur kleiner und vielleicht noch schwärzer. Sehr zahlreich sind bei ihnen die Parias, die die meisten Christen an die Missionen geliefert haben. Die Tamilin ist klein und zierlich, äußerst fleißig und ausdauernd in der Arbeit. Sie wandert mit ihrem Gatten oft nach dem benachbarten Ceylon aus, wo beide ein besseres Verdienst finden als in ihrer engeren Heimat. Ich glaube kaum, daß die Tamilin besonders schlecht von ihrem Gatten behandelt wird; sie genießt sogar außerhalb des Hauses ungewöhnlich viel Freiheit und liebt es mit ihresgleichen eine endlose Zeit am Brunnen zu verplaudern. Aber sie wird von ihrem Herrn und Gebieter mit „adi" angeredet, d. h. Sklavin, während sie ihn nur „jesaman", d. h. Meister, nennen darf. Urteilen wir indessen nach tamilischen Sprichwörtern, so scheint ihr Los wenig beneidenswert. „Die Tamilin hat keinen andern Gott auf Erden als ihren Gatten," lautet ein Sprichwort, „sei er krumm oder gerade." Ein anderes: „Nur von ihm kann sie Freude empfangen; wenn er weint, muß auch sie weinen, wenn er singt, muß sie entzückt sein, weilt er in der Ferne, muß sie Trauer anlegen, darf nur einmal am Tage speisen und muß Zähne und Haarputz vernachlässigen."

Wenden wir uns nun zu den Aboriginerstämmen.

Im allgemeinen ist die Hautfarbe dieser Ureingeborenen sehr dunkel, oft sogar tiefschwarz. Der Kopfumfang ist groß, das Haar bald halbseidig, bald wollig und stark, negroid struppig, die Stirn niedrig und überhängend. Der Mund ist klein und wulstig mit aufgeworfenen Lippen, die Kieferbildung ist prognathisch. Sie sind durchschnittlich von mittlerer Größe; die Frauen der Dschuang im Golf von Bengalen er-

reichen eine Größe von 1,423 Meter. Die Aboriginer haben meist nur ein Weib. Die Witwen heiraten wieder, nicht so der Witwer.

Natürlich können uns diese Angaben, die ich den Berichten verschiedener Reisender entnehme, nicht genügen. Aus der Charakterisierung einzelner Völkerschaften, die ich im folgenden aufzähle, wird der Leser entnehmen, wie verschiedenartig die Aboriginerstämme beschaffen sind.

Abb. 619. Gruppe von tibetanischen Weibern.

Abb. 620. Eine tibetanische Witwe in Darjeeling.

Ziemlich bekannt geworden sind z. B. die Santhals. Deren Frauen sind durchschnittlich etwas kleiner als die weiblichen Hindu. Sie sind muskulös, haben leicht vorstehende Backenknochen, große, geradestehende, aber tiefliegende Augen, einen großen Mund und volle Lippen, dazu schwarzes grobschlichtes Haar. Hände und Füße sind besonders klein. Sie bekleiden ihren Körper besser als viele andere Aboriginerstämme, nur die linke Brust bleibt nach Art der Hindu unbekleidet. Sie tragen vielen und schweren Schmuck, Arm- und Fußspangen aus Messing von zwei bis sechs Kilo Gewicht. Das ganze Volk ist begeistert für den Tanz. Gegen Sonnenuntergang locken Trommeln und Flöten die jungen Mädchen aus ihren Hütten zum Tanzplatz, und bald beginnt ein sinnlicher und doch dezenter Reigen, in dem die Paare dicht hintereinander stehen; die Brust eines jeden Mädchens drückt gegen den Rücken ihres Vordermannes, und die Glieder heben und senken sich nach dem Rhythmus der Musik.

Die im Süden von Radschputana lebenden Bhils sind von tiefdunkler Hautfarbe. Ihr Kopf ist leicht dolichokephal, doch weniger lang als bei den Hindu. Der Gesichtsausdruck ist freundlich, das Benehmen furchtsam. Das schwarze, schlichte und lange Haar tragen sie in Flechten wie die Hindufrauen. Der Mund ist groß, die Lippen sind dick und wollüstig. Die Zähne sind stark, die Ohren lang und vorstehend. Der Nasensattel liegt tief, die Nase selbst ist breit mit dicker Spitze. Die Augen sind grau, die Brauen voll. Die Arme sind

kürzer als bei den Hindu und die Finger auffallend gelenkig. Die Beine sind gut geformt und muskulös. Das Oberkleid reicht ihnen bis an die Knie. Die Zahl der Fuß- und Armreifen zeigt den Rang ihrer Männer an. Diese leben in Polygamie, haben aber gewöhnlich nur zwei Frauen. Die Säuglinge werden zwei bis drei Jahre lang gestillt. Der junge Mann überläßt die Brautwahl seinem Vater, der ein Mädchen erwählt, das mindestens zwölf Jahre alt ist. Die Frauen der Bhils zeichnen sich durch Züchtigkeit vor den Hindu aus, doch dürfen sie den Mann verlassen, sobald ihn ein Leiden befällt. Den Witwen ist Wiederverheiratung gestattet. Schließlich wäre noch zu sagen, daß die Bhilfrauen recht schmutzig sind.

Johnston & Hoffmann, Kalkutta phot.

Abb. 621. Vornehme Tibetanerin.

Die Todas leben im Nilgherrigebirge im südöstlichen Indien. Über ihre Hautfarbe lauten die Berichte einander widersprechend. Nach Schlagintweit sind sie dunkel kupferfarbig, nach Mantegazza hellfarbig. Die Frauen sind jedenfalls hellfarbiger als die Männer. Sie werden durchschnittlich 1,523 Meter groß, sind muskulös, haben schöne Züge, schwarzes, welliges und glänzendes Haar, das sie in der Mitte der Stirn scheiteln, und auffallend zierliche Hände und Füße. Sie bewahren ihre Reize länger als die Frauen der Ebene. In ihrem Wesen sind sie sanft, unterwürfig ihren Männern, scheu vor Fremden. Sie tragen einen weiten Mantel von ungebleichter Baumwolle, lieben Metallschmuck, u. a. Halsschmuck, möglichst aus Edelmetall und messingene Armringe bis zu sechs Kilo Gewicht. Auch bei den Todas ist die Ermordung weiblicher Kinder in Übung; nur ein Mädchen wird am Leben gelassen, die übrigen werden erdrosselt. Danach dürfen wir uns über die bei ihnen herrschende Polyandrie nicht wundern. Die Frau gehört gewöhnlich den Brüdern einer Familie gemeinschaftlich. Der erstgeborene Sohn pflegt in seiner frühesten Jugend

Johnston & Hoffmann, Kalkutta phot.

Abb. 622. Gruppe von buddhistischen Nonnen in Tibet.
Eine von ihnen (in der Mitte) hält die Gebetmühle in Bewegung.

Abb. 623. Tibetische Pilgerinnen aus Kham auf der Wanderung um den Kailas.

einem Mädchen anverlobt zu werden. Alle seine später geborenen Brüder sind an die Frau des ältesten gebunden. Die Vermählung erfolgt in der einfachen Form, indem jeder der Brüder seine Füße auf den Nacken der zu Vermählenden setzt. Naht einer Schwangeren die schwere Stunde, so führt sie ihr Gatte in den Wald, in eine kleine Hütte. Täglich besucht er sie und versorgt sie mit Nahrung. Auch Freundinnen suchen sie öfters auf und stehen ihr bei der Entbindung bei. — Zu rühmen ist die Offenheit und Wahrheitsliebe, durch die sich dieser Volksstamm auszeichnet. — Die noch ziemlich wilden Khonds bewohnen das Orissagebirge am bengalischen Golf. Sie schließen die Ehe schon als Kinder, indem die junge Gattin etwa sechzehn, der Herr Gemahl aber — zehn Jahre alt ist. Die Ehe ist bei diesem Stamm lediglich ein Kaufgeschäft. Die Frauen führen das Regiment im Hause; sie werden aber auch gut

Abb. 624. Tibetanische Mädchen.

Tibetanerin von Chasa.

behandelt, Familienmütter ſogar mit Auszeichnung. Eine Frau kann übrigens ihren Mann, wenn er ihr nicht mehr zuſagt, ohne weiteres verlaſſen und ſich einem andern als Gattin anbieten. Gewöhnlich herrſcht Einweiberei, es ſei denn, daß die Gattin eine zweite Frau zuläßt.

Die Kanareſen und Malabaren bewohnen die Malabarküſte. Die Frauen beider Stämme werden als hübſch und anmutig geſchildert. Sie ſind von ſchlanker Figur und geſchmeidig. Beſonders originell ſollen die ebenholzfarbenen Malabarinnen in ihrer mit Schmuckwerk überladenen bunten Tracht wirken.

Die Khotar ſind ein im Süden lebender athletiſcher Volksſtamm, deſſen Frauen jedoch erheblich kleiner ſind als die Männer; dabei ſind ſie aber von ſtämmigem Wuchs und etwas plump. Sie ſind ſauber und baden täglich in warmem Waſſer. Die früher herrſchende Polyandrie iſt bei ihnen etwas aus der Mode gekommen.

Fremde Elemente, die zu keiner der drei großen indiſchen Gruppen gehören, ſind die an anderer Stelle erwähnten Parſi, ſowie die weißen und ſchwarzen Juden im ſüdweſtlichen Indien, beſonders in Kotſchin wie auch in Konkan, gegenüber Bombay. Die weißen ſind zweifellos unvermiſchte Nachkommen alter iſraelitiſcher Stämme, während die ſchwarzen jedenfalls aus einer Verbindung jener mit Indiern entſtanden ſind. Dieſe Miſchung beſteht augenſcheinlich ſchon ſeit vielen hundert Jahren; denn Benjamin von Tudela erzählt bereits 1160 in ſeiner Heimat, daß er neben den weißen auch ſchwarze Juden angetroffen hat, „ſo ſchwarz wie die Eingebornen, aber beide anhänglich an die moſaiſchen Geſetze, lauter und rechtſchaffen". Von den ſchwarzen Juden haben einzelne übrigens die Polygamie angenommen, beſonders in Konkan. Heute laſſen ſich Väter weißer Judenmädchen Schwiegerſöhne aus Syrien oder Perſien kommen. Der ſympathiſche Typus der weißen Jüdinnen erinnert ſtark an den der Syrierinnen.

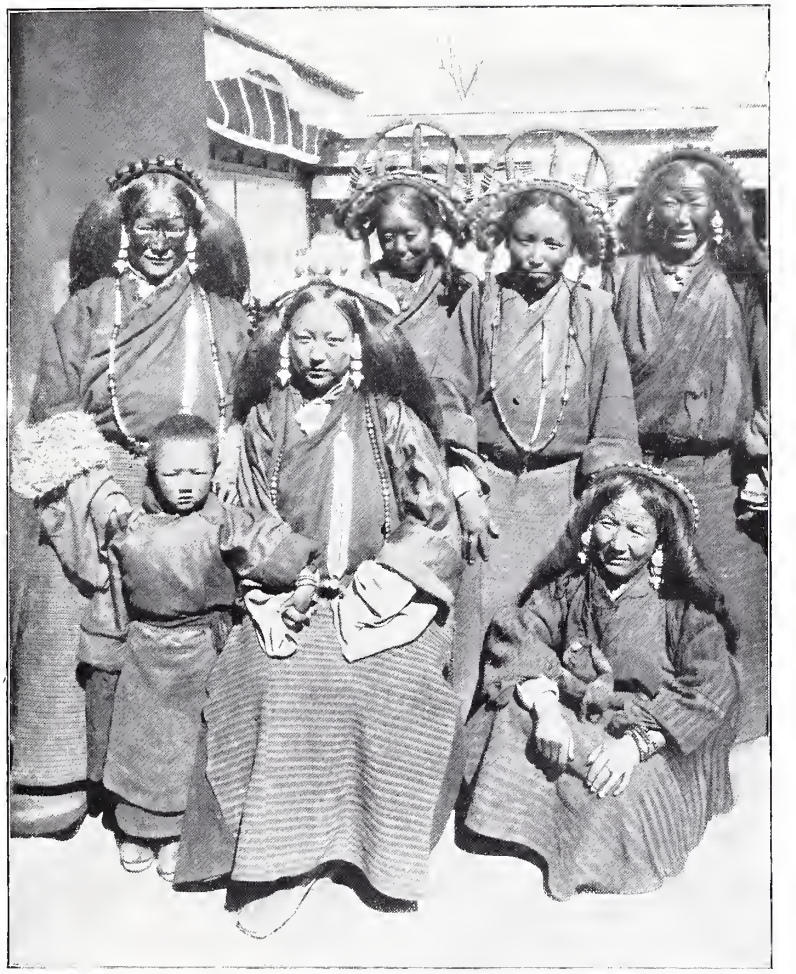


Abb. 625. Die Herzogin Kung Guſchuk und fünf ihrer Dienerinnen mit dem jüngſten Bruder des Taſchi-Lama.

Zum Beſchluß möge ein kleines lyriſches Produkt für die Mutterliebe der Drawidas zeugen, ein Wiegenlied, das wir W. Gallenkamp im Globus verdanken:

Naturhistorisches Museum, Paris.

Abb. 626. Junge Mongolin von Urga.

Juwa, juwa, Liebling mein,
Wenn des Kindchens Mutter kommt,
Kriegt das Kind zu trinken.

Juwa, juwa, Liebling mein,
Kommt des Kindchens Vater heim,
Kriegt's 'ne Kokosnuß.

Juwa, juwa, Liebling mein,
Kommt des Kindchens Bruder heim,
Kriegt's ein Vögelein.

Juwa, juwa, Liebling mein,
Kommt des Kindchens Schwester heim,
Kriegt's 'n Teller Reis.

Wir begeben uns nun in das nahe Ceylon, die Heimat der Singhalesen, die ihrem Glauben nach Buddhisten sind. Hier gibt es keine Zenana, keinen Schleier, kein Verstecken der Frauen, keine Polygamie und keine Polyandrie, obgleich die letztere in geringem Maße in einem Binnendistrikt noch bis vor kurzem existiert hat. Sie sind ein freies und liebenswertes Volk, diese Singhalesen, mit dem der Europäer gern in Berührung tritt. Ihre Frauen, deren Zahl ungefähr so groß wie die der Männer ist, sind schöne, überaus elastische Erscheinungen, schlank und doch fleischig; ihre Hautfarbe variiert von hellbraun mit einem Stich ins Gelbliche bis ins Schwarzbraune. Die Gesichter sind fast durchweg hübsch; man möchte nur einen gewissen stupiden Zug bedauern. Wundervoll ist das lange, seidenartige, tiefschwarze Haar. Die Gesichtsform ist rundlich oval. Aus ihren Augen, die groß sind, mit dunkelbrauner Iris, spricht vielleicht weniger Seele als Sinneslust und Temperament. Allein die Zähne sind schlecht und zerfressen und durch Betelkauen gefärbt. Die leicht gewulsteten Lippen erscheinen bläulich violett. Der Nasenrücken ist gerade. Die Singhalesinnen sind weit hübscher als ihre Männer. Da sie fleischiger als diese sind, machen sich auch viel weniger ihre Backenknochen be-

Abb. 627. Mädchen von Tschuschul.

merkbar. Trotzdem scheint es dem Neuling unmöglich, die Geschlechter zu unterscheiden. Die Trachten von Männern und Frauen sind nämlich völlig gleich. Der einzige Unterschied besteht darin, daß die Männer einen runden Perlmutterkamm im Haar tragen, und die Weiber keinen; außerdem tragen diese das Haar etwas länger.

Den Frauen steht es zu jeder Zeit frei, auszugehen; doch wird ein achtbares Mädchen im Alter von 12 bis 20 von dieser Freiheit nicht zu viel Gebrauch machen. Sie heiraten frühzeitig, können sich aber leicht von ihren Männern trennen. Immerhin denken sie erst an Heirat, wenn sie nahe den Zwanzigern sind. Es gibt zwei Arten von Ehe. In der einen, „diga" genannt, nimmt der Mann das Weib zu sich. In der andern, die an den Totemismus der Malaien erinnert und „bina" heißt, zieht er in das Haus des Weibes bzw. seiner Schwiegereltern. In der Binache bleibt aller Besitz der Frau ihr Eigentum. Sie hat auch das Recht, ihren Gatten unter Umständen wieder fortzuschicken.

Ceylon ist ein Paradies für Kinder. Die Eltern, besonders die Mutter, behandeln die Kleinen mit vieler Liebe und beschenken sie mit allerlei Spielzeug. In reiferem Alter besuchen sie die ausgezeichneten Schulen ihres Landes.

Nun müssen wir noch der vielgenannten Weddahs gedenken, die im Innern der Insel leben und bei vielen Forschern noch heute als ein Zwergvolk gelten. Ich selbst schließe mich den neueren Forschern an, so auch den Brüdern Sarasin, die in Übereinstimmung mit Virchow, der diese Ansicht schon früher vertreten hat, die Weddahs für einen verkümmerten Singhalesenstamm halten. Es scheint sogar, daß die Singhalesen selbst dieser Ansicht sind. Die Weddahs sind keineswegs Zwerge, nur sind sie viel kleiner und schmächtiger als die Singhalesen, denen sie im übrigen durchaus gleichen. Sie sind nicht einmal so schlecht gebaut, wie man früher annahm.

Graf Eugen Zichy phot.

Abb. 628. Vornehme Mongolinnen von Urga.

Ihre Hautfarbe ist freilich dunkler und infolge der beständigen Leibesübungen, die ihr Leben erheischt, sind sie viel muskulöser als jene. Die Mädchen, unter denen sich zahlreiche Schönheiten finden sollen, tragen ihr Haar aufgelöst. Ihre Haltung ist schön, ihr Gang edel. Sie erreichen eine Größe von etwa 1,450 Meter. Die Weddahjungfrauen gelten als durchaus keusch; ihr eheliches Leben wird als musterhaft be-

Graf Eugen Zichy phot.

Abb. 629. Mongolische Prinzessin in Staatstracht.

zeichnet. Polygamie ist fast unbekannt. Die Heiraten sind aber nicht nur endogam (d. h. werden innerhalb derselben kleinen Gemeinschaft geschlossen), sondern mit Vorliebe heiratet der Bruder seine jüngere Schwester. Vielleicht ist es gerade die Inzucht und endogame Heirat, die die Weddahs zu einem Kümmervolk gemacht haben. Geistig stehen sie auf einer sehr niedrigen Stufe; nicht einmal das einfachste Zahlensystem war dieses Völkchen fähig zu erdenken.

Abgesehen von kleinen Lappen, die die Frauen vor den Geschlechtsteilen tragen, gehen sie völlig nackt und schmucklos oder umgeben sich im besten Falle mit einer dichten Blätterhülle. Ihre Ehen sind kinderreich.

Wenden wir uns nun zu den zahlreichen an den nördlichen Grenzen Indiens und im Himalaya lebenden Völkern, die in Indien als Pahari bezeichnet werden und zweifellos aus einer Vermischung mongolischer Stämme mit vorarischen Indiern entstanden sind.

Die Lepkas sind von gelblicher Haut; ihr schwarzes, ungepflegtes Haar tragen die Frauen in zwei, die Männer in einem Zopfe; kleine schräge Augen schauen aus einem langen Gesicht; die Nase ist nicht sehr stumpf, der Mund recht groß. Die Tracht der Geschlechter gleicht sich so sehr, daß man die Zöpfe zählen muß, um sie zu unterscheiden. Auf Keuschheit der erwachsenen Mädchen wird nicht allzu viel Wert gelegt. Sie heiraten ziemlich spät, da die männlichen Liebhaber der Zeit bedürfen, um das oft hohe Kaufgeld, das die Schwiegerväter beanspruchen, zu erwerben. Der „Marktpreis" einer Lepkagattin soll sich auf 400—500 Rupins (d. h. 500—650 Mark) belaufen.

Bei den benachbarten Butia zeichnen sich die jungen Mädchen durch eine rosig frische Haut und ein wohlgeformtes Antlitz aus, das jedem Europäer gefährlich werden könnte. Die Haut ist fett und glänzend. Sie sind fleischig und rundlich von Gestalt. Ihr Haar tragen sie in Zöpfen gleich den Lepkas. Die Augen sind leicht geschlitzt, der Mund ist etwas sinnlich. In ihrer Kleidung sind sie schmutzig wie alle Paharis. Auch bei ihnen wird Keuschheit nicht hoch bewertet. Dennoch scheinen sie von zarter Empfindung und erröten, wenn begehrliche Blicke sie treffen. Manche von ihnen legen Gelübde der Sittenreinheit ab, aber anscheinend erst, nachdem sie gehörig im Fleische gesündigt haben. Sie werden dann Nonnen und scheren sich das

Abb. 630. Mongolin.

Kopfhaar. Polyandrie ist bei ihnen fast zum Gesetz erhoben; öfters grenzen die Sittenzustände an die freie Liebe des Kommunismus.

Die Limbu sind ihnen sehr ähnlich. Der Marktwert, für den eine Limbufrau als Gattin zu haben ist, beträgt nur 12 bis 20 Rupies.

Auch die Tharus sind vermutlich vorarische Nachkommen, die durch Vermischung einen mongolischen Typ angenommen haben. Ihre Frauen sind zum Unterschied von den vorhergenannten im hohen Grade züchtig, doch nicht so zurückhaltend wie Hindufrauen in ihrem Benehmen gegenüber Europäern. Ihr Fleiß wird gerühmt. Sie sind von dunkler Haut und kleiner Statur. Das Gesicht zeigt breite Backenknochen. — Ihnen ähnlich sind die Bhabars, die aber einen größeren Kopfumfang und längere Arme haben.

Abb. 631. Mongolin.

Die Garo im nördlichen Hinterindien, in Assam, am oberen Brahmaputra, mögen hier auch noch aufgeführt werden, obschon sie als Übergangsvolk ebensogut zu den Birmanen gerechnet werden könnten. Sie sind von gedrungener starkgliedriger Struktur, haben ein rundes Gesicht, eine kleine niedrige Stirn und kleine dunkle Augen. Schnell verblüht ihre Jugend. Unter den jungen Mädchen herrschen sehr freie Sitten. Bei diesem Volk trifft übrigens das Mädchen die Wahl ihres Gatten. Die männliche Jugend lebt abgesondert in einem besondern Hause, ähnlich wie bei den Malaienstämmen. Polyandrie scheint auch bei diesem Stamme vorzukommen.

In Assam leben auch die Kukis und die Naga, den Garo verwandte Volksstämme, von denen es schwer ist, zu sagen, ob man sie zu den Chinesen, den Birmanen oder den Tibetanern rechnen soll. Die ersteren stehen noch auf einer sehr primitiven Kulturstufe, obschon sie leidlich bekleidet gehen und den britischen Pionieren beim Legen des Schienenstranges behilflich sind, jenes Schienenstranges, dem wie keinem anderen Mittel die Zivilisation auf dem Fuße folgt. An diesen Arbeiten beteiligen sich sowohl Männer wie Frauen. Daß den letzteren außerdem die Arbeit in der eigenen Häuslichkeit obliegt, die Beschäftigung auf dem Felde, sowie Spinnen und Weben ihrer heimischen rohen Fabrikate, wenngleich britischer Import auch bis in diesen entlegenen Winkel der Erde gelangt, ist selbstverständlich. Interessanter als die Kukis sind die Naga. Manche Sitten dieses Volkes, das sich in zahlreiche Unterabteilungen abzweigt, erinnern an die malaiischen Völker, abgesehen von dem barbarischen, aber längst abgeschafften Brauch der Kopfjägerei, der hier dieselbe Bedeutung hatte wie bei den

Abb. 632. Mongolinnen aus Ulsassutai.

Abb. 633. Mongolin aus Uljassutai.

Kopfjägers im Innern von Borneo. Auch das abgesonderte Wohnhaus für die Junggesellen ist vorhanden. Neben diesem oder vielmehr in der nötigen Entfernung findet sich auch ein gesondertes Haus für sämtliche Jungfrauen des Dorfes, oder aber eine Anzahl solcher Häuser, die von drei bis vier Mädchen bewohnt werden. Den Tag über sieht man sie auf der Plattform des Hauses mit dem Spinnen des Fadens für ihre Webarbeiten beschäftigt. Als Mädchen tragen die Naga, denen ein freier geschlechtlicher Verkehr zugestanden ist, das Haar kurz geschnitten; aber nach der Heirat lassen sie es lang wachsen. Dann legen sie auch allen Tand, wie Perlen und Muscheln, Arm- und Fußringe aus Messing, zuweilen auch aus Silber, mit denen sie sich als Mädchen geschmückt hatten, ab; denn von nun an beginnt die ernste Zeit ihres Lebens. In der Ehe ist die Naga meistens ihrem Gatten treu. In den seltenen Fällen eines Treubruches werden die Schuldigen beide mit Schimpf und Schande aus dem Dorfe gejagt.

In Sikkim pflegen sich die Frauen Stirn, Nase und Wangen mit dunkelbraunem Firnis zu beschmieren, was aber nicht etwa geschieht, um fremden Männern zu gefallen, als vielmehr zu dem Zwecke, sich gegen die Kälte und trockene Luft ihrer gebirgigen Heimat zu schützen. Derselbe Gebrauch findet sich auch in Nepal und in vielen Teilen Tibets.

Einen vielleicht noch ausgesprocheneren mongoloiden Typus zeigen die Nepalesinnen. Die Haut ist ein Gemisch von gelbrot und dunkel kupferfarbig und glänzt fettig. Die länglich ovalen Gesichter erscheinen durch die vorstehenden Backenknochen zugleich breit. Das tiefschwarze Haar ist schlicht. Die Augen sind leicht geschlitzt und etwas schräg gestellt. Die Nase ist wenig schön, der Mund groß. Sie sind von ziemlich stattlicher Figur und wie alle Paharis von fröhlichem Temperament. Um den Kopf tragen sie Tücher, und den Hals umhängen sie mit schweren Ketten, an denen nie die Amulette fehlen. Dazu kommen noch Ringe in den Ohren, Armspangen und Fingerringe. Die Nepalesinnen werden weniger abgeschlossen gehalten als die Indierinnen; sie begeben sich unverschleiert ins Freie und zeigen sich Fremden ohne Koketterie. In diesem Lande, in dem Vielweiberei Volkssitte, berührt es einen sonderbar, daß die Ehebrecherin mit lebenslänglicher Zwangsarbeit bestraft und noch um die Nase gekürzt wird; der Verführer aber wird vor versammeltem Volk getötet.

Abb. 634. Wohlhabende Kalmykenfrauen in moderner Festtracht.

Abb. 635.
Burjätenmädchen.

Abb. 636.
Die Kalmykenprinzeß Dugarova Atmidie.

Bei dem Stamme der Nawaris in Nepal werden die Mädchen schon im frühesten Kindesalter mit der Belfrucht, einer dem Citrus verwandten harten orangenartigen Frucht, vermählt. Nach erfolgter Zeremonie wird die Frucht in den Fluß geworfen und das Kind gilt als verheiratet. Wird die Jungfrau später einem wirklichen Gatten beschert, so ist sie berechtigt ihn zu verlassen, sobald er ihr nicht mehr gefällt, indem sie einfach als Zeichen des Abschieds eine Betelnuß unter sein Kopfkissen legt. Auffallend häufig sind in Nepal die Selbstmorde von Frauen, die sich aus Liebeskummer in einen Brunnen stürzen.

In Kaschmir, der ältesten Arierniederlassung Indiens, schwankt die Farbe der Frauen nach den Berichten Einiger zwischen teerosengelb und kupferrot; Andere, denen ich mich nach eigener Bekanntschaft mit den Schönen Kaschmirs anschließe, fanden sie ziemlich weiß, an Europäer erinnernd. Ehlers fand sie in Srinagar, der Hauptstadt, noch unsauberer als die Männer, zänkisch und kampflustig. Doch sind sie an andern Plätzen weniger unsauber. Täglich sieht man sie auf den Straßen sich balgen und kratzen. Sie tragen eine ziemlich kleidsame Tracht, enge bunte Hosen und lange weiße, durch Gürtel zusammengehaltene Gewänder. Sie sind groß von Statur und wohlgebaut. Häufig findet man angenehme und hübsche Gesichtszüge. Polyandrie ist öfters in Kaschmir anzutreffen. — Verabschieden wir uns von den indischen Frauen mit einer dem Oberstabsarzt Dr. Fritsch nacherzählten Legende: „Die Erschaffung

Abb. 637. Burjätenfrau.

Abb. 638. Kalmykenfrau.

des Weibes“: „Im Anfang der Zeiten schuf Twaschtri — der Vulkan der Hindumythologie — die Welt. Aber als er das Weib schaffen wollte, sah er, daß er bei der Erschaffung des Mannes alle verfügbaren Stoffe erschöpft hatte. Es war kein festes und dauerhaftes Element übrig geblieben. Bestürzt und verwirrt verfiel Twaschtri in tiefes Sinnen. Als er genug nachgedacht hatte, tat er folgendermaßen: er nahm die Rundung des Mondes, die Wellenlinie der Schlange, die Verschlingung der Kletterpflanzen, das Zittern des Grases, die Schlankheit des Rohrs, die ausgelassene Heiterkeit des Sonnenstrahls, die Tränen der Wolken, die Unbeständigkeit des Windes, die Furchtsamkeit des Hasen, die Eitelkeit des Pfauvogels, die Weichheit des Flaums, der den Hals des Sperlings deckt, die Härte der Diamanten, die Süße des Honigs, die Grausamkeit des Tigers, die Wärme des Feuers, die Kälte des Schnees, das Geschwätz des Hähers und das Girren der Turteltaube. Er mischte alle diese Dinge und schuf das Weib. Dann schenkte er es dem Manne. Acht Tage später kam der Mann zu Twaschtri und sprach: ‚Herr, das Geschöpf, das du mir geschenkt hast, vergiftet mein Leben. Es schwätzt unaufhörlich, es raubt mir meine Zeit, es jammert um ein Nichts, es ist immer krank. Ich bin zu dir gekommen, damit du es zurücknehmen mögest, denn ich kann mit ihm nicht leben!‘ Und Twaschtri nahm das Weib zurück. Aber acht Tage später kam der Mann wieder zu dem Gotte und sprach: ‚Herr, mein Leben ist einsam, seitdem ich dir dieses Geschöpf zurückgegeben habe. Ich muß immer daran denken, daß es vor mir tanzte und sang. Ich

Naturhistorisches Museum, Paris.

Abb. 639. Wohlhabende Burjätenfrau von Ostsibirien.

Vornehme Singaleſin.

erinnere mich auch, daß es mich so eigentümlich ansah, daß es mit mir spielte und daß es sich anschmiegte.' Und Twaschtri gab dem Manne das Weib zurück. Drei Tage waren nur verflossen, als Twaschtri den Mann wiederkehren sah.

‚Herr,' sprach er, ‚ich weiß nicht wie es kommt, aber ich bin jetzt überzeugt davon, daß das Weib mir mehr Verdruß bereitet, als Vergnügen. Herr, ich bitte dich, nimm es wieder!' Aber Twaschtri schrie: ‚Hinweg Mann, und richte dich ein, wie du kannst!' Und der Mann sprach: ‚Ich kann mit dem Weibe nicht leben!' Twaschtri erwiderte: ‚Du wirst auch ohne das Weib nicht leben können!' Und der Mann entfernte sich und seufzte: ‚Oh, ich Unglücklicher! Ich kann mit dem Weibe nicht leben, und ich kann ohne das Weib nicht leben!'" —

Als einen Übergangstypus von der Indierin zur Mongolin betrachten wir die Frauen Tibets.

Die Frauen von Tibet.

Die Tibetaner sind offenbar aus einer Vermischung von Mongolen mit einem andern unbekannten Volk entstanden. Wahrscheinlich war es jenes Volk, das noch vor der großen arischen Wanderung nach Indien gezogen war, wo aus ihm durch Vermischung mit den Aboriginern die späteren Drawida entstanden.

Außer Birma gibt es kaum ein zweites Land in Asien, wo das weibliche Geschlecht eine so weitgehende Freiheit genießt wie in Tibet. Zweifellos ist aber diese günstige Stellung des Weibes nicht auf Rechnung einer besonderen Hochschätzung, einer generösen Anerkennung weiblicher Tugenden vonseiten der „Herren der Schöpfung" zu setzen, als vielmehr auf die physische und sittliche Minderwertigkeit der letzteren. Tibet ist das Land des völlig degenerierten Buddhismus. Pfaffenwirtschaft — wo in der Welt gäbe es die mehr als in Tibet, wo anscheinend die

Naturhistorisches Museum, Paris.

Abb. 640. Jugendliche Samojedin.

Mehrzahl des Männervolkes aus Pfaffen und Mönchen besteht? Der physischen Impotenz und sittlichen Verkommenheit ihrer Männer verdanken die Tibetanerinnen ihre Emanzipation. Sie treiben den Handel, sie bahnen einträgliche Unternehmungen an, sie

ſchalten völlig frei in ihrem Hauſe, und empfangen den Beſuch von Männern, ſie wandern ungezwungen mit ihrer Handelsware über das ganze Land bis nach China hinein und an die Grenzen Indiens. Freilich ſpielt auch das Weib eine bedeutende Rolle in den religiöſen Einrichtungen. Es gibt zahlreiche und überfüllte Nonnenklöſter, und die Äbtiſſin eines derſelben genießt eine nicht viel geringere Verehrung als der Dalai Lama von Lhaſſa. Vielleicht iſt es mehr auf den Einfluß dieſer geiſtlichen Frauen als auf den der männlichen Prieſter zurückzuführen, daß die freie weibliche Bevölkerung ſich gewiſſen Vorſchriften unterwirft. So müſſen in Lhaſſa, der heiligen Stadt, die wohl ausſchließlich von Pilgern, Prieſtern, Mönchen und Nonnen bewohnt wird, die Frauen ihr Geſicht ſchwarz färben, um möglichſt wenig Eindruck auf die Männer zu machen.

Prof. Dr. W. Jochelſon, New York phot.

Abb. 641. Tunguſiſche Frauen.

Nicht der Mangel an Frauen, wie er ſich in andern Ländern hier und da findet, ſondern die geſchilderte Demoraliſation der männlichen Bevölkerung iſt auch die Urſache, daß von allen Eheformen in Tibet Polyandrie die gebräuchlichſte iſt. So haben häufig Brüder eine gemeinſame Frau. Ihre Kinder gelten alle als Kinder des älteſten ihrer Männer. Aber auch Männer, die kein verwandtſchaftliches Verhältnis bindet, begnügen ſich häufig mit *einem* Weibe. Merkwürdig iſt nur, daß ſich auch die der Polyandrie gerade entgegengeſetzte Form der Ehe findet: da wo der Einfluß Chinas am größten, blüht die Polygamie. Wer die älteſte Tochter zum Weibe nimmt, bekommt ihre Schweſtern mit in den Kauf; heiratet die zweite, ſo wird der Mann gleichzeitig der Gatte ihrer jüngeren Schweſtern. Das einzige Verhältnis, das es anſcheinend nirgends gibt, iſt die Einehe.

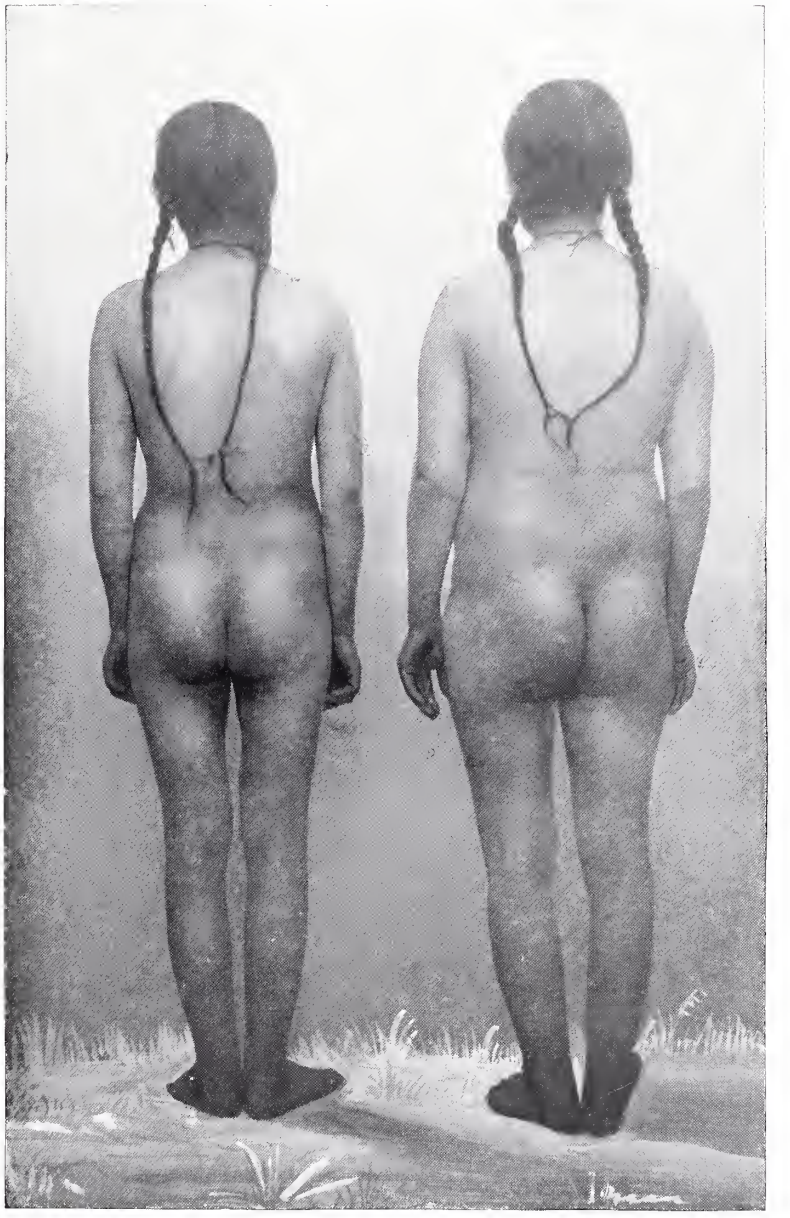
Eine ſo kurze und bündige Art der Eheſchließung wie in Tibet dürfte man nirgendswo anders kennen. Iſt die Werbung eines

jungen Mannes dem Vater des Mädchens genehm, so wird ein Zusammentreffen beider Familien vereinbart. Nach einigen Präliminarien und nachdem Geschenke ausgetauscht worden sind, drükken Braut und Bräutigam sich gegenseitig ein viereckiges Stück Butter auf die Stirn, und die Sache ist erledigt: das derart dekorierte Paar ist von nun an Mann und Weib.

Die Frauen bleiben in der Mehrheit unter dem Mittelmaß von Europäerinnen. Sie sind bronzefarbig, aber heller als ihre Männer. Das schwarze, glänzende, strähnige Haar wird in mannigfaltiger Frisur getragen; beliebt sind besonders viele kleine Zöpfe. Der Schädel ist gut entwickelt, doch sind die Backenknochen breit. Das Kinn ist schmal, der Nasensattel flach, der Mund groß, die Zähne stehen regelmäßiger als bei den Männern, die Lippen sind dünn. Die Augen liegen schief wie bei den eigentlichen Mongolen. Die Brüste stehen in ziemlicher Entfernung von einander, Oberarm und Unterschenkel zeigen eine kräftige Muskelentwickelung. Hände und Füße sind klein.

Die Tibetanerinnen sind sehr unsauber; ihr Gesicht ist niemals rein, abgesehen davon, daß sie sich häufig mit Firnis beschmieren. Sie tragen den Körper, wie es das Klima ihres Hochgebirgslandes erfordert, völlig bekleidet, und lieben es, sich reichlich zu schmücken.

Besonders in der Schmückung ihres Hauptes kennt die Eitelkeit einer Tibetanerin keine Grenzen. In dem wohlgescheitelten Haar stecken Spangen und Reife, von denen, fröhlich klappernd, kleinerer Tand herabhängt. Zuweilen schmückt sie sich gar mit



Prof. Dr. W. Jochelson, New York phot.

Abb. 642. Tungusische Frauen.

einer Art Krone, die mit echten Edelsteinen besetzt ist. Die wohlhabenderen tragen das Haar, die Ohren und den Hals bis zum Übermaß gespickt mit Smaragden, Katzenaugen, Türkisen so groß wie Hühnereier, kostbaren Perlen, Jaspis, Ambra und Korallen. Zu-

Abb. 643. Ainofrauen beim Weben mit trefflich angemalten Schnurrbärten.

gleich bedecken kunstvoll gestickte und bordierte Tücher den Busen, während die eigentliche Kleidung aus Seiden- und Satinstoffen hergestellt ist. Mitten auf der Brust fehlt nie ein oft handgroßes Amulett. Natürlich ist hiermit die Kleidung der wohlhabenderen Klasse geschildert. Die der ärmeren ist entsprechend einfacher. Sie gleicht völlig der männlichen. Sie besteht im Sommer aus Wolle und im Winter aus Schaffell; charakteristisch ist der lange kaftanartige Ärmelrock und die Mütze aus Schaf- oder Fuchspelz. Alles in allem machen die Tibetanerinnen einen wenig angenehmen Eindruck.

Abb. 644. Junge Jukagirenmädchen vom Jassatschnaja.

Man rühmt übrigens den praktischen Sinn dieser Hochgebirgsfrauen. So wird erzählt, daß selbst juwelengespickte Töchter vornehmer Familien sich nicht scheuen, Schank- und Speisehäuser zu verwalten.

Lubdorf phot.

Abb. 645. Giljakenfrau.

In der großen ural-altaiſchen Raſſengemeinſchaft, in welcher wir die Turanier bereits kennen gelernt haben, nimmt eine ihrer Hauptabteilungen, die

mongoliſche Völkerfamilie

den größten Raum auf aſiatiſchem Boden ein. Wir wollen im folgenden die verſchiedenen Völker betrachten, die ihr gemeinhin beigerechnet werden, indem wir mit den Bewohnern der Mongolei, den eigentlichen Mongolen, beginnen.

Ein Teil des Mongolenvolkes wohnt angeſiedelt in Dörfern und ſtädteartigen Ortſchaften, aber zahlreiche Stämme leben noch, wie es ihre Vorfahren ſeit Jahrhunderten getan haben, nomadiſierend in der Steppe. Ein im weſentlichen aus ausgeſpannten Fellen zuſammengeſetztes Zelt, die Jurte, dient ihnen als ihr leicht bewegliches Haus. Darinnen ſchlafen zunächſt der Tür, alſo wo es am zugigſten iſt, die Gattin und ihre Genoſſinnen, die „Nebenfrauen" auf den dünnſten und ſchlechteſten Fellen, die der Herr des Zeltes eignet. Niemand entkleidet ſich, wenn er „zu Bett" geht, ſondern öffnet nur den äußeren Rock. Niemand wäſcht ſich, wenn er aufſteht. Man begnügt ſich mit kargſter Koſt den Tag über und genießt die einzige Mahlzeit, die dieſen Namen verdient, kurz bevor man wieder zu Bett geht. Sie beſteht aus getrocknetem oder gefrorenem Fleiſch, gewöhnlich Hammelfleiſch, das gekocht wird.

Das Äußere der Mongolin iſt ſchnell beſchrieben: Sie hat hervorſtehende Backenknochen, einen eckigen Kopf, geſchlitzte ſchiefſtehende Augen, einen gedrungenen Körperbau und eine bräunlichgelbe, ölig glänzende Hautfarbe. Wenn die nomadiſierende Mongolin ſich einmal zu waſchen wünſcht, was ja auch vorkommt, ſo füllt ſie ihren

Aus „Hawes, Im äußerſten Oſten".

Abb. 646. Giljakenfrau und -mädchen.

Naturhiſtoriſches Muſeum, Paris.

Abb. 647. Gruppe von Ainofrauen.

Mund mit Waſſer und ſpritzt dies über ihre Hände oder wäſcht ſich damit auch das Geſicht. Ihre Kleidung iſt einfach genug. Sie beſteht in der Hauptſache aus einem langen, loſen Rock, der je nach der Temperatur bald offen, bald zugeknöpft getragen wird. Dieſe Kleidung gleicht völlig der des Mannes, mit dem einzigen Unterſchied, daß dieſer einen Gürtel um die Weſte trägt, den das Weib nicht hat. Dunkle Farben werden vorgezogen, jedoch bei feſtlichen Gelegenheiten, an denen es auch in der Steppe nicht mangelt, durch hellrote oder knallgelbe erſetzt. Aber für ihre Kleidung hat die Mongolin keine Ambitionen: ihre höchſte Luſt iſt ihre Haartracht! Wie ſie ihr ſchwarzes, ſträhniges, mit Fett und Leim verſchmiertes Haar (das dadurch zuſammen halten ſoll) zu einem raffinierten Aufbau herrichtet, kann hier nicht gut beſchrieben werden. Sie ſchmückt dieſe Friſur noch mit Silberornamenten, Münzen, Perlen oder Korallen, zuweilen auch mit einem Metallreif, der durch Haken in den Ohrlöchern befeſtigt iſt.

Der Mongole hat an die Eltern des Weibes, das er zur Gattin nehmen will, Geſchenke zu zahlen; dafür erwartet er aber eine möglichſt reiche Ausſtattung für die Braut. Bei den Stämmen im fernen Oſten finden wir zum erſtenmal den ritterlichen, oder beſſer geſagt, räuberiſchen Brautraub, den wir im Weſten bis nach dem Kaukaſus verpflanzt, bei den Tſcherkeſſen bereits kennen gelernt haben. Das junge Mädchen, das ſich ſchein-

bar sträubt und heftig schreit, wird auf einem Pferde von dem Freier entführt. Das Hochzeitsmahl gleicht einer mehrere Tage währenden Völlerei.

Nur ein gesetzlich anerkanntes Weib ist dem Manne gestattet, aber nichts verhindert den Erwerb von Dienerinnen und Konkubinen. Beide Parteien können eine Scheidung beantragen, die, wenn der Gatte der Antragsteller ist, ohne Schwierigkeit vollzogen wird. Um so schwieriger ist es aber für das Weib, sich scheiden zu lassen, da in den meisten Fällen weder sie noch ihre Eltern imstande sind, die erforderliche Rückzahlung der Hochzeitsgaben zu bewirken.

Obschon die sittlichen Anschauungen der Mongolin von den unseren durchaus verschieden sind, ist sie doch eine gute Hausfrau und Mutter. Allzugut hat sie es freilich nicht in der Ehe; denn der Mongole hat Grundsätze wie der russische Bauer, dem die seinigen aus dem fernen Osten überkommen sein mögen. „Lieb dein Weib wie deine Seele, aber klopfe sie wie deinen Pelz.“ Oder: „Es ist mein Weib, meine Sache.“ Als junges Mädchen genoß die Mongolin noch hin und wieder Vergnügungen nach dem Geschmack ihres Volkes; so ließ man sie stets an den wilden Pony- und Kamelwettritten teilnehmen, bei denen es lustig und toll genug herging. Als verheiratete Frau aber bedeutet ihr Leben Arbeit von früh bis spät. Sie sammelt den Dünger, weidet die Herden, melkt die weiblichen Tiere, sie sät und mäht, putzt und sattelt die Pferde, verfertigt die Felle aus Kamelhaaren, besorgt den Haushalt und bereitet den Branntwein für den Gatten. — Die Mongolinnen können auch lamaistischen Nonnenklöstern beitreten; doch ist mit diesem Schritt kein heiliges Tun verknüpft.

Die Kalmykin ist einerseits der Mongolin, andererseits der Tatarin, die wir unter den Turaniern kennen gelernt haben, verwandt. So hübsch die letztere aber ist, so häßlich ist die Kalmykin. Verschiedene Reisende behaupten, daß man kaum irgendwo anders ein zweites so häßliches Volk findet. Natürlich vermag auch der bunte Tand, mit dem sich das Weib überreichlich zu schmücken pflegt, sie nicht reizvoller zu machen.

Die Kalmykin ist von mittlerer Statur, hat einen eckigen Schädel und ein sehr starres, dichtes Haar, das sie mehrfach zu scheiteln und in Zöpfe zu flechten pflegt. Die Haut ist gelblichbraun, doch weniger sonnenverbrannt als bei den Männern. Das Gesicht bildet ein breites glattes Oval,

V. Kozlovskij in Taslent phot.

Abb. 648. Junge Dunganin aus dem Kuldschagebiete.

Underwood & Underwood phot.

Abb. 649. Gruppe von Mandschudamen mit der typischen Coiffüre.

aus dem die Backenknochen rötlich schimmernd herausstehen. Die weit auseinander und mehr oder weniger schief liegenden, hervortretenden braunen Augen sind ganz schmal geschlitzt. Von den Backen nach dem Kinn zu wird das Gesicht schmäler. Die Nase ist oben fast so breit wie unten; sie ist außerdem ziemlich gerade und platt und beim Einsatz an der Stirn scharf eingesenkt. Der Mund ist unverhältnismäßig groß und die Ohren stehen häßlich ab. Eine Eigentümlichkeit ist die durch Schnürleiber künstlich bewirkte Verflachung der Brüste.

Die Kalmykin ist zart und schwächlich gebaut, sehr gefräßig und starrt vor Schmutz, obschon sie dafür der Mangel an Wasser entschuldigen mag. Baden ist diesem Volke unbekannt. Alle Welt raucht, ja, die Mutter steckt wohl ihrem Säugling eine Pfeife zur Beruhigung in den Mund. Als Getränk ist das alkoholische Kumys sehr beliebt — es schafft zahlreiche Trunkene unter Frauen wie Männern; nur junge Mädchen dürfen dem Genuß dieses Getränkes nicht huldigen.

Auch der Kalmyke hat nur eine gesetzliche Gattin, obschon ihm Nebenfrauen, wenn er die Mittel hat, sie zu kaufen, gestattet sind. Während allein die zuerst Geheiratete ihm als ebenbürtig gilt, hat er das Recht, die aus ärmeren Klassen stammenden Nebenfrauen wieder zu veräußern. Allein

N. P. Edwards, Littlehampton phot.

Abb. 650. Rechts eine Mandschudame, links eine Nordchinesin.

Oſtjakin (Nordöſtl. Sibirien).

die Kinder der legitimen Gattin haben Familienrechte, doch können andere adoptiert werden. Über die Stellung der Frauen in ihrem Stamme sind die Ansichten verschieden. Einige behaupten, daß das Los der Kalmykin, die fast ihr ganzes Leben in der „Jurte" zubringt, nichts weniger als beneidenswert ist, während Pallas erzählt, daß von allen mongolischen Völkern die Kalmyken ihre Weiber am wenigsten hart und drückend behandeln. Zwar verkaufen sie ihre Töchter, ohne sie zu befragen, und zuweilen versprechen sie sogar einem Freunde das Töchterchen, noch bevor es geboren ist. Allein die Ausstattung, die sie mitgeben, entspricht zumeist dem Kaufpreise, und letzterer ist recht ansehnlich, z. B. 30 Kamele, 50 Pferde, 400 Schafe; diese Ausstattung verbleibt der Witwe als Erbteil. Die Ehe wird frühzeitig geschlossen und durch einen Lamapriester eingesegnet. Eine mutwillige Verstoßung der Frau, wie bei andern Stämmen, ist sehr erschwert. Sie bekommt mannigfaltige Arbeit aufgebürdet; sie hat Kinder und Herden zu hüten, Speisen und, wie erwähnt, Kumys zu bereiten, Filze und Decken herzustellen, Kleidung zu nähen, die Zelte abzubrechen usw. Es gibt Kalmyken, die ihren Weibern bei der schwereren Arbeit helfen, andere, die nicht einen Finger für sie rühren. Dagegen ehrt es die Männer, daß sie eine den Weibern angetane Beleidigung strenger bestrafen, als wenn sie ihnen selbst zugefügt wäre.

Abb. 651. Junge Chinesin aus guter Familie.

Abb. 652. Chinesin im Winterkostüm.

Auch die Kalmykinnen sind im Grunde genommen gute Frauen und Mütter, und wenn, wie es heißt, ihre eheliche Treue nicht immer ohne Makel ist, so trifft doch ebenso die Schuld den Mann, der sie oft einem andern anbietet. Dagegen muß der Ehebrecher, der nicht die Einwilligung des Mannes gehabt hat, eine Sühne von vier bis fünf Stück Vieh zahlen. Im übrigen ist Unzucht unter Verheirateten wie jungen Mädchen ziemlich allgemein.

Zu den sibirischen Mongolen gehören die Burjäten, Tungusen, Jakuten, Samojeden, Ostjäken u. a.

Die Burjäten sind ein in Zelten lebendes, manchen Entbehrungen ausgesetztes Volk von Viehzüchtern in der nördlichen Mandschurei und in der Mongolei. Sie sind tibetanische Buddhisten. Ihre höchsten Ideale liegen in der Aneignung von chinesischen oder mandschurischen Gebräuchen.

Die Burjätin gleicht in vielem der Kalmykin. Ihre Physiognomie ist bulldoggartig. Stark sind ihre Backenknochen wie ihre Kiefern, niedrig und schmal die Stirn. Die kleinen schmalen und schwarzen Schweinsaugen sind S-förmig geschlitzt, die Nase steht ab, und ihre Spitze ragt nie über das Niveau der Stirn. Auf dem strähnigen kohlschwarzen Haar, das sie in zwei dichte Zöpfe flicht, liebt sie reichen Kopfschmuck zu tragen. Die Haut ist dunkel gelbbraun; die Form des Schädels viereckig und brachykephal. Die Schenkel sind kurz und gekrümmt, dabei dünn und ungemein schwach.

Spooner, Strand phot.

Abb. 653. Chinesische Matrone aus vornehmem Stand.

Die Tungusen zeigen einen rein mongolischen Typ, bald Hoch-, bald Breitschädel, vorstehende Backenknochen, hohe Augenbrauen, große Augenhöhlen, in denen das lebhafte, verschmitzt blickende dunkle Auge liegt. Natürlich ist es geschlitzt und zwar so, daß der äußere Winkel höher liegt als der innere. Die Stirn ist groß und viereckig, zugleich eingedrückt. Die Kiefern stehen mäßig prognath. Die Nase ist stark und gut gebaut, der Mund groß, mit langen, dünnen Lippen. Die Zähne sind perlenweiß, glatt und gesund. Nach jeder Mahlzeit kauen sie ein Stückchen Kiefernharz, um Zähne und Zahnfleisch von Speiseresten zu befreien. Das Haar ist schwarz, zuweilen dunkelbraun. Sie pflegen es in zwei Zöpfe zu flechten. Die Haut ist gelblich, das Gesicht etwas dunkler. Die Züge der Weiber erscheinen oft angenehm, solange sie jung sind, werden aber später abschreckend häßlich. Außerdem stoßen sie durch ihre Unsauberkeit ab. Männer wie Weiber tragen die gleiche Tracht, nur wenden letztere viel Schmuck an, besonders an der Mütze, am Hals und auf dem Pelz. Sie sind recht tüchtig im Haushalt. Eine Eigentümlichkeit des Volkes ist die Unfähigkeit, Farben zu unterscheiden.

Bei den in der Gegend von Jakutsk lebenden Jakuten herrscht Polygamie und weitgehende Sittenlosigkeit. Eifersucht ist diesem Volke fremd. Die Weiber werden durch einen Kalym erworben.

Die Samojeden bilden den nördlichsten

A. P. Edwards, Littlehampton phot.

Abb. 654. Chinesinnen aus mittlerem Stand in einer Missionsschule.

Abb. 655. Chinesisches Familienbild.

asiatischen Stamm der Finnen; zugleich verleugnen sie nicht eine gewisse Verwandtschaft mit den Eskimovölkern. Die Gesichtsbildung ist mongoloid, obschon nicht unedel. Die Wangen sind breit, die Augen schmal und fein geschlitzt, gleichzeitig schräg gestellt. Schönheiten sind unter ihren Frauen jedenfalls selten. Bei den Samojeden gilt das Weib als unreines Wesen, wird aber zur Zeit der monatlichen Reinigung am meisten verachtet; da muß sie gar oft über das Feuer schreiten und mit den Dämpfen von Rentierhaaren oder Bibergeil sich räuchern; dann darf sie auch keine Speise für die Männer bereiten und darf ihnen nichts darreichen. Auch bei diesem Volke herrscht Polygamie. Dem Mann ist sogar gestattet, mehrere Schwestern zu Frauen zu haben. Sie gelten dem Edlen nur als Sklavinnen, und die eignen Töchter als Ware, die man veräußern kann. Die Frauen werden durch einen Kalym von Rentieren gekauft. Keuschheit wird nicht gerade verlangt, doch wird eine jungfräuliche Braut geschätzt und durch ein Geschenk belohnt. Dagegen wird Ehebruch, der jedoch selten vorkommt, allenfalls bei einer „Knabenbraut", schrecklich bestraft. Zuweilen suchte nämlich ein Vater für seinen sieben- bis achtjährigen Sohn eine Braut, die dieser im reiferen Alter heiratete. Kein Wunder, daß er später die alte und von seinem Vater gebrauchte Frau oft verjagte. Andrerseits kam es vor, daß Frauen sich erdrosselten, wenn

Abb. 656.
Moderne Chinesin.

Abb. 657. „Sing-Sang-Mädchen" der Jeunesse dorée.

Abb. 658. Bin ich nicht schön?

sie einem alten Manne angeheiratet wurden. Heute hat die russische Regierung wie bei andern sibirischen Stämmen, so auch bei den Samojeden mit diesen barbarischen Zuständen ziemlich aufgeräumt.

Gewisse Gebräuche der Witwe sind so interessant, daß sie hier noch zum Schluß erwähnt werden mögen. Während der ein Jahr lang andauernden Trauer der Witwe wird eine große Puppe angefertigt, der die Kleider des verstorbenen Mannes angelegt werden. Mit dieser nimmt sie nun alle Gewohnheiten vor, die der Verstorbene bei Lebzeiten hatte. Wird gegessen, so setzt sie der Puppe eine Schüssel hin; geht sie zu Bett, so entkleidet sie den Mann, d. h. die Puppe, und legt ihn neben sich ins Bett usw.

Die Ostjäkin ist wie ihre vorher erwähnten Schwestern von gelblicher Hautfarbe. Die kleinen schwarzen Augen blicken aus einer schmalen Lidspalte. Die Nase ist breit, etwas plattgedrückt, der Mund nicht groß. Das schlichte Haar, das gewöhnlich schwarz, in Ausnahmefällen aber blond ist, trägt sie in zwei Bündeln.

Abb. 659. Im Winterkostüm.

Die Ostjäken verkaufen ihre Töchter als kostbare Ware. Gewöhnlich erhalten sie dafür 400—600 Mark, zwei Stück Rindvieh, ein Pferd, sieben bis zehn Kleider, Mehl, Hopfen und eine Menge Branntwein. Die heidnischen Zweige leben polygam, während die christlichen nur eine Frau haben. Die Weiber sind sehr arbeitsam und unterwürfig ihrem Gatten, der sie nach Gutdünken mißhandelt und unterdrückt und sie dennoch lieb hat. Zu ihrer harten Arbeit gehört auch das Aufrichten der Zelte. Ihre Töchter helfen ihnen dabei, falls sie nicht gerade die Renntiere zu hüten haben.

Scheidung ist bei den Ostjäken sehr leicht zu vollziehen, doch kommt es selten dazu, wenn Kinder vorhanden sind. Die Sittlichkeit des Volkes steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Die verheirateten Weiber verletzen skrupellos die eheliche Treue; auch Beziehungen junger Mädchen zu Männern sind ganz gewöhnlich. Doch gälte es als anstößig, wenn ein unverheiratetes Mädchen schwanger würde; in diesem Falle wird das Kind, falls alle Abortive erfolglos

Abb. 660. Chinesische Damen.

R. P. Edwards, Littlehampton phot.

bleiben, gewöhnlich ermordet. Die Neugeborenen werden gleich mit frischem Schnee abgerieben. Viel Liebe der Eltern zu den Kindern ist nicht erkennbar.

Unter den Wotjáken, einem gleich den Ostjáken und Samojeden finnischen Volke, im Gouvernement Wjatka, gibt es zwischen Mädchen und Burschen keine geschlechtliche Moral. M. Buch teilt mit, daß es für ein Mädchen sogar schimpflich ist, wenige Freunde unter Männern zu besitzen, wogegen es sie ehrt, Kinder zu haben. Ein Sprichwort sagt: „Liebt der Bauer (ein Mädchen) nicht, liebt auch Gott (es) nicht."

Das Weib jedoch, einmal verheiratet, ist dem Manne treu und gehört ihm gleichsam als Eigentum. Dieser rechnet es sich als Ehre an,

Abb. 661. Chinesin aus niederem Stand.

sein Weib einem besonders werten Gaste für die Nacht zu überlassen. Die Braut wird, wie überall, für einen Kalym von ihren Eltern erworben. Übrigens besteht oder bestand der Brauch, daß der Hausherr dem Gastfreunde Frau und Tochter anbietet, nach Georgi auch bei den Tschuktschen und Korjáken, sowie nach Middendorff auch noch bei andern sibirischen Völkern.

Die Tschuktschen und Kamtschadalen gehören zu den Arktikern unter den sibirischen Mongolenstämmen. Der Typus der ersteren erinnert bald an die Indianer Nordamerikas, bald an die Mongolen und dann wieder an die Russen. Sie werden von Nordenskiöld als ein prächtiges, gemütvolles Volk geschildert. Ihre Haut-

R. P. Edwards, Littlehampton phot.

Abb. 662. Typische Nordchinesin.
Abgesehen von der eleganten Tracht beweisen die silbernen Fingerhüte zum Schutz der Nägel, daß sie der wohlhabenden Klasse angehört.

farbe, gewöhnlich gelblichbraun, ist zuweilen recht hell. Sie werden wenig über mittelgroß. Der Mund ist von mäßiger Breite, die Nase fein gebildet. Die Augen sind ziemlich groß und liegen horizontal. Unter den jüngeren Frauen finden sich oft anmutige Wesen. Sie haben die Gewohnheit, sich zu tätowieren. Ihre Tracht gleicht der der Männer, doch ist sie zierlicher und reicher geschmückt. Im Zelt bewegen sie sich nahezu nackt, doch lieben sie nicht, sich Fremden so zu zeigen, sondern sie beeilen sich dann, den unteren Teil des Körpers mit einem gerade zur Hand liegenden Kleidungsstück zu bedecken. Sie sind sehr kokett und putzliebend und verbringen ganze Nächte mit der Herstellung ihres Staates.

Nach einigen Reisenden scheint der Charakter der Tschuktschenfrauen kein besonders sanfter zu sein, denn oft genug findet man die Spuren ihrer Nägel in den Gesichtern ihrer Männer. Sie verbringen fast ihr ganzes armseliges Leben, insofern die Horde sich nicht auf der Wanderschaft befindet, in den Zelten, in denen drei Tranlampen ihnen zur Erwärmung dienen.

In ihren Händen ruht die gesamte Hausarbeit, auch die Herstellung der Kleider für die Männer. Die seßhaften Tschuktschen pflegen nur ein Weib zu haben, wogegen die nomadisierenden polygam leben. Immer aber ist *ein* Weib die Herrin im Zelt. Die Frauen werden von den Männern geachtet und sind ihnen sehr treu. Indessen geht die Gastfreundschaft des Tschuktschen, wie wir schon vorher gehört haben, so weit, daß dem Gast Frau oder Töchter angeboten werden.

Die sehr primitiven *Kamtschadalen* leben polygam; auf Jungfernschaft wird bei ihnen wenig Wert gelegt.

Die *Giljaken* auf Sachalin ist klein, kaum

Abb. 663. Familienbild.

Vornehme Chineſin.

1,400 Meter hoch, von gelbbrauner Farbe und rabenschwarzem Haar. Die gemischte Rasse ist deutlich erkennbar. Trotz des brachykephalen Kopfes, des breiten Gesichtes und der hohen Backenknochen der mongolischen Rasse, sind deren übrige Kennzeichen, wie die niedrige Stirnwölbung, der große Mund, die vorstehenden Lippen und der flache Nasenrücken bei der Giljakin bedeutend gemildert. Sie kleidet sich mit Vorliebe in Seehundsfelle, unter denen sie noch ein oder zwei Hemden aus Baumwolle oder Fischhaut trägt.

Die Giljakin ist von rührender Bescheidenheit; auf diesen Zug ist es auch zurückzuführen, daß Schwestern zu ihren Brüdern (und umgekehrt) nicht sprechen dürfen. Sie behandelt ihre Kinder, unter denen die Sterblichkeit groß ist, bemerkenswert gut.

Die Vielweiberei ist bei den Giljaken zwar zu Hause, heute aber in Abnahme begriffen, und zwar, weil die Zahl der Frauen selbst abnimmt und die Armut des Volkes wächst. Die Zweizahl an Weibern ist schon das Höchste, was sich Wohlhabende erlauben können. Der Ausdruck für „Heiraten" lautet bei ihnen wörtlich „umgugenich", d. h. ein Weib kaufen. Der Wert an Bärenspeeren, Kesseln, Booten und Hunden, die den Eltern zu zahlen sind, beläuft sich mitunter auf recht ansehnliche Beträge — bis zu 600 Mark.

Ein Weib bedeutet für den Giljaken eine gute Kapitalsanlage, aber leider fehlt ihm für diese oft die erstmalige Ausgabe. Das Weib muß sehr schwer arbeiten, hat sich aber dennoch eine gewisse Unabhängigkeit bewahrt, so daß, wenn sie sich zu stark von ihrem Manne mißbraucht oder mißachtet fühlt, sie das Recht hat, zu ihrem Vater zurückzukehren, ohne daß dieser nötig hätte, das Kaufgeld dem Schwiegersohn zurückzuzahlen.

Spooner, Strand phot.

Abb. 664. Dame aus Kanton.
Typische Südchinesin.

„Unter den 88 Erwachsenen, die zwischen 1891 und 1895 an der Westküste von Sachalin starben," erzählt Howes, „befand sich eine junge Giljakfrau, die sich aufgehängt hatte, weil sie einem ungeliebten Manne zur Heirat gegeben worden war. Unter diesem seltsamen wilden Äußeren, dieser in Schmutz gehüllten, in Felle gekleideten,

Abb. 665. Eine chinesische Schönheit.

ungekämmten häßlichen Form werden wir plötzlich überrascht durch eine hinreißende natürliche Empfindung. Auch die alten Gesänge dieses Volkes erzählen meist von solchen Ereignissen — vom Tode des getäuschten Liebhabers, oder von der leidenschaftlich bewegten Klage an die Geliebte.

Das gewöhnliche Motiv dieser Gedichte ist die Verlobung des jungen Mädchens und ihre spätere heftige, geheime Zuneigung zu einem andern jugendlichen Liebhaber. Wenn die gegenseitige Leidenschaft stark genug ist, dann wird sie mit ihrem Liebhaber eher in den Tod gehen, als daß sie das Weib eines Mannes wird, den ihre Eltern gewählt haben. Der Selbstmord wird von beiden in derselben Weise ausgeführt, indem sich beide ein Messer ins Herz stoßen oder sich beide erhängen; denn nur diejenigen, welche sich auf die gleiche Weise umbringen, werden zusammen in den Himmel kommen. Es gibt ein bei den Giljaken wohlbekanntes Lied, das erzählt, wie ein junger Mann ein holdes Mädchen liebte, welches schon in ihrer Kindheit einem andern verlobt wurde, und wie sie beschlossen, Selbstmord zu verüben. Der junge Mann erwies sich jedoch als treulos und erfüllte nicht nur nicht sein Wort, sondern hatte nie die Absicht es zu tun. Deshalb macht ihm der Geist des Mädchens bis auf diesen Tag Vorwürfe und ruft ihm immer zu: „Ach, du hast gesagt, du wolltest dich töten, und du hast es nicht getan. Du hast mich betrogen! Die Männer sind Lügner!"

Abb. 666. Die verkrüppelten Füße einer Chinesin.

Und heute noch können die vorwurfsvollen Töne des grausam betrogenen Mädchens in dem Knirschen des Schlittens und Heulen der Hunde gehört werden, wenn die Narta (Hundeschlitten) abfährt:

Du wolltest dich töten,
Du hast es geschworen,
Und nicht getan!

Ich bin nun in Nöten,
Bin ewig verloren!
Was fang ich an?

Du hast mich betrogen,
Die Männer sie logen
Alles ist Wahn.

Abb. 667. Chinesische Arbeiterfrau.

Wie man sagt, sollen alle Giljaken die alten Gesänge und Heldenlieder ihres Stammes kennen; mit den lyrischen Gedichten verhält es sich jedoch anders, denn sie sind sehr zahlreich und immer kommen neue hinzu. Sie werden von den Mädchen des Stammes verfaßt, die sie ihren Freundinnen mitteilen, und so verbreiten sie sich unter dem ganzen Giljakvolk. Die Verfasserin darf nicht bekannt werden, denn das würde man als einen Mangel an Bescheidenheit auffassen. Zuweilen hört man sagen: „Da geht eine alte Frau, welche in ihrer Jugend Lieder verfaßte; aber es ist nicht schicklich!"

Abb. 668. Die verkrüppelten Füße einer vornehmen Chinesin.

Das auf den Aleuteninseln lebende Volk bildet einen Übergang der asiatischen zu den amerikanischen Arktikern (Eskimos), welch letzteren es zum Verwechseln ähnlich sieht. Nur sind die Aleuten besser gebaut und sehen im ganzen besser aus als diese.

Die Aleutin ist unter Mittelgröße und von proportioniertem Wuchs; sie hat eine dunkelgelbbraune Haut, die sich selbst in Vermischungen mit Europäern bis zur dritten Generation nicht verändert. Ihre Hände und Füße sind klein und schön geformt. Die schwarzen Augen sind merklich schief geschlitzt. Das Haar ist schwarz und straff, aber nicht grob. Ihre Physiognomie erinnert wohl noch mehr an die Mongolen als an die Eskimos. Das Tätowieren eines Schnurrbarts haben die Frauen mit denen der Ainos gemein (siehe diese).

Abb. 669. Hôn-Kût-Se, die schönste Frau Chinas.

Die Aleutin ist griechisch-katholisch und kleidet sich nach russischem Muster. Auch ihre Häuser und ihre Lebensweise erinnern an die Art ihrer politischen Gebieter.

Die entsetzlichen sodomitischen Ausschweifungen, für die die Aleuten früher berüchtigt waren, scheinen doch stark nachgelassen zu haben; wenigstens berichten neuere Reisende nichts mehr davon. Vielmehr hören wir von ihrer Intelligenz und Geschicklichkeit, ihrer Neigung zur Zivilisation, und daß sie die russische, neuerdings zuweilen auch die englische Sprache erlernen. Auch manche interessanten Lieder und Melodien werden uns mitgeteilt. Von ersteren gibt Hellwald eine vielsagende kleine Strophe in freier Übertragung:

Leben nicht kann ich den
Tag ohne dich,
Beim Tanz ist dein Atem
Leben für mich,
Einsaugen möcht ich ihn
völlig in mich,
Denn nimmer kann leben
ich ohne dich.

Die Aleutin heiratet sehr jung. Es wird beglaubigt, daß auf der Insel Atscha der Knabe, sobald er die Baidare lenken, das Mädchen, sobald es nähen kann, beide im Alter von zehn Jahren, sich heiraten. —

Bevor wir nun von den im Stillen Ozean zwischen dem asiatischen und nordamerikanischen Weltteil gelegenen Aleuten nach dem asiatischen Festland zurückkehren, statten wir erst den Frauen des sehr merkwürdigen Inselvolkes der Ainos einen Besuch ab.

Die Frauen der Ainos.

Die Ainos sind ein offenbar im Aussterben begriffenes Volk, das in einzelnen Dörfern in spärlicher Zahl die nördlichste der japanischen Inseln, Jesso, bewohnt. Man hält sie für die Nachkommen jenes

N. P. Edwards, Littlehampton phot.

Abb. 670. Vornehme Chineſinnen beim Kartenſpiel und „Teeklatſch“.

Tatarenvolkes, das unter Djingis Khan ſeine verheerenden Züge bis nach Europa unternahm. Als deren urſprünglichen Sitz nimmt man das Gebiet an, wo heute ungefähr die Grenzen der Mandſchurei und Mongolei gezogen ſind. Danach wären ſie zwar der großen ural-altaiſchen Völkerfamilie, nicht aber den eigentlichen Mongolen beizurechnen. Zwiſchen ihnen und ihren politiſchen Brüdern, den Japanern, findet ſich abſolut keine Ähnlichkeit. In beiden dürfte zwar malaiiſches Blut fließen, doch iſt der weſentliche Einſchlag bei den Ainos, wie geſagt, auf die Tataren zurückzuführen, während die Japaner zu den Mongolen zählen. Am meiſten gleichen die Ainos ſehr

Abb. 671. Chineſin in der alten Nationaltracht.

ſtark behaarten Ruſſen, die einige mongoliſch-malaiiſche Züge tragen. Baelz, der ausgezeichnete Japanforſcher, ſtellt u. a. zwei Porträts gegenüber, einen älteren Aino und — Leo Tolſtoi, die von außerordentlicher Ähnlichkeit ſind.

Auch das Ainoweib beſitzt einen überaus ſtark behaarten Körper. Übrigens hat noch kein Auge eines Europäers, vielleicht auch kein Auge eines männlichen Aino dieſen Körper erſchaut. Kaum irgendwo anders haben Frauen eine ſo ausgeprägte Scham, ihren Körper den Blicken anderer auszuſetzen, wie bei den Ainos. Selbſt ein ſiebenjähriges kleines Mädchen war nicht zu bewegen, ſeinen Körper zu entblößen. Im

Abb. 672. Eine Gruppe des schönen Geschlechts aus Deutsch-China (Tsingtao).

Alter von zwölf Jahren werden die jungen Mädchen in eine Art Hemde eingenäht, das sie nicht eher wechseln, als bis es ihnen förmlich in Fetzen vom Leibe fällt. Sie baden auch in diesem Hemde, was aber kaum öfters als einmal im Jahre geschehen soll. Man mag sich danach einen Begriff von der Unsauberkeit dieses Volkes machen.

Übrigens kann es kaum ihre starke Behaarung sein, die die Ainofrauen bloßzustellen scheuen. Sie scheinen diese im Gegenteil als ganz in der Ordnung, vielleicht als schön zu empfinden, so daß, da ihr Gesicht wie bei andern Frauen unbehaart ist, sie sich auf die Oberlippe einen regelrechten, breiten Schnurrbart in roter Farbe tätowieren lassen.

Mit dieser Prozedur wird schon im siebenten Lebensjahre begonnen, bis dann im zwanzigsten der „Schmuck des Mannes" auf Frauenlippen die denkbar üppigste Gestalt erreicht hat.

Von Statur sind sie noch kleiner als die Japanerinnen; 1,460 Meter ist das Durchschnittsmaß der Ainofrauen. Von Hautfarbe sind sie heller, jedoch von dem gelblichen Schein der Tataren. Ihre Gesichtszüge sind kräftig entwickelt, die Lippen etwas dick, die Augen von sanftem Schwarz. Die Statur ist gedrungen, Füße und Hände sind groß. Der Ausdruck ihres Gesichtes ist ernst und traurig; gleich scheuem, geängstigtem Wild flieht die Ainofrau den Anblick des Fremden.

Die Frauen Chinas.

Bei einem Volk, das über zwanzig Breitengrade, von dem heißen Gürtel der Tropen bis an die starren Einöden Sibiriens,

Abb. 673. Japanerinnen niederen Standes.

von der Küste des Stillen Ozeans bis nahe in das Herz Asiens verbreitet ist, das Meeresküsten und Flüsse, Wüsten und Einöden, Ebenen und Hochgebirge bewohnt, wird man einen einheitlichen Typus nicht erwarten können. Wir begnügen uns, zwei unschwer zu unterscheidende Haupttypen aufzustellen, nämlich die Nord- und die Südchinesen. Entscheidend für den Typus der Nordchinesen wurden die Mandschus, ein hochgewachsener, starker Volksstamm, den man zur tungusischen Völkerfamilie rechnet; sie schließen sich als Bewohner der Mandschurei unmittelbar im Nordosten Chinas an das Himmlische Reich an. Auffällig ist, daß bei einer Vermischung von chinesischen Männern mit Mandschufrauen die weiblichen Nachkommen mehr den chinesischen, die männlichen dagegen den mandschurischen Typus zeigen.

Die Nordchinesin ist groß gewachsen. Sie erreicht durchschnittlich die Größe europäischer Frauen und häufig ein noch größeres Maß. In einem länglich ovalen Schädel liegen die bekannten mandelförmigen Schlitzaugen mit der ausgesprochenen Mongolenfalte; auf der Basis der charakteristischen Mongolenzüge, zu denen außer diesen Augen noch die leicht hervorstehenden Backenknochen gehören, wird man besonders der den vornehmen Kreisen angehörigen Jungfrau eine beträchtliche, aber anscheinend seelenlose Schönheit nicht absprechen können. Die Hände sind klein und zierlich; von den berühmten kleinen Füßen, die sie bekanntlich verkrüppeln, soll weiter unten die Rede sein. Der Oberkörper ist erheblich länger als der der Europäerinnen, die Beine, wie bei allen Mongolinnen, entsprechend kürzer. Die Hüftenknochen sind ziemlich stark ausgebildet, daher von einer zierlich schlanken Figur und einer Taille nach unsern Begriffen nicht die Rede sein kann. Die Brüste sind zum Unterschied von denen der Japanerinnen sehr gut entwickelt und bei Müttern sehr milchreich. Es wird versichert, daß in früheren Jahren Frauen an Seefahrer, denen der Milch-

Abb. 674. Sado Yakko, die bekannte japanische Schauspielerin, die im Verein mit ihrem Gatten Kawakami die japanische Bühne reformiert hat.

Abb. 675. Vornehme Japanerin.

Abb. 676. Miß Issoko Nagaokan
in der Tracht früherer Zeiten, die heute wieder modisch geworden ist.

proviant ausgegangen war, ihre eigne Milch verkauften! Die Hautfarbe ist hellgelb; bei der Landbevölkerung, die plumpere Züge und Formen zeigt, dunkler. Bemerkenswert ist, daß die Chinesin, besonders die Städterinnen, und bei diesen im übertriebensten Maße die vornehmen Kreise ihre Gesichtshaut durch Puder und fettige Substanzen weiß färben. Gleichzeitig findet rote Schminke für die Lippen und Wangen starke Verwendung. Junge Mädchen tragen ihr schwarzes straffes Haar in langen Zöpfen; verheiratet knoten sie es mit zwei kreuzweis gesteckten Nadeln zusammen. Ohne Ausnahme lieben die Frauen reicher vornehmer Chinesen, in seidenen, kostbaren, reichgestickten Gewändern, sowie in Schmucksachen, Perlen und Brillanten eine strahlende Pracht zu entfalten.

Die Frau gilt zwar als „minderwertig" gegenüber dem bezopften Herrn der Schöpfung, erfährt von dessen Seite aber eine freundliche und gewiß auch liebevolle Behandlung. Ehelosigkeit gilt im ganzen chinesischen Reiche als Laster. Der Mann heiratet gewöhnlich mit achtzehn, die Frau mit vierzehn Jahren. Zwar werden die Ehen rein geschäftsmäßig durch die Eltern zustande gebracht, oft ohne daß die zu Vermählenden sich vorher kennen lernen, auch ist vornehmen Männern gestattet, außer der „offiziellen" noch Nebenfrauen zu halten; aber ich hatte stets die Empfindung, daß besonders, wenn sich reicher Kindersegen einstellt, die eheliche Liebe der Chinesen der europäischen durchaus gleicht. Verhält sich auch die chinesische Frau ihrem Gatten gegenüber stets demütig, so fühlt sie sich dabei doch niemals als Sklavin, wie man früher irrtümlich behauptet hat. Im Falle von Unfruchtbarkeit wird die Ehe allerdings ohne Umstände geschieden. Witwern und Witwen steht es ohne weiteres zu, sich wieder zu verheiraten; doch würde eine Witwe von Rang niemals eine neue Ehe eingehen.

Die Lieblinge der Familie sind die Söhne, und der Abgott aller ist der älteste Sohn,

Abb. 677. O Yuki San.
Vorzügliche Kotospielerin (Tokyo).

dem, wenn er erwachsen ist, selbst die Mutter Gehorsam zu leisten hat. Es ist aber ein Irrtum, wenn angenommen wird, daß Mädchen, mit Hinsicht auf den Vorzug, den Knaben genießen, vernachlässigt werden. Wenn auch der chinesische Vater Freunden gegenüber nicht viel Wesens von seinen kleinen Töchtern machen wird, so liebt

Abb. 678. Japanerin in der am meisten gebräuchlichen Tracht.

er sie doch, trägt sie häufig auf den Armen und behandelt sie stets zärtlich. Die Kleine, die, sobald sie laufen kann, einen Anzug, der, en miniature, völlig dem ihrer Mutter gleicht, bekommt, wächst mit ihren kleinen Brüdern durchaus in demselben Verhältnis auf wie bei uns die Geschwister beider Geschlechter. Erst im Alter von sieben bis acht Jahren tritt eine unterschiedliche Behandlung insofern ein, als für die Knaben nun die Schulzeit beginnt, während das kleine Mädchen die geringe Erziehung, die bislang den Frauen im Reiche der Mitte zuteil wurde, die Unterweisung in häuslichen Dingen, Handarbeiten u. a. weiter im elterlichen Hause empfängt. Natürlich kann von einer Erziehung nur in bemittelten Kreisen die Rede sein. Bei den Armen wächst das junge Mädchen vollständig ohne Aufsicht, geschweige denn ohne Erziehung auf. Ihr späteres Schicksal mag sich schlimm genug gestalten. Für ihren Lebensunterhalt stehen ihr offen die Beschäftigung als Kuli oder — die Prostitution. Welcher Reisende in Ostasien hätte nicht diese weiblichen Kulis gesehen, die die Hafenstädte Chinas überfluten, arme, geplagte Hungergestalten, die jede Art von Arbeit, die härteste wie die unsauberste, übernehmen müssen, um ihr Leben zu fristen?

In schlimmen Zeiten werden die jungen Mädchen nicht selten für den Preis von zehn bis zwanzig Mark verkauft. Freilich vollzieht sich der Sklavenhandel im geheimen, unter einem Deckmantel. Im übrigen ist der Verkauf ihrer Person noch nicht das schlimmste, was einem jungen Mädchen begegnen könnte; im Gegenteil, sie hat dann die Aussicht, von ihrem Herrn zu dessen Konkubine oder Nebenfrau gemacht zu werden.

Im allgemeinen sind freilich weibliche Geburten nicht allzu gern gesehen, daher, wie in so vielen andern exotischen Ländern, auch in China zahlreiche weibliche Wesen das grausame Geschick erleiden, gleich nach ihrer Geburt erdrosselt zu werden.

Abb. 679. Japanische Frauen im Garten.

Abb. 680. O Motja San (Fräulein Spielzeug). Winzige Geisha aus Yokohama.

Daß die Ehen der Chinesinnen in den meisten Fällen glückliche sind, ist zu bezweifeln. Ihr größter Feind ist die Schwiegermutter, die unaufhörlich zu tadeln hat und es gründlich versteht, der jungen Frau das Leben zur Hölle zu machen. Diesen Demütigungen pflegen zahllose Frauen durch Selbstmord wenige Monate nach der Heirat aus dem Wege zu gehen. Der Selbstmord ist überhaupt in allen Kreisen der Bevölkerung an der Tagesordnung, und besonders beliebt ist es, sich auf dem Grundstück des Feindes ins Jenseits zu befördern. Damit wird nämlich erreicht, daß man dem Widersacher endlose Unannehmlichkeiten mit den Behörden verursacht, abgesehen von den Gewissensqualen, die er nun bis ans Ende seines Lebens erdulden wird. Es mag auch erwähnt werden, daß Selbstmordepidemien zeitweilig unter den jungen Mädchen grassieren, ohne daß erkennbare Gründe vorliegen. In diesem Falle handelt es sich wahrscheinlich nur um hysteria asiatica.

Was das öfters erörterte Thema, ob auch die Ostasiaten zu lieben vermögen, betrifft, können wir mit Gewißheit annehmen, daß auch der Chinese genau so alle Phasen der Liebe kennt wie wir Abendländer. Nur daß das Objekt seines Hangens und Bangens nicht die Geliebte ist, die er vor den Schrein Buddhas zu führen gedenkt. Vielmehr sind es jene halbweltlichen, schönen Hetären, an denen es in China wie in Japan nicht mangelt, nach denen ein männliches Chinesenherz schmachtet, Frauen, die in einer floskel- und blütenreichen, übrigens auch für Europäer recht reizvollen Poesie besungen werden.

Karl Lewis, Yokohama phot.

Abb. 681. Landmädchen in festtäglicher Kleidung.

Der wohlhabende Chineſe liebt lukulliſche Gaſtmähler im Freundeskreiſe, die zumeiſt in öffentlichen Reſtaurants eingenommen werden. Zur Erhöhung der Reize des feſtlichen, viele Stunden währenden Schmauſes erſcheinen gegen Schluß des Mahles junge Mädchen mit den einheimiſchen Lauten, beſonders dem Sanhſien, einer Art Banjo, und dem Jüehch'in, der Mondgeige; es ſind dies die Singſangmädchen, wie wir ſie, dem engliſchen sing-song girl nachgebildet, ganz gut nennen können. Sie bilden eine Unterabteilung der erwähnten Hetären. (Zu ihnen gehören übrigens nicht Schauſpielerinnen, die überhaupt in China nicht exiſtieren. Frauenrollen werden im Theater ſtets von Männern geſpielt, die ſich natürlich wie Frauen kleiden und ihre Stimme nachahmen.) Beſcheiden nehmen ſie an den Wänden Platz und warten, bis man ſie einladet, ſich der Tafel zu nähern. Alsdann reichen ſie den Kavalieren ihre Fächer, um ſie zur Wahl eines Liedes zu veranlaſſen. Auf den Stäbchen des Fächers ſteht nämlich das Repertoire verzeichnet. Sind dann die im Genuß ihres Mahles ſchwelgenden Kavaliere, die vor viehiſchem Wohlbehagen laut rülpſen, mit ihren Künſtlerinnen beſonders zufrieden, ſo laden ſie ſie zunächſt ein, neben ihnen Platz zu nehmen und ſich an den Freuden des Mahles zu beteiligen. Bald reicht man einander die Speiſen mit dem

Abb. 682. Japaniſche Straßenſängerin.

eigenen Eßstäbchen in den Mund und es entwickeln sich intimere Situationen.

Eine andere Erscheinung ist das gefallene Mädchen. Ihre Stellung, ihr Wert hängt durchaus von ihrer äußeren Erscheinung ab. Da sind in ganzen Straßenzügen in Schanghai, dem Paris der Chinesen, herrlich gewachsene Frauen mit junonischen, freilich „chinesisch-junonischen" Gesichtern, die die Bewunderung und Begierde jedes Europäers erregen — aber vergeblich; denn einen Blick von unglaublicher Verachtung empfängt derjenige Fremde, der es wagt, eine dieser „Damen" nur anzuschauen — bis herab zu den liederlichen, verschrumpften, Nachteulen gleichenden Weibern, die dem armen Kuli feil sind. Die erstere, die demi-mondaine chinoise, zeigt sich auch oft in öffentlichen Vergnügungslokalen. Eingehüllt in die kostbarsten seidenen Gewänder, mit Knöpfen besetzt, die aus nußgroßen Brillanten bestehen, erscheint sie in Begleitung ihrer Dienerinnen, mit ihrem silbernen Tabakpfeifchen, das nach jedem Zuge neu gefüllt und neu entzündet wird, sehr liebenswürdig zu ihren bezopften Seladons, aber wieder voller Verachtung für die sie beäugenden Herren des Abendlandes. Sie mag es gut haben in ihrem den Sinnesfreuden geweihten Leben, und mag mit ihrem Schicksal zufrieden sein.

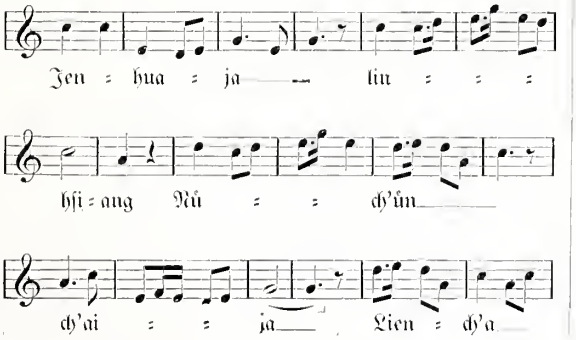
Abb. 683. Schöne Japanerin.

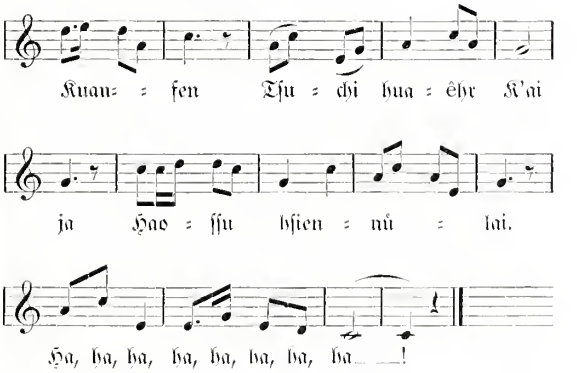
Abb. 684. Japanische Schauspielerin in einer Männerrolle.

Anders die arme Dirne. Stend, ein verdienter Chinaforscher, erzählt, daß etwa zwei Drittel dieser bemitleidenswerten Geschöpfe von den eigenen Eltern verkauft und dem schmachvollen Gewerbe zugeführt werden. Nur ganz wenige mögen sich freiwillig auf diese Bahn begeben. Das folgende, in Nordchina recht bekannte Liedchen enthüllt uns das Los dieser Unglücklichen und gewährt uns zugleich einen Einblick in das Empfindungsvermögen einer armen chinesischen

Abb. 685. Japanerin beim Briefſchreiben.

Frauenſeele. Ich gebe zunächſt die Melodie mit dem chineſiſchen Text einer Strophe, wobei ich bemerke, daß die Interjektion „Ha“ unſerm klagenden „Oh“ entſpricht; darauf folge die Proſaüberſetzung nach Stend:





„Tränen floſſen hinab mein armes kleines Geſicht; bis ins hohe Alter, wenn Jugend und Schönheit dahin ſind, wird jeder auf mich nur mit Verachtung ſchauen; keine

Abb. 686. Geisha in einem Kostüm aus der Genrokuzeit (1688—1703), das jetzt wieder modern wird.

Freunde oder Verwandte werden mich beachten, kein Sohn wird Weihrauch streuen für mich, wenn ich tot bin." Was hat sie zu erhoffen? Schließlich betet sie, der Himmel möge sie beschützen und jemanden schicken, um sie von diesem schrecklichen Leben zu befreien, sie zur Tugend zu befähigen, auf daß sie den Weg in den Himmel möge finden usw.

Ehe wir uns nun zur Südchinesin wenden, verweilen wir noch einen Augenblick länger im Norden und lernen die Mandschufrauen kennen, mit denen die Nordchinesin kaum weniger verwandt ist als mit ihrer südlichen Schwester.

Die Mandschus, einen tungusischen Mongolenstamm, die nicht nur in der Mandschurei, sondern bis hinein nach Nordchina, besonders in Peking, leben, von den nördlichen Chinesen zu unterscheiden, dürfte Nichteinheimischen oft schwer fallen, weil fast durchweg in den einen das verwandte Blut der andern fließt. Es ist selbst eine Frage, ob in den vornehmen und fürstlichen Familien, die sich als zu dem einen oder andern Stamm gehörig betrachten, die Reinheit des Blutes bewahrt ist. Immerhin gelten einige Unterschiede, die für die Frauen etwa auf folgendes hinauslaufen:

Die Mandschufrau ist größer und kräftiger als die Chinesin; ihre Züge sind vielleicht nicht so fein geschnitten, dafür aber charaktervoller als bei dieser. In der Hautfarbe dürften sie sich ziemlich gleichen. Bemerkenswert ist, daß die Unsitte des Fußeinschnürens bei den Mandschus nie existiert hat. So bekleiden die Frauen also, statt mit den chinesischen Puppenschuhen, mit normalem Schuhwerk ihre immerhin zierlichen Füße. Doch findet sich eine Eigen-

Abb. 687. Japanerin im Trauerschleier.

Abb. 688. Begrüßung japaniſcher Frauen auf der Straße.

tümlichkeit an ihren Schuhen, nämlich Unterſätze mitten unter der Sohle, die unten breiter als oben ſind. Unſere Abbildungen veranſchaulichen dieſe an der unrechten Stelle angebrachten „Hacken", die zuweilen bis zu 6 Zoll hoch ſind und dadurch, daß ſie das Laufen erſchweren, den Beweis liefern, daß die Trägerin der vornehmen Klaſſe angehört. Ein kleiner Unterſchied findet ſich in der maleriſch aufgemachten

Abb. 689. Rückenakt einer Muſume.

Haartracht zwiſchen den Frauen Mukdens und Pekings. Bei jenen gleicht die Friſur den bekannten gebogenen Stäbchen elektriſcher Stubenfächer, bei dieſen erinnert ſie an Windmühlenflügel en miniature. Die Mandſchufrau zeigt den gleichen Stolz und das würdevolle Auftreten der vornehmen Chineſin. Sie iſt aber europäiſcher Bildung weit zugänglicher und in vielen Gebräuchen weit emanzipierter als dieſe. Ich war

Karl Lewis, Yokohama phot.

Abb. 690. Eine Musume beim Spiel des Gekkin.

wiederholt ungesehener Beobachter, als vornehme Mandschudamen in europäischen Hotels Pekings Festmähler veranstalteten, und zwar ohne Beisein ihrer Kavaliere. Übertrumpft das nicht die Gebräuche emanzipierter Europäerinnen?

Die Südchinesin ist klein, untersetzt und erreicht selten das Mittelmaß unserer Frauen; ihre Züge sind selbst bei den höheren Ständen weit plumper als die von Nordchinesinnen. Schönheiten wie bei diesen finden sich äußerst selten unter ihnen. Ihre Hautfarbe ist dunkler, gelb bis rötlich-orange.

In ihrem Wesen ist die Südchinesin verschlossener und Europäern gegenüber ziemlich unfreundlich. Die Gebräuche sind im ganzen Reich ziemlich dieselben. Eine typische Erscheinung in der Gegend von Kanton sind die Singsangmädchen in den Blumenböten des Perlflusses.

Im äußersten Südwesten Chinas wohnen zahlreiche Zweige, welche man zwar zu den Chinesen rechnet, die aber eine starke Vermischung mit fremden, zum Teil unbekannten Völkern erfahren haben. Von den Minkiafrauen berichtet Platz, daß sie sich durch schönen Körperbau und angenehme Gesichtszüge auszeichnen. Die Payüs haben einen edler geformten Kopf als die Chinesinnen; die Gesichter ihrer Frauen sind fein geschnitten und erinnern an die mittelländische Rasse. Die braunen Augen sind groß und lebhaft. Bei ihnen herrscht nur Einweiberei. Wir werden späterhin die Payüs bei den Birmanen, zu denen sie meistens gerechnet werden, näher kennen lernen. Die Lolos sind größer als die Südchinesen; ihr Gesicht ist gebräunt, die schwarzen

Abb. 691. Aktaufnahme von einer Musume.

Abb. 692. Eine feſche Japanerin.

Augen liegen horizontal, ohne daß aber die Mongolenfalte fehlt. Ihre Frauen ſind groß und ſchlank, haben anmutige Züge und ſind heller als die Männer. Sie genießen eine bevorzugte Stellung, nehmen auch aktiv an den Kämpfen ihrer Männer teil. —

Von der bekannten Verkrüppelung der Füße wollten wir noch ſprechen. Die Sohle eines Schuhs mißt von der Spitze bis zum Ende der Hacke etwa 7 cm, iſt alſo wohl noch kleiner als der Zeigefinger einer mittelgroßen europäiſchen Dame. Doch glaube man nicht, daß auf dieſer Sohle der ganze Fuß ruht. Nur die ſtark zuſammengepreßten, künſtlich verkrüppelten Zehen ſollen hier ihren zweifelhaften Halt finden. Demnach gehen, oder vielmehr ſchleppen ſich die Chineſinnen auf den Zehen, wogegen die Hacke, die niemals den Boden berührt, einwärts gedrückt wird, ſo daß die vertikal gerichtete Sohle mit dem Bein gewiſſermaßen eine Linie bildet. Das Verkrüppeln der Füße wird bei jungen Mädchen ſchon in ihrer früheſten Kindheit vorgenommen. Es dauert viele Monate, bis ein Fuß durch dieſe greuliche Prozedur genügend zugerichtet erſcheint. Währenddeſſen haben die unglücklichen Geſchöpfe unſagbare Qualen auszuſtehen; ganze Straßen weit hört man ſie vor Schmerzen ſchreien. Nur die allerunterſten Stände, die eben ihre Füße für harte Arbeit benötigen und barfuß umherlaufen, haben ſich von jeher von dieſer Unſitte ausgeſchloſſen. Indeſſen nimmt der Brauch auch bei den vornehmen Ständen ſeit den letzten Jahren bedeutend ab, und

Abb. 693. Japanerin aus der höchſten Geſellſchaftsklaſſe.

Abb. 694—695. Musume in verschiedenen Aktaufnahmen.

seit vor einiger Zeit die verstorbene Kaiserin von China den Wunsch ausgesprochen hat, daß mit der greulichen Sitte ganz gebrochen werde, ist zu hoffen, daß in Bälde die Töchter des Himmlischen Reiches ihre Füßchen in der unvergleichlichen Zierlichkeit ihrer natürlichen Beschaffenheit bewahren werden.

Noch immer ist die Frau in China ein untergeordnetes Wesen, das, wenn wir von Müttern und legitimen Gattinnen absehen, vom Manne wenig geachtet wird. Aber schon ändern sich die Zeiten. Das Beispiel Japans scheint auch die Bewohner des Nachbarreiches aus der Lethargie zu erwecken. Im Jahre 1891 forderte die chinesische Revue „Kang-Hou-Wei" dieselben Rechte für chinesische Frauen, wie für die Männer, eine Anregung, die auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Heute gibt es in China einen regulären Reformverein für Frauen, dem Damen der höchsten Gesellschaftskreise angehören. So hat die Tochter eines reichen Tao-tai, Fräulein Sin-Peng-Sie, ihr ganzes Vermögen dazu verwandt, um begabten jungen Mädchen das Studium in Japan zu ermöglichen. Von der Frau eines Statthalters ist die Frauenzeitung „Niu-Pao" gegründet worden. Als vor kurzem eine Chinesin, Wou-Fang-Lan, starb, stellte sich heraus, daß sie von ihrer Schwiegermutter allmählich zu Tode gemartert worden war, weil sie sich der Frauenbewegung angeschlossen hatte. Ob dieser Grausamkeit erhob sich bald ein Sturm der Entrüstung, an dem sich auch der oberste Beamte der Provinz aktiv beteiligte. Er veranlaßte die Megäre, eine Schule für junge Mädchen zu grün-

den, die den Namen ihrer zu Tode gefolterten Schwiegertochter tragen mußte. Ein anderer Beamter gründete im Verein mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern erfolgreich eine Liga, die sich die Aufgabe stellt, energisch gegen die Verkrüppelung der Füße vorzugehen. Der Verein zählt bereits viele Anhänger; u. a. sind sämtliche Frauen der chinesischen Minister Mitglieder geworden. Von der fortschreitenden Emanzipation der Chinesinnen mag auch folgendes Zeugnis ablegen.

Es gibt heute mehrere Dutzend täglich erscheinender Frauenzeitungen in China, von denen vier in Kanton, fünf oder sechs in Schanghai und ebenso viele in jeder andern großen Stadt des Himmlischen Reiches erscheinen. „Diese Blätter", die ganz von Frauen für Frauen geschrieben werden, schreibt die „Tribune", „sind die wichtigste Bildungsquelle für den Wissensdurst der Chinesin, die durch sie über alle Neuigkeiten der Welt unterrichtet wird. Außerdem zählt man noch eine große Reihe von Wochen- und Monatsschriften. Auch das neue Erziehungssystem gewährt dem weiblichen Geschlecht die denkbar größte Freiheit. Mädchenschulen sind überall eröffnet, und in den großen Städten gibt es Hochschulen für Frauen, in denen sie sich dem Studium der chinesischen klassischen Literatur, fremder Sprachen und aller anderen Bildungsgebiete widmen können. Allein in Kanton gibt es zehn bis zwanzig solcher Hochschulen, die von den Töchtern reicher Leute besucht werden. Die jungen Chinesinnen wohnen vielfach bei fremden Familien und leben ganz selbständig. Eine gründliche Bildung ist die beste Empfehlung

Abb. 696—697. Musume in verschiedenen Aktaufnahmen.

für eine Frau, und die Studentinnen heiraten schon meist zwischen sechzehn und neunzehn Jahren."

Wir begeben uns nunmehr von den Chinesen zu ihren Vettern im Inselreich Japan, die zu den kontinentalen Chinesen ungefähr in demselben verwandtschaftlichen Verhältnis stehen wie die Engländer zu den Deutschen.

Abb. 698. Aktstudie von einer Musume.

Die Japanerin.

Unter den Frauen Asiens ist wohl keine, von der in aller Welt so viel gesprochen wird wie von der kleinen, zierlichen, lieblichen, ewig lächelnden Musume*), der Jungfrau Japans. In der Tat, in vielen Sprachen, in Prosa und in Versen ist schon ihr Lob erklungen. Der amerikanische Marineoffizier wird durch sie zum Dichter, der englische blasierte Globetrotter gerät rein aus dem Häuschen, und der deutsche Weltenbummler spricht von den Stunden, die er in Gesellschaft einer zarten „Nesan"*) hingebracht, nur in Dithyramben. Ein jeder war wohl ursprünglich in das ferne Nippon gezogen, um seine herrlichen Landschaften, die an Schönheit unübertroffene Binnensee, seine Tempel, seine Wunder und Sonderbarkeiten kennen zu lernen; doch bald ward er gewahr, daß die kleine Musume das A und O seiner Freude und seines unermüdlichen Interesses wurde. Als ein deutsches Ehepaar von einem bekannten ungarischen Edelmann, der von seiner Weltreise zurückkam, die mannigfaltigen Reize Japans in glühenden Farben schildern hörte, wandte sich das Weibchen zu seinem Gatten: „Du, Männchen, da müssen wir doch auch mal hinreisen." „Aber nein, gnädige Frau," wandte der Magnat ein, „da lassen Sie Männchen nur ruhig allein hinreisen. Japan ist kein Land für europäische Frauen, und besonders nicht für verheiratete."

Ich glaube übrigens nicht, daß eine europäische Gattin Grund zur Eifersucht hätte. Ich kann mir nicht denken, daß sich jemals ein Europäer in eine Japanerin ernstlich verliebt hätte, und habe nie gehört, daß es etwa um einer entführten Musume willen zu dramatischen Szenen gekommen wäre. Landesansässige Europäer heiraten allerdings in nicht seltenen Fällen Japanerinnen, aber meist nur — zur linken

*) Spr. Musme, d. h. Mädchen.

*) „Nesan" feinerer Ausdruck für Mädchen.

Hand. Denn nichts weiter als ein allerliebstes, niedliches Spielzeug, ein reizender Zeitvertreib ist dem Europäer die kleine Musume. Ihr seelischer und geistiger Horizont liegt ihm zu fern, daß sie ihn auf die Dauer fesseln könnte — wie ja auch alle unsere Anstrengungen bisher vergeblich waren, in das Wesen dieses Volkes tief einzudringen.

Die erwachsene Japanerin ist fast immer von kleiner Figur, etwa von der Größe unserer vierzehn- bis fünfzehnjährigen Mädchen; sie hat einen wohlproportionierten geschmeidigen Körper, doch ist, mit Ausnahme der Landbevölkerung, der tiefangesetzte Busen klein und mädchenhaft. Sorgsame Pflege läßt sie ihrem Körper angedeihen, wobei tägliches Baden sich von selbst versteht. Als unschön empfinden wir bei den verheirateten Frauen das Schwarzfärben und Feilen der Zähne, ebenso das allgemein übliche Rotfärben der Lippen mittels eines süßlichen, fettigen Cremes; wer daher einmal eine Musume geküßt hat — übrigens ein Akt, der ihr durchaus unverständlich ist — der tut es nie wieder. Die umständlichste Pflege aber verwendet sie auf ihr Haar. Da die Besorgung ihrer Coiffüre viele Stunden an Arbeit kostet, wird sie auch nur in größeren Zwischenräumen, etwa alle zwei bis drei Wochen vorgenommen; danach ist unsere Musume ängstlich besorgt, das kapitale Kunstwerk möglichst lange instand zu halten. Es kommt ihr dabei das bekannte kleine Gestell, Makura genannt, das halb wie ein Plätteisen, halb wie ein Fußbänkchen aussieht, und beim Schlafen als Stütze für den Kopf dient, gut zustatten.

Abb. 700. O Mitsko San und O Semcho San aus dem Viertel von Asakusa (Tokyo).

Abb. 699. O Tschikaio San vom Maiko-Dori, einer Art Geisha-Konservatorium in Kyoto, im altjapanischen Tanzkostüm.

Die Hautfarbe der Japanerin ist bekanntermaßen gelblich; sie ist um so heller, je vornehmer die Klasse, dunkel bis zu tieforange, je niedriger sie ist; besonders bei der Landbevölkerung findet sich diese dunkle Tönung.

Der Schlitz der Augen, denen natürlich niemals die charakteristische Mongolenfalte fehlt, zieht sich, von der Nase ausgehend, schräg nach oben und zwar gilt bei den Japanern als exquisite Schönheit und Vornehmheit, wenn die Lidspalte möglichst fein und schräg geraten ist. Tatsächlich haben japanische Frauen aus den alten Adelsgeschlechtern äußerst schmale und durchaus schräg liegende Schlitzaugen.

Abb. 701. Aktstudie von einer Musume.

Nach Selenka verlangt der Japaner von einer schönen Frau: Gestalt und Gesicht schmal und lang, Nase schmal und lang, Arme dünn, Hände schmal und lang. Hüften schmal, Beine dünn. Eine schlechte Brust wird verziehen, nie aber breite Hüften; die Japanerin windet den bekannten „obi" um den Leib, um den Vorsprung der Hüftbeine zu verdecken. Verständnis für die natürliche schöne Körperform hat der Japaner nach unsern Begriffen nicht; nur das Gesicht und die Körperhaltung kommen für ihn in Betracht.

Baelz unterscheidet zwei Haupttypen: den feinen Chosin- und den gröberen Satsumatyp.

Baelz hat übrigens eine Entdeckung gemacht, von der man für die Zukunft der Völkerforschung noch Großes erwarten darf. Er hat nämlich zuerst bei den Japanern, dann bei den übrigen Mongolen, schließlich bei den Malaien, und gelegentlich einer Reise über Nordamerika auch bei den Indianern in Britisch Kolumbia beobachtet, daß die Neugeborenen dieser Völker blaue Flecke unterhalb der Kreuzgegend zeigen, die erst allmählich verschwinden*).

Die Tracht der Japanerin mit dem weiten, luftigen Kimono und dem ellenlangen um den Leib gewundenen Obi, der ihr Würde geben soll, kennt wohl ein jeder aus Abbildungen. Wir kommen nun zur Stellung der Japanerin in ihrer Familie und im öffentlichen Leben.

Zwar ist es richtig, daß das weibliche Wesen in der japanischen Familie nur eine untergeordnete Rolle spielt. Doch muß das nicht so aufgefaßt werden, als ob der Herr der Schöpfung sie als Sklavin traktiere und leiden ließe. Im Gegenteil, das Weib ist ihm eine stille Freude in seinen Mußestunden, und niemals habe ich beobachtet, daß es eine rohe Behandlung erfährt.

*) Dieselbe Beobachtung ist kürzlich auch bei polynesischen Stämmen gemacht worden.

Japanerinnen.

Mir scheint, daß schon ihre Namensbildung einen diskreten Beweis liefert, welcher Wert der kleinen Musume von ihren männlichen Gefährten beigelegt wird. Jeder Name besteht nämlich aus drei Teilen. So klein sie ist, so lautet doch der erste Teil stets „O", was nämlich „groß", auch „ehrwürdig" bedeutet, und der dritte Teil „San", d. h. Herr, bzw. Herrin. Der mittlere Teil dagegen wird dem Schönen in der Natur entliehen oder auch aus abstrakten, aber immer sinnfälligen Begriffen gebildet. So heißt Pierre Lotis berühmt gewordene Madame Chrysanthème in ihrer Heimat eigentlich O Kiku San, wörtlich „die große Herrin Chrysanthemum". „O Haru San" heißt kurzweg Frau Frühling. „O Gin San" Frau Silber; „O Take San" Frau Bambus usw.

Einer der sympathischsten Züge der Japanerin ist ihre Bescheidenheit, mit der sich eine wirklich dem Herzen entspringende Schlichtheit und Freundlichkeit paart. So gern sie ihren kleinen zarten Körper pflegt, wäscht, pudert, schminkt, kann man sie doch niemals eitel im niederen Sinne nennen. Das beweist schon der Mangel an Schmucksachen, Brillanten, Ringen, Broschen, Spangen und ihre von vollendetem Geschmack, aber großer Einfachheit zeugende Kleidung.

Übrigens wünscht jede Japanerin älter zu sein, als sie ist, denn das Alter wird bei beiden Geschlechtern geehrt. Äußerlich lassen sich die Jahre der Frauen ungefähr abschätzen, indem nämlich die Kleidung junger Mädchen breit gestreift ist, während mit den zunehmenden Jahren die Streifen auf dem Kimono immer enger werden. Ob wir es nun als eine kleine Eitelkeit auslegen müssen, wenn die Japanerin nach ihrem Alter befragt, stets zwei Jahre mehr angibt, als sie wirklich zählt?

Die gräßliche Sitte, daß verarmte Familien ihre Töchter in die Freudenhäuser des In- oder des Auslandes schicken, um sie wieder „in Reinheit" aufzunehmen, nachdem sie genügend verdient haben, existiert noch immer, obschon die Regierung ihr gewaltsam zu steuern sucht. Diese japanischen Freudenhäuser sind übrigens auch für die honettesten Fremden eine Sehenswürdigkeit. Selbst durchreisende vornehme Damen, z. B. Amerikanerinnen, die in solchen Dingen sonst sehr prüde tun, pflegen sie wenigstens von außen mit Interesse zu betrachten. Sie nehmen ganze Stadtteile ein, wie z. B. das berühmt gewordene Yoshiwara (wörtlich Freudenstadt) in Tokyo, und präsentieren Häuser mit großen offenen, mit Gittern versehenen Fronten, hinter denen sich die Damen, die sich dem

Abb. 702. Japanische Schauspielerin.

Aus „Krocbel, Wie ich an den koreanischen Kaiserhof kam".

Abb. 703. Koreanisches Mädchen.

niederen Venusdienst weihen, in Gruppen, auf Stühlen oder kniend, schweigsam aufhalten. Zur freien Besichtigung dieser Menschen-Menagerien erscheinen in den abendlichen Stunden nicht nur alle ortsanwesenden Globetrotter und -Trotterinnen, sondern Japan selbst stellt sich in bunten Haufen ein: alt und jung, ganze Familien, die Kinder an den Händen führend; jedermann scheint ein großes Vergnügen an der Besichtigung dieser menschlichen Ware zu finden. Das japanische Freudenmädchen hat sich beiläufig vermöge seines bescheidenen, freundlichen Wesens schon den ganzen östlichen Weltteil und die gegenüberliegende Küste des Stillen Ozeans erobert. Bis an die Tore Ägyptens ist die Venus vulgivaga nipponica bereits gedrungen; die strenge Obrigkeit in den europäischen Häfen braucht nur ein Löchlein offen zu lassen, und wir haben sie auch bei uns.

Erfreulichere Figuren im japanischen Frauenleben sind die jungen Heben, die in den Chayas*) den Tee kredenzen. Sie sind es, deren Bekanntschaft der Europäer gewöhnlich am schnellsten macht. Sie nehmen in Japan etwa die Stellung unserer Kellnerinnen in Süddeutschland ein. Und doch — wieviel mehr Grazie, Lieblichkeit und Liebenswürdigkeit, ein wieviel bescheideneres und freundlicheres Wesen voller Humor und ungezwungener Lust zeigen sie im Vergleich zu unseren bayrischen Bierdirndeln!

Abb. 704. Koreanerin auf der Straße.

Ein anderes, höher rangierendes Persönchen ist die Geisha, die etwa die Stellung unserer Schauspielerinnen einnimmt. Der Europäer pflegt sie auf Schaubühnen, öfters aber in den Chayas kennen zu lernen, wo er sie zu einer Privataufführung hinbestellt. Ihre musikalischen Vorträge und besonders ihre pathetischen und oft dramatischen Tänze, denen niemals gemeine Sinnlichkeit zugrunde liegt, zu schildern, würde zu weit führen. Stundenlang vermochte ich Gesang und Spiel zu lauschen und den so eigenartigen Bewegungen der Tanzenden zuzuschauen. Hier sei nur eingeschaltet,

*) Tschaja, Teehaus.

daß der berüchtigte, gewöhnlich in einen Cancan endigende Yon Kina, den keine angesehenere Geisha tanzen würde, ein in alten Zeiten von den Holländern eingeführter vulgärer Tanz ist. Übrigens versteht der Japaner streng genommen unter „Geisha" nur die Musikerin, nicht die Tänzerin oder Schauspielerin.

Wenn ich nun noch die Schauspielerinnen erwähne, unter denen es eine Sadi Yako zu europäischer Berühmtheit gebracht hat, wären die markantesten Figuren des japanischen Frauenlebens aufgezählt. Die züchtigen Töchter der besseren Familien genießen eine vortreffliche Erziehung, weit besser als alle übrigen Asiatinnen. Analphabetinnen gibt es in Japan überhaupt nicht; alle beherrschen mindestens eine der schwierigen zwei Schriftarten, und heute bemüht sich alle Welt in Japan krampfhaft, englisch zu lernen, obgleich die Veranlagung für Sprachen nicht besonders groß und jedenfalls geringer ist als bei den Chinesen.

Abb. 705. Koreanische Straßenkinder.

Abb. 706. Koreanische Frau aus dem Volke.

Gar vieles hat sich in dem Inselreich geändert, seit dem Tage, als im Jahre 1868 der Name der Hauptstadt Yeddo offiziell in Tokio verwandelt wurde, und seit dem letzten Krieg scheint sich alles in einem wahren Verwandlungswahn zu befinden. Möge sich alles meinetwegen dreimal umkehren, im Namen des heiligen Daibuds von Kamakura! Nur eine möge bleiben, wie sie bisher war: die kleine, einfältige, liebliche Musume!

Im Anschluß an die obigen Zeilen sei noch des Berichtes eines Japaners über die Frauen seiner Heimat gedacht, eines Mannes, der in Europa seine Bildung genossen, und der in der Lage ist, die Japanerin aus den mannigfachen Gesichtspunkten zu schildern, in denen sie sich von unseren europäischen Frauen unterscheidet. Herr Nacomi Tamura läßt sich in einer englischen Zeitschrift wie folgt vernehmen:

Abb. 707. Junge Birmanin.

„Von zehn Frauen folgen in Japan neun ihrem Mann nicht mit Freuden, sondern weil sie ihn fürchten. (Es mag hier eingeschaltet werden, daß die Japanerin im Alter von vierzehn bis fünfzehn Jahren heiratet.) Nur selten finden Fremde in ein japanisches Haus Zutritt und zwar deswegen, weil meine Landsleute sich scheuen, Ausländern ihr Familienleben zu zeigen.

Liebesheiraten gibt es in Japan nicht. Sicherlich kommen auch Fälle vor, in denen Mann und Frau sich nach der Hochzeit lieben lernen; doch ist dies ein reiner Zufall. Hören wir von einem Manne, daß er aus Liebe geheiratet habe, so halten wir ihn für ein verächtliches und verworfenes Geschöpf; unserer Auffassung nach müßten sich Vater und Mutter seiner schämen. Der Japaner schätzt Liebe zu einer Frau sehr niedrig auf der moralischen Stufenleiter ein. Es ist für uns sehr schade, daß wir den Unterschied zwischen Liebe und Leidenschaft nicht verstehen können. Für den Zauber und die Anmut ehelicher Liebe sind wir unempfänglich.

Unser Blut suchen wir so viel als nur irgend möglich rein zu erhalten. Bevor wir eine Ehe eingehen, erforschen wir aufs sorgfältigste die Abstammung des zukünftigen Gatten. Das Mädchen, das nicht sein ‚blaues Blut' nachweisen kann, hat nur wenig Aussicht, eine gute Partie zu machen. Ebenso wie die Juden sich rühmen, ihre Abstammung bis auf Abraham zurückführen zu können, ebenso sind die Japaner stolz darauf, in ihrer Familie einen berühmten Ahnen zu haben. Deswegen ehren wir auch im Vater den, der uns die Ehre aller verflossenen Geschlechter erhalten und überliefert hat. Daher wird auch bei uns die Ehe zu einer unerläßlichen Einrichtung, denn ein Vater muß seinem Sohne den Namen, der nicht erlöschen darf, übergeben und erhalten. Diesem Zweck der Ehe gegenüber treten alle andern Rücksichten zurück."

Herr Tamura erzählt dann, daß es der sehnlichste Wunsch eines jungen Mannes ist, Vater zu werden, und Zeit ihres Lebens sind

Abb. 708. Birmanin, Frau aus dem Volke.

die Eltern besorgt, ihre Kinder gut zu verheiraten. „Mit achtzehn Jahren wird es die Pflicht des ältesten Sohnes, ein Weib zu nehmen und den Beruf oder das Handwerk des Vaters zu ergreifen. Ein Vater, der nur eine Tochter hat, wird sich die größte Mühe geben, einen Mann für sie zu finden; statt daß aber die Frau dem Manne folgt, wird in einem solchen Falle der Mann im Hause seines Schwiegervaters wohnen. Das geschieht, um den Namen der Familie der Frau zu erhalten.

Eine soziale Schranke, einer chinesischen Mauer gleich, trennt die Geschlechter in der Zeit ihrer Jugend. Bis zum Alter von sechs Jahren dürfen Knaben und Mädchen miteinander verkehren, aber der Knabe ist dem Mädchen stets übergeordnet. Unsere Mütter sind gezwungen ihre Töchter zu lehren, daß sie geringer sind als die Knaben. Der Knabe ruft seine Schwester bei ihrem Namen, sie aber muß ihn mit ‚Ani jan' — ‚Herr Bruder' anreden. Speisen sie zusammen, so nimmt der Bruder bei Tisch den Ehrenplatz ein, gewöhnlich aber essen Vater und Sohn zusammen, und Mutter und Tochter bedienen sie. Von zehn Jahren ab werden beide Geschlechter getrennt gehalten.

Abb. 709. Birmanische Frau.

Abb. 710. Vornehme Birmanin, einen exquisiten „Burri" rauchend.

Selbst der bloßen Bezeichnung ‚Frau' haftet etwas Schimpfliches an, und einem ungeschickten und dummen Manne lassen wir dieses Beiwort zuteil werden. Mit politischen Angelegenheiten befassen sich die Frauen nicht; wir halten sie nicht einmal für würdig genug, in ihrem eigenen Hause Einfluß zu üben. Solche Anschauungen lassen es auch

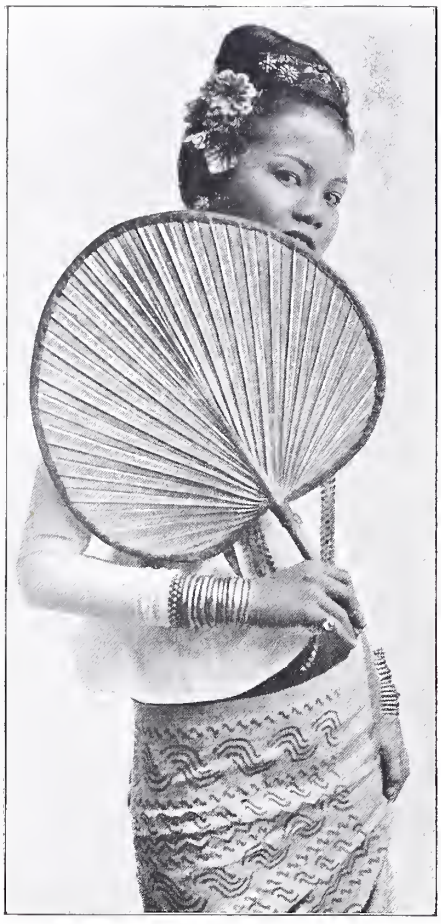


Abb. 711. Kokette Birmanin.

verstehen, daß eine Freundschaft zwischen jungen Leuten und Mädchen nicht vorhanden sein kann. Wenn ich in Tokio einer jungen Dame meine Aufwartung mache, so beobachten mich ihre Eltern dabei mit der Aufmerksamkeit eines Detektivs. Infolgedessen kann ich kein Wort mit ihr sprechen. Wenn wir uns nun einmal allein treffen sollten, welche gute Folgen würde das wohl haben? Ich müßte sämtliche Kosten der Unterhaltung allein tragen, denn den japanischen Frauen ist ja gelehrt worden, in Gegenwart des Mannes zu schweigen. Die japanische Frau ist nicht etwa weniger gesprächig als ihre Schwester irgendwo in der Welt, aber in Anwesenheit von Männern wird sie schüchtern und spricht kein Wort. Man darf indessen nicht glauben, daß die japanischen Frauen dumm sind, sie sind nur wenig an das gesellschaftliche Leben gewöhnt."

13 Tugenden, erzählt uns Tamura, hat die Japanerin in ihrem Eheleben zu befolgen, was ihr vor der Hochzeit beständig eingeprägt wird. Unter ihnen stehen Demut, Höflichkeit und Gehorsam an erster Stelle; dazu wird Liebenswürdigkeit gegen die Schwiegermutter und die Schwägerinnen verlangt. Flitterwochen aber gibt es nicht, und die ersten vier Wochen sind, namentlich für die junge Frau, keine Zeit ungetrübten ehelichen Glücks. „In den ersten Tagen ihrer Hochzeit spricht die Frau nur wenig mit ihrem Manne und auf seine Fragen antwortet sie nur mit ja und nein. Am fünften Tage beschäftigt sie sich mit einer Handarbeit, um ihrer Schwiegermutter zu zeigen, was sie in dieser Kunst leisten kann. Acht Tage nach der Hochzeit besucht sie ihre Eltern und verweilt ein paar Tage bei ihnen. Bisweilen kommt es auch vor, daß sie überhaupt nicht mehr zu ihrem Manne zurückkehren will, dann werden die Dienste eines Nakodo — eines Freundes, der als Heiratsvermittler dient — in Anspruch genommen, um eine Versöhnung oder Scheidung herbeizuführen.

Abb. 712. Birmanische Prinzessin.

In Japan kann man einer Frau auf den ersten Blick ansehen, ob sie verheiratet ist oder nicht. Eine verheiratete Frau trägt eine andere Frisur, Harmdaga genannt, die ihr mehr Würde verleiht. Nach der Hochzeit vertauscht die junge Frau ihre Kinderkleider mit einem würdevolleren Kimono in weniger lebhaften Farben. Sie muß sich ihre Augenbrauen wegrasieren lassen, und früher mußte sie sich sogar ihre Zähne schwarz färben. Einige meinen, die Japanerinnen tun dies, weil sie glauben, daß schwarze

Zähne und fahlere Augenbrauen sie weniger reizvoll erscheinen lassen; andere sind der Ansicht, die Frau will dadurch, daß sie ihre Schönheit opfert, ihrem Manne beweisen, daß sie ihm die Treue bewahren wird.

Das junge Paar errichtet sich keinen eigenen Hausstand, sondern lebt im Hause der Eltern des Gatten. Hier fühlt sich die junge Frau oft recht unglücklich, denn die Schwiegermütter sind ihren Schwiegertöchtern gegenüber gar nicht freundlich. Ihr Betragen bewachen sie auf Schritt und Tritt und fast immer finden sie etwas auszusetzen. Als wenn sie kleine Kinder vor sich hätten, sagen sie ihnen, wie sie essen, wie sie ihr Reisstäbchen handhaben, wie sie gehen, wie sie grüßen sollen. Es ist für die japanische Frau vielschwerer, ihre Schwiegermutter, als ihren Mann zufrieden zu stellen. Die Frau verbringt ihr Leben auch keineswegs in eitlem Müßiggange. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht ist sie mit Kochen, Reinmachen, Nähen beschäftigt. Wenn ihr Mann ausgeht oder nach Haus kommt, legt sie ihm die Kleider zurecht, bei Tisch beschäftigt sie sich nur mit seiner Bequemlichkeit und ihr ganzes Streben geht unausgesetzt dahin, ihm das Heim so angenehm als nur möglich zu machen.

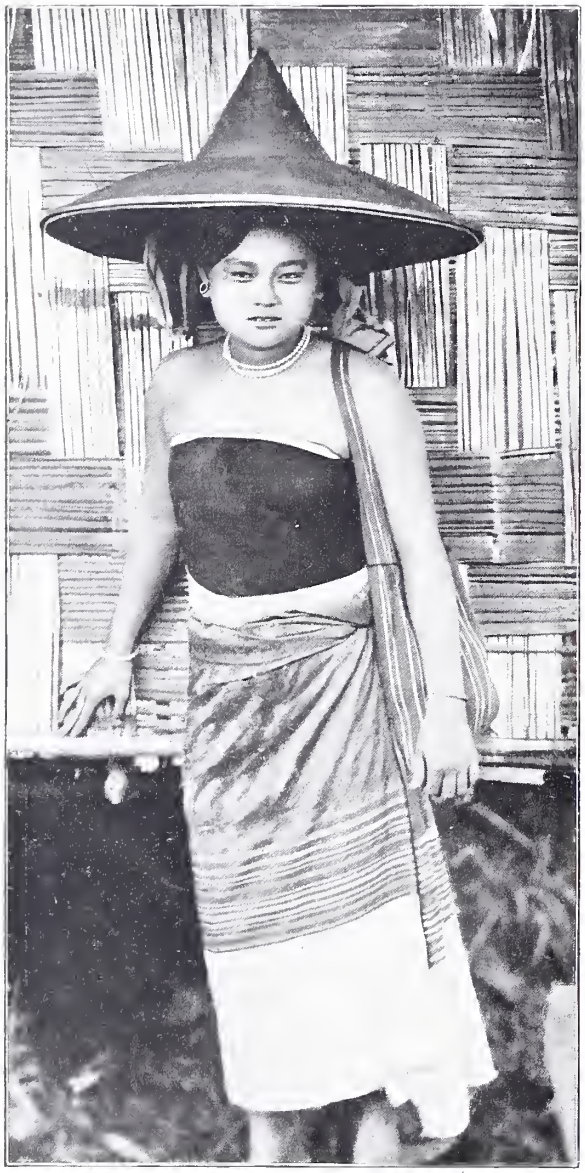
Museum für Völkerkunde in Leipzig. Roelting phot.

Abb. 713. Palofrau, Hinterindien, 15 Jahre alt.

Die Scheidung ist leicht, Ungehorsam gegen den Schwiegervater oder die Schwiegermutter, sogar Geschwätzigkeit und Diebstahl gelten als genügende Gründe. Ist ein Mann seiner Frau überdrüssig geworden, so bedarf es keiner besonderen Gründe und keines Gerichtshofes, um eine Scheidung herbeizuführen, denn sie hängt einzig und allein von seinem Willen ab. Er braucht nur den Heiratsvermittler zu bitten, er möge den Eltern seiner Gattin von seinem Wunsche, von seiner Frau getrennt zu werden, Kenntnis geben und seine Frau in ihr Elternhaus zurückschicken.

Wird die Frau als Gattin wenig gewürdigt, so wird sie aber um so mehr als

Mutter geschätzt. Da das Kind das wichtigste in einer Familie ist, ist der größte Wunsch einer japanischen Frau, Mutter zu werden. Die Geburt eines Sohnes ruft einen vollkommenen Umschwung in ihrer



Museum für Völkerkunde in Leipzig. Noelting phot.

Abb. 714. Eine Schan-Schönheit aus Hinterindien. 15 Jahre alt.

Lage, und zwar zum Besseren hervor. Ihr Gatte und ihre Schwiegermutter behandeln sie jetzt mit größter Liebenswürdigkeit, und selbst, wenn beide sie zuvor gehaßt hätten, würden sie jetzt des Kindes wegen an eine Scheidung nicht mehr zu denken wagen.

Aber auch für die japanische Frau kommt eine Zeit, die ihr die Freiheit bringt: wenn sie ihr fünfzigstes Jahr erreicht. Dann wird sie ‚Go inkio sama' genannt. (Go ist eine Ehrenbezeichnung, inkio jemand, der sich zur Ruhe gesetzt hat, sama Dame.) Jeder zollt ihr Achtung, alles was sie sich wünscht, erhält sie, und sogar den Buddhistentempel oder das Theater darf sie besuchen. Die größte Tugend der Japaner ist die Ehrfurcht vor dem Alter. Daher hat die japanische Frau den innigsten Wunsch alt, eine ‚Go inkio sama' zu werden."

So weit Herr Naomi Tamura.

Ich kann nicht umhin, die Äußerungen, die er über seine weiblichen Landsleute gemacht hat, durch einige Mitteilungen über ihre Anteilnahme an europäischer Kultur zu ergänzen.

Die englische Sprache hat in den achtzehn Jahren, die zwischen meinem ersten und letzten (1907) Besuch Japans lagen, kaum bemerkbare Fortschritte gemacht. Die japanische Tracht wird noch der europäischen so sehr vorgezogen, daß Frauen in europäischen Kostümen eine verschwindende Ausnahme bilden. Es ist spaßhaft genug, daß der Japaner seine Damen, wenn sie europäisch kostümiert sind, stets vorangehen läßt, wogegen sie, japanisch gekleidet, stets dem Herrn der Schöpfung zu folgen haben. Hoffen wir, daß die Japanerin selbst erkannt hat, wie wenig kleidsam die europäische Tracht für sie ist, während wir uns immer freuen werden, sie in Kimono und Obi zu sehen. Die japanischen Kinder werden von allen Reisenden als die artigsten Kinder bezeichnet, die man wohl in der ganzen Welt treffen kann. Die Schulen werden allmählich europäischen bzw. amerikanischen Mustern angepaßt. Ihren musikalischen Übungen wohnte ich öfters bei. So hörte ich deutsche und englische Chorlieder von einem gemischten Chor von 800 jungen Mädchen vortrefflich vortragen. Die Stimmen klangen recht angenehm, obschon ich die Klarheit und Frische unserer jungen Mädchenstimmen vermißte. Klavier und

Geige kommen allmählich in Aufnahme; indessen vermochte ich eine tiefe Empfindung und ein richtiges Verständnis für unsere Musik noch nicht festzustellen. Dagegen wird das heimische Koto (die japanische Harfe) mit wahrhafter Hingebung gespielt.

In der Einleitung seiner Schrift bedauert Herr Naomi Tamura das Nichtvorhandensein von Liebe in unserm Sinne. Dagegen sprächen allerdings die sehr zahlreichen Liebespoesien, die in der vortrefflichen Übertragung von K. Florenz bei Amelung in Leipzig erschienen sind. Es muß freilich bemerkt werden, daß, ähnlich wie bei den Chinesen, die Liebe des Japaners niemals der Schönen gilt, die er auch zum Altar führen möchte (vgl. den Artikel „Die Frauen Chinas"). Wie dem aber auch sei, von der japanischen Liebeslyrik mögen folgende drei kleinen, nicht zusammen gehörenden Strophen aus der Feder des Dichters Maryoshu Zeugnis ablegen:

Wie tief des Sees Kiyos'mi Fluten wühlen,
Noch tiefer wühlt die Lieb' in meinem Herzen,
Nur ein Gedanke ist's, in dem ich lebe:
Wann kommst du, daß ich ganz mich dir ergebe?

Watts & Steen, Rangoon phot.

Abb. 715. Karenfrauen mit reichem Schmuckwerk.

Wie könnt' ich je vergessen dein,
Sei's für die kurze Frist auch nur,
In der ein Blitz aus Herbstgewölk
Erhellt die Ähren auf der Flur.

Ganz so endlos wie der Regen
Und der Schnee vom Himmel taut,
Ist auch endlos meine Liebe,
Seit ich dich zuerst erschaut.

Abb. 716. Heidenfrauen der Karen.

Die Koreanerin.

In Korea, dem „Lande der Morgenröte", lebt ein den Chinesen und Japanern verwandter Volksstamm, der durchschnittlich ein höheres Körpermaß erreicht als seine Nachbarn. Während es nun in Japan unter den Frauen genug der Schönen und Anmutigen gibt, der männliche Japaner aber nichts weniger als einem Apoll gleicht, ist es in Korea gerade umgekehrt: hier sind die Männer durchaus

Watts & Steen, Rangoon phot.

Abb. 717. Karenmädchen in birmanischer Tracht.

stattlich, und ihre Züge sind wohlgebildet, während die Frauen durchgängig häßlich sind.

Die Koreanerin ist von mittlerer Statur, gelber Hautfarbe und schwarzem Haarwuchs. Das Haar wird gescheitelt und hinterwärts geflochten. Die Nase ist bald ebenso, bald weniger stumpf wie bei ihren Nachbarinnen in Japan und China. Das breite Gesicht zeigt ziemlich vorstehende Jochbeine, die Augen stehen schief, der Mund ist ziemlich groß, die Lippen sind breit. Zuweilen findet sich auch außer diesem mongolischen Typ noch ein anderer, der dem mittelländischen mehr gleicht, mit gerader Nase, gerade liegenden, sogar blauen Augen und hellfarbigem Haar. Die Kleidung, bei den Männern stets weiß, bei den Frauen mit Vorzug hellblau, ist auffallend sauber, in erfreulichem Kontrast zu der Erbärmlichkeit der Wohnung und dem Schmutz auf den Gassen.

Die Stellung der Frau ist ähnlich wie in China. Polygamie ist gestattet; doch machen wegen der armseligen herrschenden Verhältnisse nur die wenigsten Gebrauch davon. Nur Wohlhabende erlauben sich den Luxus von zwei oder drei Weibern, von denen die zuerst Geheiratete stets die Hausherrin ist. Für ihren Aufenthalt dienen den weiblichen Mitgliedern der Familie ganz bestimmte, von den übrigen Räumlichkeiten abgetrennte Gemächer.

Bis zum 8. oder 10. Jahre werden Mädchen und Knaben gemeinschaftlich erzogen, und oft sieht man sie wenig bekleidet oder nackend beim Spiel in den Straßen. Dann aber beginnt die völlige Scheidung der Geschlechter, die mit ungleich größerer Strenge durchgeführt wird als im mohammedanischen Orient. Niemals bekommt der Mann seine Gattin vor der Ehe zu sehen. Daher ist das Wort der Koreaner begreiflich: Wir heiraten unsere Frauen, aber wir lieben unsere Konkubinen. Dem alten Gesetz nach durften Männer nicht vor dem 20., Frauen nicht vor dem 16. Jahre heiraten. Doch bei der zunehmenden Entnervung und Verweichlichung dieses Volkes ließ sich die Befolgung des Gesetzes nicht mehr erzwingen, und Heiraten unreifer Knaben und Mädchen waren bis jüngst ganz gebräuchlich. Vielleicht

Abb. 718. Christenmädchen der Karen (Ober-Birma).

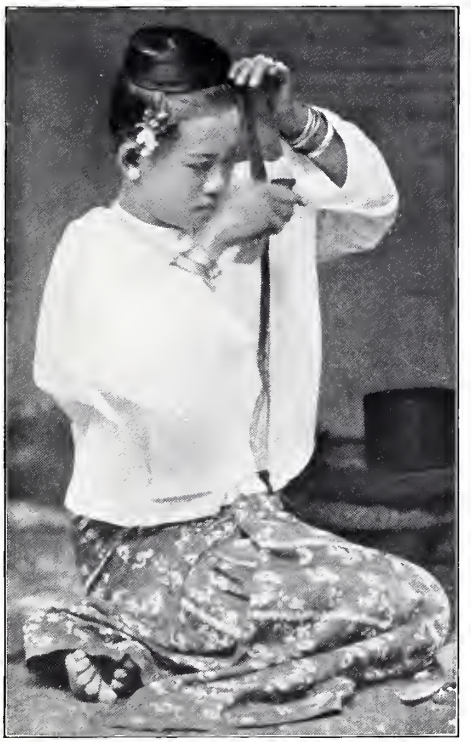


Abb. 719. Junge Birmanin bei der Frisur.

daß das neue japanische Regime sittlichere Zustände herbeiführt.

Vor dem Anblick fremder Männer werden die Frauen genau so behütet wie in der Welt des Islam. Aber wie viel besser haben es Mohammedanerinnen! Ihre Männer behandeln sie im allgemeinen gütig, und niemand verhindert sie am Ausgehen. Dagegen sollen die „sanften Koreaner" ihre Weiber oft mißhandeln, und die „gute Sitte" gestattet nicht, daß ein Weib sich am Tage auf der Gasse zeigt. Nur des Abends und des Nachts ist ihr gestattet auszugehen. Dann aber vermeidet auch jeder ehrbare Mann, einer Frau zu begegnen. Ist es dennoch unvermeidlich, so bedeckt er im Vorübergehen sein Gesicht mit einem Fächer. Nur auf dem Lande wird diese Sitte weniger scharf beobachtet.

Eine leidenschaftliche Liebe hegen die Koreaner für Musik und Tanz; doch tanzen hierzulande nur die Männer.

Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf die benachbarte Insel Formosa, bevor wir von den rein mongolischen Völkern scheiden.

Die Frauen auf Formosa.

Auf dieser Insel leben zahlreiche chinesische und japanische Kolonisten als Beamte (besonders Japaner) und Kaufleute; außerdem finden sich im Süden malaiische Stämme und im Norden die übelberüchtigten, noch sehr barbarischen Chinwan, denen man noch keine ethnographische Stellung hat geben können.

Die Frauen der Chinwan sind klein; die Haut variiert von hellrotbraun bis gelblich-weiß. Das Haar ist schlicht, weniger straff als bei den Malaien. Sie sind stark und gesund. Auffällig dick sind ihre Waden. Im ganzen gleicht die Figur und das Gesicht den Japanerinnen, auch sind sie öfters hübsch gleich diesen. Das Gesicht pflegen sie zu tätowieren. Zur Pubertätszeit werden den jungen Mädchen die beiden oberen Eckzähne eingeschlagen.

Abb. 720. Eine siamesische Schöne.

Wenn wir von China südwärts wandern, so stoßen wir auf Stämme, deren Zusammensetzung aus mongolischen und malaiischen Elementen auf den ersten Blick klar wird. Oft ist es schwer zu entscheiden, welcher dieser beiden Völkerfamilien sie beizurechnen sind.

Mehr nördlich neigt der Typus noch zu den Mongolen; je weiter man nach Süden schreitet, um so mehr nehmen die mongolischen Züge ab und der malaiische Typus macht sich stärker geltend.

Wir teilen diese, öfters

Indo-Chinesen

genannten Völker, deren Gebiet die große hinterindische Halbinsel ist, in drei Gruppen: im Westen die Birmanen, in der Mitte die Siamesen und im Osten die Anamiten.

Abb. 721. Siamesische Frau in ihrer Landestracht.

Die Frauen Birmas.

Birma oder Burma, wie der westliche Teil Hinterindiens heißt, ist die Heimat eines sehr interessanten Volkes, über dessen Benennung noch keine Übereinstimmung herrscht. Bald werden sie Birmanen, bald Burmanen oder Burmesen genannt. Halten wir uns an die erstere Bezeichnung.

Es ist begreiflich, daß die Birmanin, in deren Blut sich nachweisbar keine Spur von dem der Arier, Drawidas oder der indischen Aboriginer findet, in nichts ihrer vorderindischen Nachbarin gleicht. Von kleiner oder mittlerer, nicht selten aber auch von schlanker Statur, ist sie eine äußerst anmutige Erscheinung. Ihre kleinen, feinen Glieder erscheinen von seltenem Ebenmaß, ihre Bewegungen von der Sicherheit und Grazie so vieler Naturvölker; ja selbst beim Frönen ihrer höchsten Leidenschaft entwickelt sie Grazie: beim Rauchen jener großen grünen Zigarren, Burris ge-

nannt, ohne die kein Mann, kein Weib, kein Greis leben kann — selbst dem Säugling wird der Burri in den Mund gestopft.

Ihre rötliche bis blaßgelbe Hautfarbe hat man wohl schon mit einer unreifen Zitrone verglichen. Das gewöhnlich ovale, aber nicht selten rundliche Gesichtchen mit den öfters schelmischen Augen ist klein und zierlich. Die Züge sind zum mindesten sympathisch, oft aber wirklich hübsch und von nicht geringer Lebhaftigkeit. Ist es da zu verwundern, wenn uns oft die junge Maid an den Ufern des Irawaddi mehr anzieht als ihre wegen ihrer Schönheit viel mehr gerühmte vorderindische Schwester?

Im übrigen ist das Gesicht breit, die Backenknochen sind stark; darinnen stehen das häufig flache Stumpfnäschen und jene zwei kleinen, nicht selten

Abb. 722. Siamesin (Mutter und Kind).

Ifonaga, Bangkok phot.

Abb. 723. Siamesische Dame in vollem Staat.

grauen, schräg nach oben geschlitzten, zutraulich blickenden Augen. Die etwas aufgeworfenen Lippen verraten Sinnlichkeit. Das Haar ist schwarz und straff.

Am sonderbarsten mag uns der Ohrschmuck der Birmanin erscheinen, der ganz ungewöhnliche Dimensionen einnimmt. Er hat für die birmanische Frau etwa dieselbe Bedeutung wie für den Mann das Tätowieren.

B. Platz erzählt uns darüber: „Ist die Altersreife beim Mädchen eingetreten, so bestimmt die Mutter unter Beistand des geistlichen Hausfreundes einen von diesem als glücklich bezeichneten Tag und bittet die ganze Verwandtschaft zu Gast. Schweigend versammelt sich die Festgesellschaft in der Veranda, bis der Horoskopsteller den richtigen Augenblick für die Zeremonie gegeben erachtet. Das ‚Ohrdurchbohrungsfest' ist ein eigenes Gewerbe und gilt für eine Kunst; denn die birmanische Frau begnügt sich nicht mit einem Löchlein für einen dünnen Goldreif, sondern sie verlangt eine

Abb. 724. Junge Siamesin.

Erweiterung des Ohrläppchens zu einer Kreisöffnung von drei bis fünf Zentimeter im Durchmesser."

Nach der heutigen Mode wird zylindrischer Ohrschmuck verlangt, dessen beide Enden noch besonders verdickt sind. Das Material dieses Schmuckes richtet sich ganz nach der Vermögenslage der Trägerin. Es wechselt von einfachen Bambusstäbchen und farbigem Glas bei den Ärmeren bis zu Ambra, Bernstein und kunstvollem mit Edelsteinen und Perlen besetztem Goldgeschmeide bei den Wohlhabenderen.

Die Erziehung der jungen Birmanin in Dingen des Wissens ist mehr als ungenügend. Nur sechs von hundert verstehen zu schreiben und zu lesen gegenüber neunundvierzig von hundert bei der männlichen Bevölkerung. Umsomehr aber wird versucht, ihr, was wir schlechtweg „gute Manieren" nennen würden, beizubringen: sie muß lernen, ihre seelischen Empfindungen zu meistern. Das wird freilich ebensosehr von ihren männlichen Stammesgenossen verlangt, wie es gewissermaßen als das Fundament der Lehre Buddhas, zu der sich die hinterindischen Völker bekennen, anzusehen ist. Die junge Birmanin darf weder zu laut lachen, noch zu herb klagen. In der Öffentlichkeit gar zu lachen, so daß die Zähne sichtbar würden, gälte als ein Zeichen sehr schlechter Erziehung; wie auch immer die Winkel des Mundes vor Heiterkeit erzittern mögen, die Lippen bleiben fest zusammengepreßt, das befreiende Lachen wird selten erschallen. Daher kommt es, daß die Birmanin, obschon sie die Natur mit einem heiteren und lebensfrohen Temperament beschenkt hat, in allen ihren Handlungen eine so eigenartige mit Ernst gepaarte Würde entfaltet.

An dem religiösen Leben des Volkes darf die birmanische Frau teilnehmen, aber sie macht davon nur in geringem Maße Gebrauch. Immerhin sieht man auf den Terrassen der Pagoden, vor den Heiligenschreinen eine ganze Anzahl betender

Jsonaga, Bangkok phot.

Abb. 725. Vornehme Siamesin.

Frauen und Mädchen, sogar in Begleitung von ganz kleinen Kindern. Es ist in der Tat ein hübsches Bild, zu sehen, wie diese Kleinen, die Erwachsenen nachahmend, niederknien, das Köpfchen öfters neigen und die Händchen zusammenschlagen. Birma zählt übrigens 5000 Nonnen, was freilich nur eine kleine Zahl bedeutet gegenüber den Mönchen — 75000!

Die Birmanin ist gleich ihrer chinesischen Nachbarin ein geborenes Handelsgenie. Bereits als Kind, wenn sie auch nicht schreiben und lesen kann, weiß sie doch zu rechnen und kennt den Wert der gangbarsten Kleinwaren. Als Mädchen zieht sie mit Früchten, Zigarren und Viktualien durch die Dörfer und bietet alle Anmut auf, um ihre Ware einem Käufer aufzuschwatzen. Verheiratet unterhält sie in ihrem Hause eine besondere Verkaufsstelle. Dort sieht man sie von früh bis spät am Boden kauern, wenn nicht gerade eine Familiensorge sie ins Innere ihrer Gemächer bannt. Der Tag mag auch vergehen, ohne daß ein Vorübergehender für einen Pfennigwert seine Burris, die er bei jeder Nachbarin ebensogut beziehen kann, bei ihr erwirbt. Inzwischen kürzt sie ihre Langeweile durch Geschwätz mit den Nachbarn und Passanten. Was sie aber als Mädchen oder verheiratete Frau erwirbt, bleibt stets rechtlich und zeitlebens ihr besonderes Eigentum. Bedarf der Mann ihrer Kraft zur Mehrung seines Vermögens, so weiß sie sich wieder Sondervorteile zu verschaffen.

Wir dürfen aber nicht vergessen, die Birmanin auch als Hausfrau zu würdigen. Sie hat in ihren eigenen Kinderjahren gelernt, auf die kleinsten Geschwister aufzupassen, sie hat kochen und weben gelernt, hat die Mutter zu den Einkäufen auf die Märkte begleitet und hat früh genug diese Besorgungen selbständig machen müssen. Auf dem Lande hat sie das Vieh gehütet oder bei den Feldarbeiten geholfen. Ihr Lieblingsstündchen ist jedenfalls die Zeit, wenn sie an den Bach geschickt wird, um Wasser zu holen. Dort trifft sie unfehlbar mit ihren Freundinnen zusammen, und wie viel haben sich dann die jungen Mädchen zu sagen! Hier entkleidet sie sich

Ifonaga, Bangkok phot.

Abb. 726. Siamesische Dienerinnen in einem vornehmen Hause.

Abb. 727. Siamesische Schönheit.

ihres weißen Jäckchens, lockert den „tamein“ an der Weste — es soll gleich mehr von ihrer Tracht gesprochen werden — und streift ihn hoch bis an die Achselhöhlen, wo sie ihn wieder durch Einstecken der Enden befestigt. Der tamein wird ihr nun als Badekostüm dienen. Dann steigt sie in den Bach und badet ihren sammtweichen Körper. Drängt die Zeit zur Heimkehr, so ergreift sie einen frischen tamein, den sie natürlich mitgebracht hat, hängt ihn locker am Körper um den triefenden „Bademantel“, läßt diesen fallen, so daß der Körper keinen Augenblick entblößt wird, streift ihn herunter und befestigt ihn an der Taille, zieht ihr Jäckchen wieder an, und tritt, den gefüllten Krug auf dem Köpfchen balancierend, mit ihren geschwätzigen Freundinnen den Heimweg an.

Der tamein ist ein großes viereckiges, buntes, oft sehr kostbares Tuch, das, bis an die Knöcheln reichend, unter dem linken Arm befestigt wird. Den Oberkörper umhüllt nur das eben erwähnte offen flatternde weiße Jäckchen. Das Haupt bleibt stets unbedeckt; doch wird das schöne schwarze Haar zusammengesteckt und durch Geschmeide geziert. Auch um den Hals werden gern Ketten, ebenso Spangen an den Armen getragen. Im Grunde genommen aber legt die Birmanin, wenn wir von dem schon erwähnten Ohrschmuck absehen, auf Geschmeide weniger Wert als die Indierin.

Abb. 728. Siamesische Schauspielerin.

Wohlanstand ist die Grundlage für den Verkehr der Geschlechter untereinander. Wohlanstand aber nur in den Handlungen, während es in der Rede auf nichts weniger als auf den guten Ton ankommt; im Gegenteil, ein Reisender berichtet, daß er zuweilen aus dem Munde ganz junger und in ihren Handlungen züchtiger Mädchen Ausdrücke gehört hätte, bei deren Anhören ein „Kohlenschipper“ errötet wäre. Untersagt ist aber beispielsweise, einem Mädchen das Haupt zu streicheln; ein Jüngling, der aus Übermut ein mit ihren Freundinnen am Boden sitzendes

Mädchen umwarf, wurde dafür zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt; ebenso ein anderer, der ein Mädchen auf birmanische Art küßte, als er sie nach Hause begleitete. Beiläufig küßt man im Lande Birma anders als bei uns, indem nämlich die eine Partei die Wangen der andern beriecht.

Die Werbung um ein Mädchen, die Heiratszeremonien sind von so wenig Umständlichkeit, daß wir darüber hinweggehen können. Es genügt, daß zwei miteinander leben, um als Ehepaar zu gelten. Gewöhnlich ist der Jungfrau gestattet, ihren Liebhaber zu wählen. Findet dieser aber keine Gnade bei ihren Eltern und verweigern sie die Hand der Tochter, so sind Entführungen oder auch Selbstmord der unglücklich

Abb. 729. Siamesin.

Jsonaga, Bangkok phot.

Abb. 730. Siamesin in leichter Haustracht.

Liebenden keine seltenen Vorfälle. — Als legitim gilt nur die Ehe mit einem Weibe; doch findet es sich oft, daß Dienerinnen mit der Zeit zu Konkubinen des Mannes werden. Das legitime Weib genießt alle nur denkbaren Rechte. Im Haushalt, und wie wir schon sahen, in ihren geschäftlichen Unternehmungen schaltet sie frei und nach Selbstbestimmung. Überall trifft man sie in der Öffentlichkeit. Es ist nicht zu zweifeln, daß sie eine ehrbare, treue Gattin ist; in den seltenen Fällen, in denen es Ehebruch zu sühnen gab, war das schuldige Weib vermutlich keine reine Birmanin.

Übereinstimmend erzählen viele Reisende, daß sie es in allen Tugenden und im äußeren Anstand mit jeder Europäerin aufnimmt. Schließen wir unser Kapitel zum Preise der Birmanin mit den Versen eines Liebesliedes ihres Volkes:

Ihre Wangen sind schöner als die Abendröte, ihre Augen sind tiefer als die Wirbel im Fluß; wenn sie ihr Haar lockert und es über die Schultern fallen läßt,

Dieulefils, Hanoi phot.

Abb. 731. Vornehme Anamitin.

glaubt man, die Nacht käme über die Hügel ....

Unter den zahlreichen den Birmanen verwandten Völkern seien zuerst die Karen im mittleren und südlichen Birma erwähnt. Sie sind von kleiner Statur und nicht so kräftig wie die Birmanen. Die Backenknochen stehen weniger hervor, und die Augen sind weniger geschlitzt, so daß der mongolische Typus in noch geringerem Maße zur Geltung kommt als bei jenen. Auch ist ihre Hautfarbe eher noch heller. Ihre Erscheinung ist nicht gerade graziös, da Beine und Knöchel schwerfällig dick sind; nichtsdestoweniger gelten sie als ungemein behend. Die Gesichter sind breit und lang, die Nasen gerade; die Hübschheit der Karenweiber wird von allen Reisenden übereinstimmend berichtet. Bemerkenswert ist, daß sie leicht erröten. Eine ihrer schlimmsten Eigenschaften ist eine kaum zu überbietende Unsauberkeit. Baden ist ein seltenes Ereignis; in diesem Falle legen sie immer wieder die schmutzige Kleidung an, die sie vorher getragen haben. Wie fast überall im Osten liegt in den Händen der Frauen die Arbeit im Haus und im Feld; auch für das Vieh haben sie zu sorgen. Rauchen, Trinken und Betelkauen ist ihnen der angenehmste Zeitvertreib.

Einer der bekanntesten birmanischen Volksstämme sind die Schan, die sich selbst Payú nennen und im nördlichen Birma leben. Wir erwähnten sie bereits in unserem Aufsatz über die Frauen Chinas. Die Schan bilden gewissermaßen einen Übergang vom Birmanen zum Chinesen. Ihre Frauen sind klein und zierlich; die Haut ist lichtbraun und bei höher stehenden Familien heller. Der Kopf ist edel geformt, das Gesicht ist fein geschnitten und der Ausdruck zivilisiert. Die Nase ist gerade, die dunklen, großen

Abb. 732. Frauen von Laos, im nördlichen Siam.

und lebhaften Augen liegen fast horizontal. Diese Augen ermangeln aber der Wimpern und Brauen. Sie lieben die dunkelblaue Farbe für ihre Tracht, oder weiß mit gestickten oder ornamentierten blauen Rändern. Die Jacke reicht bis zu den Knien, die mit Ringen aus Schlinggewächs umwunden werden. Man erkennt sie, wenn sie nach Birma kommen, an dem Turban, den sie auf dem Kopfe tragen, während sonst in Birma nur die Männer das Haupt bedecken. In den Ohren tragen sie Bambusröhrchen oder Silberzylinder, in den an China grenzenden Gebieten auch Zigarren; denn die Schanweiber sind so leidenschaftliche Raucherinnen, wie überall die Frauen in Hinterindien, während die Männer sich lieber dem Opiumgenuß hingeben. Sie sind von ernstem Charakter und wahrheitsliebend. Auch ihre Reinlichkeit und die Sauberkeit ihrer Kleidung, die bei aller Seltsamkeit doch einen gefälligen und reichen Eindruck macht, wird gerühmt.

Die ihnen verwandten Singpos, von den Birmanen Katschin genannt, sind kleiner und schwächer. Der Kopf ist oval und edel geformt, die feurigen Augen liegen horizontal, die Nase ist stark und gerade oder auch leicht adlerförmig gebogen, die Lippen sind von feinem Schnitt. Im allgemeinen gelten die Züge der Frauen nicht als unschön. Ihre Tracht und ebenso das Geschmeide, mit dem sie sich behängen, sind ähnlich wie bei den Birmaninnen.

Vor der Heirat ist den jungen Mädchen intimer Verkehr mit den jungen Männern des Dorfes ohne Umstände gestattet, und erst nachdem das junge Katschinmädchen die Freuden sinnlicher Liebe genügend ausgekostet, erwählt sie aus der Schar ihrer Verehrer denjenigen zum Gatten, an dem sie die meisten guten Eigenschaften entdeckt hat.

Bei der Eheschließung werden aber streng die Gebote des Totem befolgt. Die Ehe ist im allgemeinen monogam, doch ist jeder, selbst wenn er schon beweibt ist, verpflichtet, die Witwe seines verstorbenen älteren Bruders zu heiraten. Die Stellung der Frau ist äußerst demütigend. Die allerschwerste Arbeit wird ihren Schultern aufgebürdet. Kein Wunder, daß sie wenig für sich selbst sorgen kann und als schmutzig

Dieulefils, Hanoï phot.

Abb. 733. Junge Mädchen von Kambodscha.

Abb. 734. Thoweiber aus Tongkin.

gilt. Stumm muß sie sich jedem Befehl ihres Gebieters fügen. Ihr Tod wird nur als Verlust einer Arbeitskraft bedauert.

Die Moso und Yatseu, ebenfalls im Norden, unterscheiden sich fast nur noch durch die Tracht von den Chinesen. Die Frauen tragen ein phantastisches, jedoch graziöses Kostüm, zu dem noch eine, auch den Gesichtern gut stehende kleine Mütze mit hängender Quaste gehört, die etwas keck seitwärts aufgestülpt wird, und die aus rotem oder schwarzem Tuch gearbeitet ist. Eine kurze weite Jacke mit langen und weiten Ärmeln über einem enganliegenden baumwollenen Leibchen und ein dem schottischen „Kilt" ähnlicher Unterrock vervollständigen das Kostüm. Die Beine werden in weißes oder blaues Tuch gewickelt. Dazu kommen Lederschuhe mit scharf aufwärts gerichteter Spitze. Die Mosofrauen sind hübsch und gut gewachsen, etwas dunkler als die Chinesen.

Die Tschins (Chin) — die stinkenden Tschins, wie die Birmanen sie nennen — sind ein Volksstamm, über den alles mögliche Schlechte von einigen Reisenden berichtet wird; Grund genug, den Berichten zu mißtrauen. Die Frauen dieses Volkes sollen gegen Meistgebot an die Freier fallen; ihr Wert richtet sich nach ihrer Arbeitskraft oder auch nach ihrer Abstammung; denn vornehme Herkunft wird von den Tschins geschätzt. Das Kaufgeld wird meist ratenweise abgezahlt. Ein Tuchstreifen umhüllt unzulänglich die Scham des Weibes, das in der Ehe als nicht viel mehr als eine Sklavin angesehen wird. Ein den Tschins verwandter Stamm, die Taungthas, in den Hügeln am Irawaddi, stehen sittlich hoch über jenen. Sie sind auch sauber und sehen mit Verachtung auf die schmutzigen Tschins herab. Ihre Frauen tragen ein bizarres und buntes, aber hübsch wirkendes Kostüm, das ihren Körper vollkommen einhüllt. Heiraten

Abb. 735. Malaiin, städtischer Proletariertypus.

Abb. 736. Hochmalaiin. G. Lambert, Singapore phot.

H. W. Thomson phot.

Abb. 737. Verheiratete Malaiin von Trengganu (Malakka).

mit Angehörigen der birmanischen Bevölkerung, innerhalb deren sie ihre eigenen Dörfer haben, sind streng verboten.

Bei den Frauen der Khyeng, die zu den Lohita oder Brahmaputravölkern gehören, ist bemerkenswert, daß sie sich Gegenstände bis zu zehn Zentimetern Durchmesser in die Ohrlappen stecken. Von den Frauen der diesen verwandten Komui (auch Kami oder Kumi genannt) wird berichtet, daß sie wahre Ungeheuer an Umfang sind.

Die Frauen Siams.

Das Land des weißen Elefanten wird von einem Völkchen bewohnt, das sich gern zu den zivilisierten Nationen zählen läßt. Lernt man aber die Siamesen in ihrer Heimat kennen, so bemerkt man bald, wie sehr ihre Kultur nur Oberfläche ist und daß im Grunde nur ihre hochentwickelte Intelligenz uns Achtung abnötigen kann. Übrigens lernte ich diese Intelligenz auch bei der weiblichen Bevölkerung schätzen. Die Siamesin ist zweifelsohne eine der interessantesten Typen Asiens. Angenehm berührt ihr flinkes Wesen, ihre Munterkeit und Zutraulichkeit, nicht zuletzt aber ihr Äußeres. Sie ist entschieden lebhafter, und ihre Art sich zu geben ist, ich möchte sagen moderner, europäischer als bei der Birmanin, ihrer westlichen Nachbarin. Selbst die ärmsten, in Böten lebenden Klassen muten weniger fremdländisch an als jene, obschon manche andere Reisenden die niedrige Klasse als trüb und unintelligent schildern. In ihrem Verhältnis zu europäischer Kultur erinnert die Siamesin entfernt an die Japanerin.

H. W. Thomson phot.

Abb. 738. Angesehene Malaienfrau von Kelantan.

Von Hautfarbe ist die Bevölkerung beider Geschlechter hellbraun, die arme, auf den Flüssen lebende Klasse dunkler. Die Wangenbeine stehen ziemlich vor, der Mund erscheint groß und weit, mit Lippen, die vom Betelkauen rot sind. Das früher allgemein übliche Schwarzfärben der Zähne gerät allmählich aus der Mode. Die Nase ist nicht übel gebildet, vorn vielleicht etwas breit, mit weiten Nüstern. Das Haar ist schwarz und straff, doch feiner als bei den Männern.

Es wird im Alter von elf bis dreizehn Jahren geschoren und dann stets halblang aufstehend getragen. Das mit vielem Aufwand gefeierte Fest des Haarschneidens ist für die Mädchen (übrigens auch für die Knaben) der weihevollste Moment ihres Lebens vor der Heirat. Die Siamesen sind gleich andern Asiaten infolge des Genusses von Reis, Obst und Fisch muskel-

arm; doch habe ich niemals bei Frauen rundere, schöner geformte Beine mit gleich vortrefflichen Waden, einem ihrer Schönheitsmerkmale, gefunden wie bei den Siamesinnen. Kein Zweifel, daß man auch viele recht hübsche, und fast immer sympathische Gesichtszüge unter ihnen gewahr wird, aber leider altert die Siamesin schnell und wird dann recht häßlich. Ihre Gelüste nach Schmuck und Juwelen sind nicht sonderlich groß. Wohl tragen reiche Damen öfters massive Goldketten um Schultern und Taille, andere aber verschmähen jede Art von Schmuck. Am ehesten findet man Fingerringe, niemals aber Nasen- oder Ohrgeschmeide. Die Kinder allein, diese allerliebsten Kleinen mit ihren fettglänzenden Körperchen, werden von allen Volksklassen in bescheidener Weise geschmückt.

Die Siamesin genießt von seiten der männlichen Bevölkerung die gleiche Achtung wie die Birmanin in deren Heimat. Sie schaltet und waltet frei in und außerhalb ihres Hauses, empfängt und erwidert Besuche und lebt mit ihrem Gatten meist in glücklicher Ehe, obschon diesem gestattet ist, wenn seine Mittel es ihm erlauben, noch Nebenweiber zu halten. Wohlhabende Männer pflegen von dieser Erlaubnis reichlichen Gebrauch zu machen. Vom König wird gesagt, daß er dreihundert Weiber besitzt und an hundert Kinder gezeugt hat; diese Weiber dürfen niemals den Palast des Königs verlassen, solange Seine Majestät sich selbst darin befindet. Die Ehe wird durch Vermittler zustande gebracht. Man konsultiert zugleich Sterndeuter, die z. B. warnen, eine Tochter, die im Zeichen der Ratte geboren ist, mit einem im Zeichen des Hundes geborenen Sohne zu vermählen, oder ein Kind, das im Zeichen der Kuh zur Welt gekommen, einem anderen im Zeichen des Tigers geborenen anzutrauen. In der Ehe ist die Siamesin meistens treu ihrem Gatten. Ehebrecher werden mit hohen Strafen belegt. So muß der schuldige Mann bis zu zwölf, das schuldige Weib bis zu sechs Silberbarren Sühnegeld zahlen. Scheidungen werden ohne Schwierigkeit vollzogen. Übrigens findet sich der Brauch, daß ein hochgestellter Mann sich nicht selbst seine legitime Gattin aussucht; dieses Geschäft besorgen ihm vielmehr seine Angehörigen.

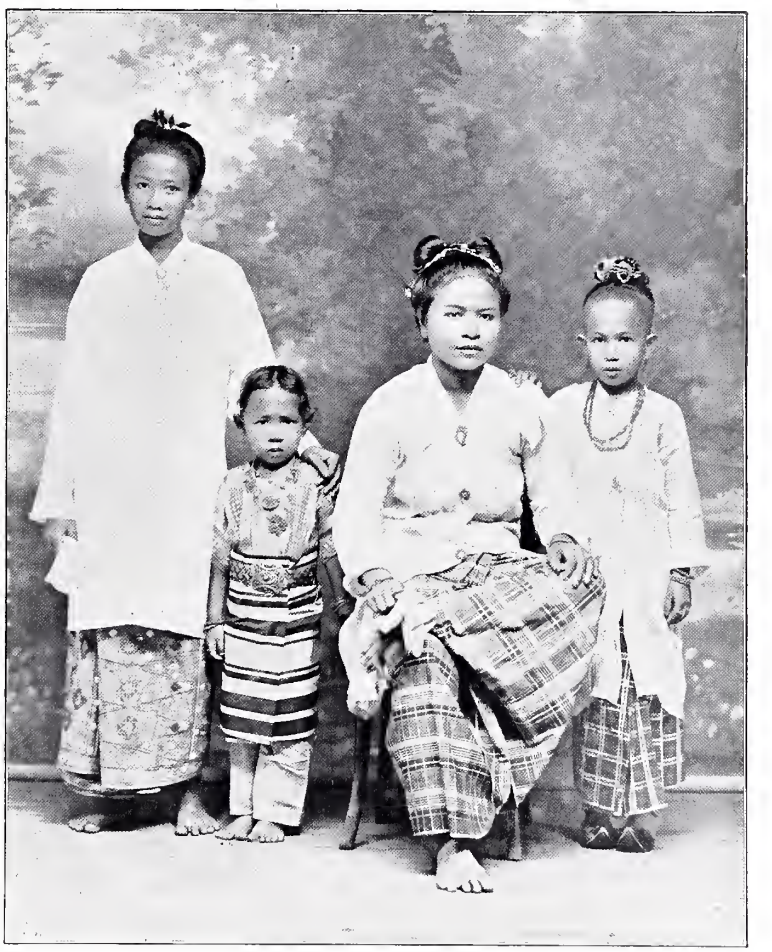


Abb. 739. Malaiische Hetäre mit ihren Kindern und einer Dienerin.

Müßiggang ist der weiblichen Bevölkerung unbekannt. Kaum daß es laufen

Abb. 740. Malaiinnen von Minang Kabau.

gelernt hat, beginnt für das kleine Mädchen die Arbeit. Es verjagt die Vögel von den Reisfeldern, lernt nach kleinen Fischen angeln oder fängt Frösche, die verspeist werden, und erlernt bald die leichtere Feldarbeit. Etwas mehr erwachsen, lernt sie den Reis stampfen, die Arbeiten in der Reismühle, die Besorgung des Federviehs und der Schweine oder hilft der Mutter in ihrer Hausarbeit. Bis zum sechsten Jahre läuft die Kleine völlig nackt umher; dann beginnt die Einkleidung des Unterkörpers bei der Land- und Wasserbevölkerung, während bei den Städtern gleichzeitig auch der Busen der sich schnell entwickelnden Jungfrau durch ein Jäckchen geschützt wird. Bald lernt sie weben und das Spinnen der Seidenfäden; auch die Pflege des Seidenwurmes wird ihr übertragen. Außer daß ihr ein paar Liebeslieder frühzeitig beigebracht werden, damit sie sie bei festlichen Gelegenheiten vorträgt, bleibt ihre geistige Erziehung bis zum elften oder zwölften Jahre, d. h. bis nach vollzogener Haarschneidung, gänzlich vernachlässigt. Dann erst lernt sie lesen und schreiben und empfängt elementaren Schulunterricht. In Bangkok sind kürzlich eine Anzahl von Mädchenschulen eingerichtet worden, auf deren Entwicklung man gespannt sein darf.

Die Siamesin ist durchaus imstande, Männer zu faszinieren — und zwar nicht nur die Männer ihres Volkes, wie jeder Europäer bezeugen kann, der sich einige Zeit an den Ufern des Menam aufgehalten hat. Zu ihren Eigenschaften gehört auch ein guter Teil von common sense, an dem es ihren Männern nicht selten zu fehlen scheint. Siamesen und Birmanen, die beiden Hauptvertreter Hinterindiens, gleichen einander insofern, als ihre Frauen in Geld- und Geschäftsangelegenheiten gerade so tüchtig sind, wie ihre Männer darin unfähig und unbeholfen erscheinen. Daher kommt es, daß eine Siamesin oft lieber einem fetten, reichen Chinesen die Hand zum Bunde durchs Leben reicht, als einem Landsmann, der ihr keine Gewähr für ihre Zukunft leisten kann. Nicht zum geringsten macht sie auch mit der Schlichtheit und Natürlichkeit ihres Wesens Eindruck auf Euro-

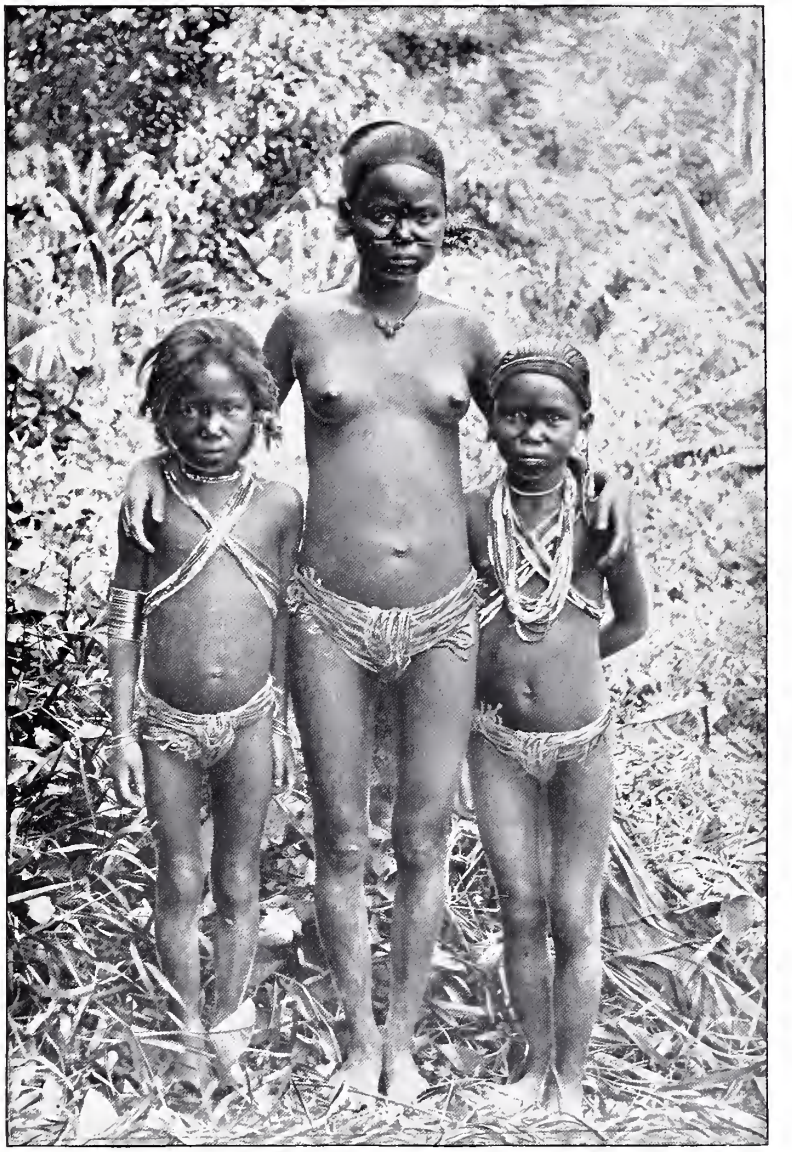
J. Brockerel phot.

Abb. 741. Familienbild des Sakaistammes (Malakka).
Sie nähren kleine Pekkarischweine an ihren Brüsten.

päer. Dazu kommt noch, daß sie (zum Unterschied von vielen Japanerinnen) den guten Geschmack hat, sich nie anders als in der kleidsamen Tracht ihres Volkes zu zeigen. Wie eigenartig und doch wie reizend ist diese Tracht, besonders bei den Damen der wohlhabenden Klasse! Man beachte auf unseren Abbildungen (z. B. 723) das Jacket, die Schärpe, die Kniehose, die feinen Schuhe. Alles ist vom kostbarsten Stoff, meistens Seide, und in zarten, vornehm harmonierenden Farben gehalten.

Ich fand die Siamesin der oberen Schichten recht angenehm, von guten, durchaus zivilisierten Manieren, freier, offener und selbstbewußter als die Japanerin im Verkehr mit Europäern, dabei aber vollkommen züchtig. Freilich ist diese zivilisierte Siamesin noch eine rara avis ihres Volkes, zum Unterschied von den schon sehr zahlreichen Japanerinnen, die sich unter Europäern bewegen.

Im nördlichen Teile des Reiches lebt das öfters geschilderte Volk der Laos, den Siamesen verwandt und von ihnen so geschätzt, daß sie sich oft ihre Frauen aus diesem Stamme holen. Sie sind von Hautfarbe heller als die Siamesinnen. Die jungen Mädchen sind anmutig, oft sogar hübsch; doch als Frauen werden sie bald häßlich und könnten etwa nach dem fünfunddreißigsten Lebensjahre, laut einem Reisebericht, mit ihrem entsetzlichen Nackenbund und Kropf (einem viel verbreiteten, mit dem Alter zunehmenden Leiden) in jeder Hexenküche Effekt machen.

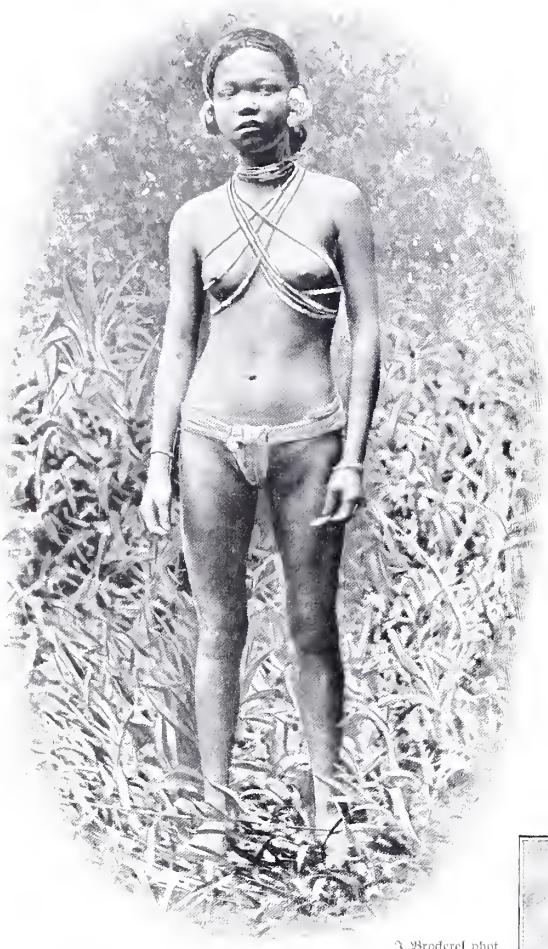


B. Gerrutti, Esq. phot.

Abb. 742. Gruppe junger Sakaimädchen.

Auch bei ihnen gilt nur ein Weib als legitime Gattin. Den Luxus, sich Nebenweiber zu halten, können sich hier wie überall nur Wohlhabende gestatten. Mit der ehelichen Treue scheint es auf keiner Seite streng genommen zu werden. Der ertappte Verführer zahlt eine Geldstrafe, womit der Fall erledigt ist.

Von einer eigentümlichen Gattung von Menschen erzählt uns Ehlers, von den sogenannten Pu-Meas, die er ziemlich oft in Laos angetroffen haben will. Es



J. Broderel phot.

Abb. 743. Junges Sakaimädchen.

sind dies nach der Behauptung dieses Reisenden Mannweiber, Hermaphroditen. Sie kleiden sich gewöhnlich als Weiber und werden von Männern geheiratet, deren letzte Sorge das Erzeugen (?) und Erziehen von Kindern sein soll. Da diese Pu-Meas von allen öffentlichen Pflichten, Steuern usw. befreit sind und im ganzen ein recht bequemes Leben führen, sollen sich nicht wenig „richtig gestaltete" Männer als Pu-Meas ausgeben.

Bei den Moi (auch Myong, Kha, Pnom geheißen), einem verwandten Stamm, in den Gebirgstälern des oberen Mekong, stehen die Frauen in hohem Ansehen. Vielweiberei ist selten, Ehebruch unbekannt. Im übrigen lauten die Berichte der Reisenden über diesen Volksstamm recht verschieden.

Die Anamitin.

Die Anamitin macht, flüchtig gesehen, den Eindruck einer häßlichen, stumpfzügigen Chinesin. Offenbar hat bei den Völkern des nordöstlichen Hinterindiens eine gründliche Vermischung chinesischer mit malaiischen Elementen stattgefunden. Die Anamitin ist also nichts weniger als eine Schönheit. Ihre Gestalt ist klein und gedrungen, die Züge sind plump, das Gesicht ist platt, die Nase stumpf, die Backenknochen stehen scharf hervor, die Lippen sind wulstig, die Stirn niedrig. Die Zähne sind entstellt und schwarz. In der Hautfarbe gleicht sie ungefähr der Siamesin. Über alle Maßen unsauber und mit Ungeziefer bedeckt, strömt sie außerdem noch einen widerlichen Geruch aus. Dazu ist sie von einer kaum übertroffenen Schamlosigkeit.

Auf einer geistig höheren Stufe als die eigentliche Anamitin stehen die Frauen in Tongkin und im französischen Cochin-

Abb. 744. Javanische Braut.

G. Lambert, Singapore phot.

Abb. 745. Hochmalaiin.

china. Hier lieben die Weiber sich mit seidenen Gewändern zu putzen und haben den französischen Kolonisten ein wenig deren Lebens- und Genußfrohheit abgeguckt. Sie sind vielleicht noch häßlicher als die Anamitin und noch schamloser als häßlich. Auch die eigentliche Tongkinesin ist der Chinesin nicht unähnlich, wennschon die

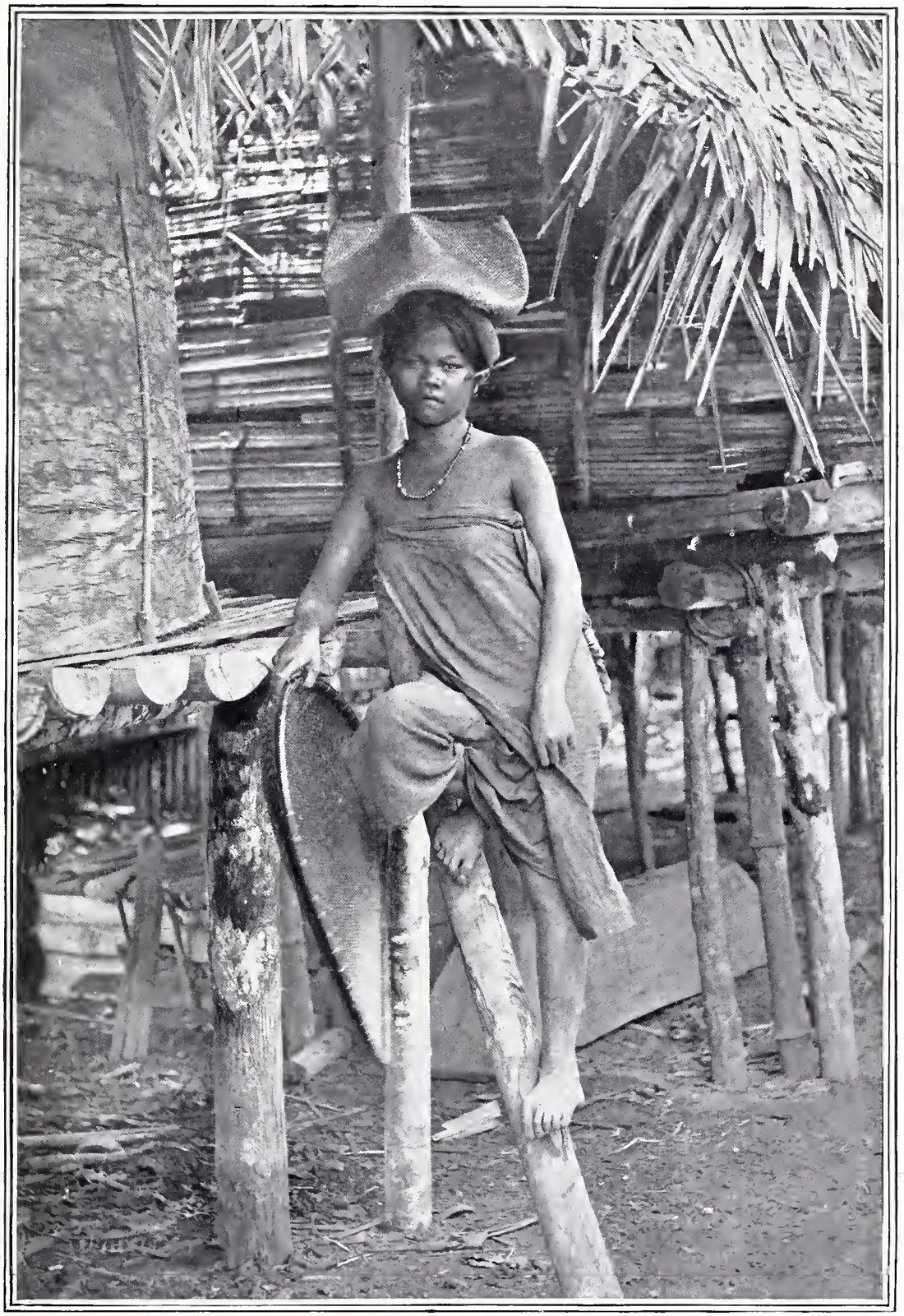
Abb. 746. Javanische Fürstentochter (Mischung mit arischem Blut).

Wangenbeine in ihrem Antlitz weniger hervortreten; sie ist von ziemlich kleinem Wuchs und rundlicher Gestalt. Schöne schwarze Augen liegen unter dichten Brauen, und vom Kopf herab fällt ein langes schwarzes Haar, das nie geschnitten wird. Man preist allein ihren Fleiß und ihre Dienstfertigkeit.

Nördlich von Cochinchina, eingeschlossen von Siam und Anam liegt Kambodscha, das hauptsächlich von dem Volk der Khmer, die gemeinhin auch Kambodschaner genannt werden, bewohnt wird. Kambodscha, das gleich Anam, Tongkin und Cochinchina unter französischer Oberhoheit steht, hat letzthin von sich sprechen machen durch die Grausamkeit seines anscheinend irrsinng gewordenen Herrschers.

Die Frauen der Kambodschaner haben im allgemeinen das Gepräge der Siamesinnen. Sie sind größer, auch dunkler als die Anamitinnen. Die Kambodschanerin neigt zur Dickleibigkeit und fällt durch merkwürdig kurze Beine auf. Sie trägt das Haar kurz geschoren, indem sie nur am Scheitel einen Büschel knotet. Ihre Tracht besteht aus Beinkleidern und einem langen Oberkleid, das auf der Brust offen getragen wird. Den jungen Mädchen ist verboten, sich Fremden zu zeigen. Die Volkssitte erfordert, daß, sobald sie einen Fremden erblicken, sie in größter Eile ihr Haus aufsuchen und sich versteckt halten. Ist die junge Kambodschanerin mannbar, so muß sie sich überhaupt vor jedermann verbergen und darf nur nachts ausgehen, um das Ungeheuer der Finsternis anzubeten. Bei Ärmeren währt diese Zurückgezogenheit nur wenige Tage, bei Wohlhabenderen aber Monate, bis zu mehreren Jahren. Nur bei Tagesanbruch tritt sie zu kurzem Anbeten der Sonne ins Freie. Die Zurückgezogenheit scheint überhaupt bei den Frauen dieses Landes eine große Rolle zu spielen. Auch Witwen müssen drei Jahre lang in einem Kloster zubringen, dürfen dann aber wieder heiraten.

Nachdem wir nun die indo-chinesischen Übergangsvölker kennen gelernt haben, bleibt uns nur noch übrig, die Bekanntschaft der letzten großen Völkergruppe Asiens zu machen, die der



G. Lambert, Singapore phot.

Abb. 747. Battafrau (Sumatra)
vor ihrer auf Pfählen ruhenden Hütte.

O. Kurkdjian phot.

Abb. 748. Jugendliche Javanin aus Batavia.

Malaien.

Als ihren ursprünglichen Sitz pflegt man die Halbinsel Malakka, wo sie noch heute zu Hause sind, anzusehen. Die Malaien, die in zahlreiche kleine Stämme eingeteilt werden, sind ein großes Wander- und Seefahrervolk. Ihr Gebiet umfaßt außer Malakka noch den gewaltigen Archipel der Sundainseln; aber noch weit darüber hinaus finden wir sie in verjüngten, vermischten Stämmen bis nach den weit entlegenen Gilbert- und Marschallinseln im Südosten sowie im fernen Madagaskar, wo wir sie als die Hovas im afrikanischen Weltteil kennen gelernt haben.

Die Hochmalaiin.

Die eigentlichen oder Hochmalaien bewohnen die Südspitze der Malakka-Halbinsel, sowie manche Küstenstriche der benachbarten Inseln. Sie sind ausnahmslos Mohammedaner. Von allen malaiischen Stämmen sind sie der am größten gewachsene; nach europäischen Begriffen schlanke Figuren sind auch unter den Frauen häufig, mittlere Größe ist das gewöhnliche.

Ihre Hautfarbe ist kupferbräunlich mit einem Stich ins Gelbliche, etwa wie schwach gerösteter Kaffee. Das Haar ist straff und tiefschwarz. Am Schädel, der eher lang als breit ist, treten die Backenknochen hervor. Die Nase ist etwas platt; die Flügel sind breit und die Löcher groß. Die Augen, weniger geschlitzt als bei den Mongolen, sind schwarz und von mattem Glanz. Der Mund ist groß und breit; die Lippen sind dick, jedoch nicht wulstig. Die Zähne pflegen sie mit Betel zu färben.

Der Körper der Malaien ist fein gegliedert und besonders bei den Frauen überaus elastisch. Die Brüste sind wenig entwickelt, bisweilen ganz platt; nur bei jungen Mädchen finden sich kleine spitze oder kuglige Brüste. Die schlanken und magern Beine

Abb. 749. Jugendliche schöne Javanin.

zeigen schwache Waden. Füße und Hände sind klein und zierlich. Starke, ziemlich aufgeschwemmte Figuren finden sich hin und wieder allein in den besonders wohlhabenden Ständen, an den Fürstenhöfen usw.

Trotz des einfachen Schnittes ihrer Kleidung liebt die Malaiin den Putz und legt besonders großes Gewicht auf die Kostbarkeit des Sarong, d. i. eines quadratischen Tuches, in das sie ihre unteren Gliedmaßen und den Leib einhüllt. Ihre Haut hält sie beständig in Kokosnußöl getränkt.

Die Hochmalaiin ist sinnlich veranlagt; sie ermangelt der Aufrichtigkeit und ist berüchtigt für ihre Eifersucht und Rachsucht. Die Ehe dieses Volkes ist, trotzdem es sich zum Islam bekennt, monogam; doch gibt es dreierlei Arten von Ehen, je nachdem um den Mann oder um die Frau geworben wurde, oder indem die Ehe durch freie Entscheidung der Liebenden zustande kam. Um Geburten zu verhindern, nehmen Malaiinnen nicht selten einen manuellen Eingriff (Zerbrechen ihrer Gebärmutter) vor.

Die Familienbande sind zwar ziemlich lockere, und Prostitution ist im Schwange; indessen ist eheliche Treue doch die Norm. Wehe auch einer verheirateten Malaiin, die sich beim Ehebruch von ihrem Manne ertappen ließe, und wehe dem Verführer, sei er Eingeborener oder Europäer! Erst der Tod des Verführers wie der Verführten würde den Rachedurst des Mannes stillen. Im übrigen behandelt der Malaie sein Weib, obschon er es als seine Sklavin ansieht, gut.

Musik, Gesang und Drama, das recht hoch entwickelt ist, sind sehr beliebt. Das Malaiische gehört durch seinen Vokalreichtum zu den wohlklingendsten aller Sprachen.

Die Javanin.

Die Javanen, die ebenfalls Mohammedaner sind, doch in ihrem ganzen Wesen mehr an Buddhisten als an die Bekenner des Islam erinnern, sind wohl der am meisten bekannt gewordene aller Malaienstämme. Sie bewohnen, zugleich mit den Sundanesen im Westen und den Madureſen im Osten, die Insel Java als deren zahlreichste Einwohner, und haben eine eigene komplizierte Sprache, eine Tochtersprache des Malaiischen.

G. Lambert, Singapore phot.

Abb. 750. Battafrau vor ihrer Hütte.

Abb. 751—752. Junge Javanin in zwei Aktaufnahmen.

Die Javanin, deren besten Typ wir in Mittelsava treffen, ist klein, kaum mittelgroß, hat ein öfters sanft ovales, seltener rundes Gesicht mit schönen, sehr sympathischen weichen Zügen. Ihre bräunlich bis gelbrot schimmernde Haut, die von samtener Weichheit ist, wird noch besonders durch Einreiben mit Kokosnußöl (klappa-olie), das für Europäer freilich kein angenehmes Aroma ausströmt, gepflegt, ebenso ihr tiefschwarzes, schönes straffes Haar. Der Körperbau ist kaum als schlank, eher als fleischig zu bezeichnen. Doch besitzt dieser Körper eine Schmiegsamkeit und Biegsamkeit ohne gleichen. Die Javanin ist z. B. imstande, jeden Finger ihrer Hand nach rückwärts bis zum Handrücken zu biegen. Die Augen sind schwarz, die Nase ist klein, der Mund von angenehmer Bildung, jedoch mit etwas sinnlichen Lippen. Die Arme sind wohlgeformt, die Schultern von vollkommener Rundung. Prächtig entwickelt sind die Brüste, die besonders bei jungen Mädchen schön geformt sind. Die Beine sind etwas kurz und kräftig, aber vorzüglich gebaut, die Waden vortrefflich entwickelt, Hände und Füße zierlich.

G. Lambert, Singapore phot.

Abb. 753. Battafrau. Zu beachten der eigentümliche Ohrschmuck.

In ihrem Wesen gleicht die Javanin wohl der Hochmalaiin, doch ist sie sanfter und gutmütiger, auch anspruchsloser; als Dienerin in europäischen Häusern ist sie von

G. Lambert, Singapore phot.

Abb. 754. Battafrau in der üblichen Tracht.

hingebender Treue. Nicht zu scherzen ist mit ihr in der Liebe. Der weiße Herr, der seine javanische Geliebte verließ, hat es oft durch den Tod, den sie ihm durch langsam wirkende Gifte, oder durch monatelang fortgesetzte Beimischung von feingeschnittenen Haaren in den Kaffee zufügte, büßen müssen.

Ihre Sinnlichkeit ist groß und ihre Sittlichkeit würde schwerlich den Wünschen unserer Moralprediger genügen. Eine eigenartige Sitte ist die Beschneidung der Frauen, die ihnen wohl von Arabien überkommen ist. (Wir haben näheres darüber bei verschiedenen afrikanischen Stämmen bereits kennen gelernt.) Sie wird bei den jungen Mädchen etwa im Alter von sechs Jahren vorgenommen. Nachdem sie sich eine Stunde in einem kalten Bade aufgehalten haben, befreit ein Priester durch einen schnellen Schnitt die Klitoris ihres äußersten Häutchens.

G. Lambert, Singapore phot.

Abb. 755. Battafrau
beim Tragen von Bambusröhren, die mit Wasser gefüllt sind.

Das javanische Volk liebt Musik, Theater und besonders Schattenbilder; doch liegt die Ausübung dieser Künste, vornehmlich das Spiel von Instrumenten, meist in den Händen der Männer. Im Weben von Stoffen, ferner in der bekannten Battikauftragung sind die Frauen Javas Meisterinnen.

Eine höchst bemerkenswerte Abweichung von dem oben beschriebenen Typ fand ich bei Mitgliedern der einheimischen Fürstenhäuser. Nicht allein stellte ich eine hellere, ins Gelbe übergehende Hautfarbe fest, sondern durchweg auch einen schlankeren Körper, sowie Züge, die oft von ausnehmender, zuweilen geradezu ätherischer Zartheit waren.

Die Battas.

Die Battas (öfters geschrieben Battaks) bewohnen das Innere Sumatras bis an seine Ostküste. Sie sind dunkelrotbraun, d. h. erheblich dunkler als die Javanen und Hochmalaien, und etwas größer als die ersteren.

Die Männer sind die geborenen Faulpelze. Außer daß sie vorzüglich Schach spielen und den Hahnenkämpfen leidenschaftlich ergeben sind, tun sie rein gar nichts. Alle Arbeit überlassen sie ihren

Dr. Volz phot.

Abb. 756. Karoweiber.

(Die Karos sind ein besonderer Battazweig. Die mittelste ist verheiratet, hat aber noch kein Kind und darf darum noch die Mädchenkette (Simata) um den Hals tragen. Die links auf dem Bilde stehende, noch unverheiratete trägt im Kopftuche einige Blätter als Schmuck. Der an jedem Morgen mit Betel aufs neue an Stirn und Brust gemalte braunrote Strich bedeutet, daß sie sich zu verheiraten wünscht. Das junge, noch unerwachsene Mädchen, rechts auf dem Bilde, darf noch einen kurzen Sarong tragen.)

Kultur, die sich in der Anlage ihrer Ortschaften und in der grotesken, ganz eigenartigen Bauart ihrer Häuser bzw. Hütten kundgibt, ebenso in der Herstellung von Schmuckgegenständen, Ringen, Ketten u. a., den von den Frauen gewobenen Tüchern usw.

Mit Ausnahme der Fürsten, denen mehrere Weiber zu ehelichen gestattet ist, leben die Battas monogam. Für die Ehe wird der Mann bald von der Frau, bald diese vom Manne geworben und dann wie ein erkauftes Stückgut behandelt. Den männlichen jungen Leuten eines Dorfes wird ein gemeinschaftliches Wohnhaus angewiesen, in dem sie bis zur Eheschließung zu leben haben. Die Heirat findet auf exogame Weise statt. Wer dawider zu handeln wagte, wurde früher lebend aufgefressen.

Die Sitte des Menschenfressens, nach der nicht nur die gefallenen Feinde, sondern auch Ehebrecher verspeist wurden, ebenso die eigenen Väter, nachdem diese sich durch ihre Unfähigkeit, auf Bäume zu klettern und sich daran

Abb. 757. Sundanesin im Hochzeitskleid.

Frauen. Diese werden, so lange sie jung und hübsch sind, fein abgeschlossen zu Hause gehalten, später aber mit harter Arbeit geplagt. Dabei spielt das Stampfen des Reises, die schwere Arbeit auf den Reisfeldern selbst, das Weben von Tüchern eine Hauptrolle.

Die jungen Mädchen zeigen im besten Falle angenehme, aber stets ernste, fast finstere Züge. Die Körperpflege der Javaninnen kennen sie nicht, daher sie auch ziemlich schmutzig und unordentlich erscheinen. Im heiratsfähigen Alter werden ihnen die Zähne stumpf gefeilt und schwarz gefärbt.

Die alten Weiber sind sehr knochig und ausnehmend häßlich. In ihrem Wesen sind alle Battas mürrisch, unfreundlich und kulturfeindlich; in ihrem Charakter kalt und heimtückisch.

Das Battavolk besitzt aber eine eigene

Abb. 758. Ein Passumahmädchen auf Sumatra.
Mit schwerem Hals- und Gürtelschmuck aus Gold.

festzuhalten, als zu alt erwiesen haben, ist erst seit einigen Jahren ausgerottet.

Sundanesinnen und Maduresinnen.

Beide sind nicht unerheblich verschieden von einander. Die mit ihnen lebenden Javaninnen bilden etwa das Mittelglied zwischen beiden. Erstere sind die Frauen des südlichen Teiles von Sumatra und des westlichen Java, während die Maduresinnen das nordöstliche Java und vor allem die vorgelagerte Insel Madura bewohnen.

Die Sundanesinnen sind etwas größer und stärker als die Javaninnen, auch weniger hübsch als diese. Zuweilen findet man sogar abschreckend häßliche Gesichter, die an die Gesichtsbildung des Orang-Utan erinnern. Vielleicht empfinden sie das selbst; denn ich hatte öfters Gelegenheit ihren grimmen Widerwillen zu beobachten, wenn ihnen solch ein Menschenaffe gezeigt wurde. Im ganzen aber ist es nicht leicht, die Sundanesinnen von den Javaninnen zu unterscheiden.

Dasselbe ist der Fall bei den Maduresinnen, die wohl etwas schlanker und dünner gebaut sind. Sie sind berüchtigt wegen ihrer Eifersucht, Rachsucht und Falschheit.

Die West-Sumatranerinnen.

Auf den flüchtigen Blick den Javaninnen gleichend, erscheinen die Bewohnerinnen Padangs und seiner landschaftlich berühmten Hochlande bei näherer Betrachtung doch recht verschieden von jenen. Sie sind ein klein wenig größer und ein klein wenig dunkler als die Javaninnen, auch nicht so geschmeidig und graziös; vor allem aber sind ihre Gesichtszüge weniger anmutig. Ernst, fast unfreundlich muten uns diese Züge an; und in der Tat, dem Europäer bringt die West-Sumatranerin wenig Sympathie entgegen.

Es sind stolze Frauen und stolze Männer, die dieses Land in Dörfern bewohnen, die das Aussehen von Schutz- und Trutzburgen haben. Man möchte glauben, sie sähen auf den Mijnheer, der sich hier niedergelassen, herab; andererseits aber rühmt man, im Vergleich zu den Javanen, ihre größere Verläßlichkeit und Aufrichtigkeit in allen Verhältnissen, in die sie zu den Europäern jemals treten.

G. Lambert, Singapore phot.

Abb. 759.
Eine vornehme Atjehnesin.
(Nördliches Sumatra.)

Abb. 760. Alte Frau der Mentawei-Insulaner.

Abb. 761. Mentawei-Insulanerin mit Halsschmuck.

Die Kleidung der West-Sumatranerinnen, obschon in dem Stile der übrigen malaiischen Völker, weicht doch, besonders in der kecken Form ihrer Kopfbedeckung aus Tuch und in ihren geschmackvollen Festgewändern von diesen ab. Ihre aus Gold, Silber, Seide und Baumwolle gewobenen Tücher sind berühmt über den ganzen Sunda-Archipel.

Das Mutterschaftsrecht (Matriarchat), dem das Erbe der weiblichen Linie zugrunde liegt, ist eine ihrer sozialen Einrichtungen.

Auch bei dem noch ganz unkultivierten Stamm der Sakais im Innern der sumatranischen Westküste herrscht Mutterrecht, teils mit ganz eigentümlichen Erweiterungen, teils mit Einschränkungen. So gilt die Sakaifrau einerseits als Herrin über ihren eigenen Mann, doch ist sie wieder von ihrem Bruder abhängig, oder wenn dieser nicht vorhanden, von ihrem nächsten Verwandten. Das Eheverhältnis ist das ausschweifender Polyandrie; dem Reisenden Moszkowski wurde versichert, daß jedes Weib mindestens zehn Männer hätte.

Westlich von Sumatra liegt Nias, eine Insel, in der eine interessante und oft erwähnte Bevölkerung zu Hause ist. Unter den Frauen der Nias sind hübsche Gesichter und anziehende Gestalten ziemlich zahlreich vorhanden. Freilich ist ihr Gang infolge Tragens schwerer Lasten, wodurch ihre Knie stark einwärts gedrückt werden, schwankend und wackelnd, ganz anders als man es von diesen stattlichen, schlanken Gestalten erwarten sollte. Ihre Hautfarbe ist hellbraungelblich. Das nicht besonders feine Haar ist dunkelbraun, auch schwarz. Der Kopf ist oval, die ziemlich großen Augen sind braun und liegen öfters etwas schief. Die Nasenflügel sind nicht so breit wie bei den übrigen Malaien, so daß die Nasenbildung fast kaukasisch erscheint. Das rundliche Kinn tritt leicht zurück. Die Schultern sind schmal, die Gliedmaßen

Abb. 762. Frauen- und Mädchengruppe, Mentawei-Inseln.

zierlich. Die Frauen sind wegen ihrer Schönheit von den Malaien sehr gesucht.

Auffällig sind viele Albinos mit rotem Haar, roten Augen und weißer Haut; die Ärmsten werden von jung und alt gehänselt. Bei den Niasfrauen ist Selbstmord aus gekränkter Eigenliebe nicht selten. Im übrigen sind sie fröhlichen und gutherzigen Naturells. Die Familienbande sind locker. Wenig sympathisch berührt die geringe Liebe zwischen Eltern und Kindern.

Das gutmütige Völkchen der Mentaweier bewohnt eine kleine Inselgruppe ebenfalls im Westen von Sumatra. Es ist nicht mehr daran zu zweifeln, daß sie von Sumatra her auf ihre Inseln gelangt sind. Sie sind von regelmäßigem kräftigem Wuchs und brauner Hautfarbe, doch heller als die Westsumatraner. Das schwarze Haar ist dick, mitunter kraus, das Gesicht zeigt mäßig stark hervortretende Wangenbeine. Die dunkeln Augen sind leicht schräg nach inwärts gerichtet. Unsere Abbildungen bringen einige weibliche Typen dieses interessanten Völkchens.

Die Frauen der Dayaks.

Die Frauen dieses noch recht primitiven Volkes auf Borneo sind heller an Hautfarbe als ihre gelblichkupferbraunen Männer. Das Haar variiert von glänzend schwarz bis hellbraun. Die Augen sind grau. Sie sind kräftig gebaut und gut entwickelt, muskulös und fleischig. Selenka schildert sie als elastisch sich bewegende, elegante Evafiguren von feinem, ebenmäßigem Gliederbau und gar unschuldsvollen Rehaugen.

Ihre Bewegung ist schwebend. Sie sind reinlicher als die Malaiinnen. Im westlichen Borneo unterscheidet Wallace zwei Typen: den einen, von schmächtigem zartem Körperbau, schmalerem Gesicht, dünnen

Lippen und einer fast geraden, schmalrückigen Nase, und den anderen stämmigeren, mit breitem Gesicht, vollen Lippen und breiter, aufgestülpter Nase. Alle Feinheiten in den Zügen verschwinden bald infolge der anstrengenden Arbeit, die ihre selber gern faulenzenden Männer sie verrichten lassen. Auffällig sind die hübschen Hände und Füße und die fein geformten Gelenke, ebenso der schöne Hals, wogegen das kantig abgesetzte Kinn, die vorstehenden Backenknochen und derben, hinten breiten Unterkiefer kaum unseren Schönheitsidealen entsprechen dürften.

Zur Bekleidung ihres Körpers tragen sie nur ein schmales Hüftentüchlein; zugleich aber beladen sie gern Hals, Arme und Füße mit Schmuckgegenständen. Mit einem aus Pflanzenfasern hergestellten Garn nähen sie ihren Sarong (das Hüftentuch) zusammen, und besetzen ihn zuweilen mit Perlenschmuck.

Die monogame Ehe erfolgt nach freier Wahl unter Zustimmung der Eltern. Sie ist auf gegenseitige Neigung gegründet und wird heilig gehalten. Die Eltern der Braut empfangen von den Eltern des Jünglings eine bescheidene Kaufsumme. Ehescheidungen sind zulässig, kommen aber selten vor; der unzufriedene Teil muß dann ein Bußgeld zahlen. Wird ein Mädchen Mutter, so muß der Verführer es heiraten. Die Witwe darf sich erst nach längerer Zeit wieder vermählen. Die Heiraten erfolgen stets nach dem Gebrauch des Totemismus; der Mann folgt der Frau in deren Hütte. Die Achtung der Geschlechter soll eine

Abb. 763. Frauen aus dem Dorfe Katorai auf der Insel Sibiru. (Mentaweigruppe.)

Abb. 764. Tanjongfrauen in Sarawak, Borneo, beim Flechten von Matten und Körben.

H. H. the Rance of Sarawak phot.

gegenseitige sein, doch widerspricht dem die Fronarbeit, zu der der Dayak sein Weib anhält. Nach einzelnen Berichten sollen auch Verlobungen in frühester Kindheit, ja vor der Geburt vorkommen!

Die Ehen sind wenig fruchtbar, nach Wallace, wegen der unerhörten körperlichen Anstrengungen, denen die Weiber ausgesetzt sind. Den Tag über im Feld, heimkehrend über Hügel, Flüsse durchwatend, zum Umfallen beladen mit Gemüsen und Holz, muß die Dayakfrau noch eine Stunde des Abends beim Reisstampfen verbringen. Dieses arbeitsvolle Leben führt sie schon

Abb. 765. Gruppe von Dayakmädchen, Borneo.

vom neunten oder zehnten Jahre ab; danach ist es ein Wunder, daß diese Frauen überhaupt noch Kinder gebären.

Auf der Insel Bali lebt ein Volksstamm in eigener, von europäischen Einflüssen wenig berührter Kultur. Die Balinesen sind dunkler und schlanker als die Javanen, ihre Nachbarn im Westen. Die Frauen sind mittelgroß und darüber, schlank, doch einigermaßen fleischig. Sie sind gerade keine Schönheiten, aber keineswegs unsympathisch. Sie machten mir den Eindruck bescheidener, arbeitsamer Weiber. Den Oberkörper mit schön entwickelten Brüsten

pflegen sie entblößt zu tragen. Obschon sittlicher als die Javaninnen, sind sie keine Ausbünde an Tugend.

Die Frauen der Bugi auf Celebes fand ich von angenehmer Art und öfters noch schöner als die Javaninnen, mit denen sie im übrigen recht viel Ähnlichkeit besitzen. Das Haar ist tiefschwarz, die ebenso schwarzen Augen glänzen feurig. Die Haut ist braun in allen Schattierungen. Die Zähne werden ihnen in der Jugend abgefeilt; die Stümpfe erscheinen schwarz durch Betelkauen. Den schon von Natur öligen, fetten Körper lieben sie noch mit dem Öl der Kokosnuß einzureiben.

In Gorontalo (Menado) im nördlichen Celebes sind die Frauen von gelblichbrauner Farbe, mittlerer Größe und gut gestaltet. Die Augen liegen tief, die Nase ist breit und mehr oder weniger platt, der Mund groß, die Backenknochen stehen hervor. Der untere Teil des Antlitzes endet spitz zulaufend in dem schmalen Kinn. Das lange schwarze Haar fühlt sich hart an. Die Füße und Hände sind klein und zierlich. Schönheiten sind ziemlich zahlreich unter ihnen. Sie sind von sanftem Wesen, aber indolent. Prostitution findet sich allgemein, so daß viele ihrer eigenen männlichen Stammesgenossen, anstatt zu heiraten, sich mit Konkubinen begnügen.

Die Frauen der Alfuren.

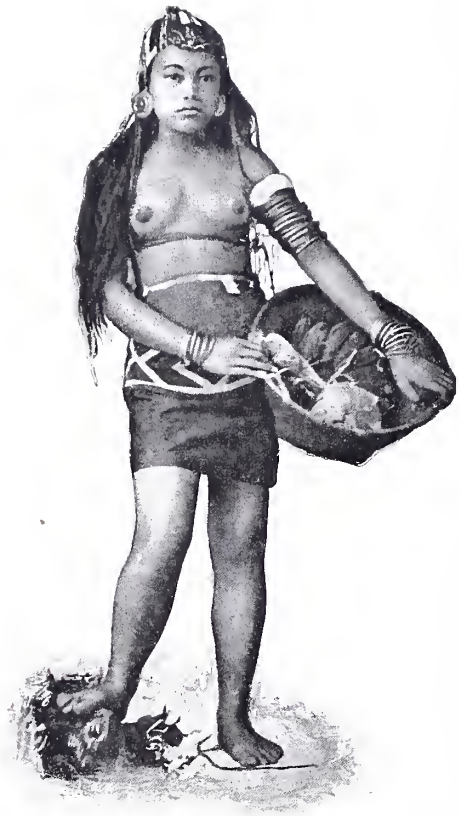
Alfuren nennt man öfters die Ureinwohner im Innern von Celebes und auf den Molukken; doch ist diese Bezeichnung keineswegs feststehend. Meist nennt man Alfuren gemeinhin alle Eingeborenen, die noch im wilden Urzustand leben, zum Unterschied von den halbwegs zivilisierten Christen und Mohammedanern. Danach wäre also Alfure keine ethnographische, sondern nur eine soziologische Bezeichnung.

Viele von ihnen haben die Gesichtszüge und das Haar von Papuas, doch die lichte Hautfarbe der Malaien; andere wieder sind dunkler. Sie sind groß und schlank, von wohlgeformten Gliedmaßen und gewandt

Naturhistorisches Museum, Paris.

Abb. 766. Junge Dayakfrau, Borneo.

in ihren Bewegungen. Im übrigen sind die Typen auf den einzelnen Inseln und Inselgruppen doch sehr verschieden. So



Aus „Selenka, Sonnige Welten".

Abb. 767. Jugendliche Dayak, einen Fruchtkorb tragend.

trifft man in Ceram häufig auffallend hübsche Frauen, mit schön geschnittener Gesichtsform und großen tiefbraunen oder schwarzen Augen, wogegen die Typen auf Ambon (Amboina) selten hübsch sind. Die Backenknochen ragen stark hervor, der Mund ist groß und wulstig, und Prognathismus macht sich öfters bemerkbar. Auch die Nasenform der Amboneser ist wenig angenehm: die Nase ist klein und häufig eingedrückt. In den Nasen scheinen übrigens die meisten Verschiedenheiten vorzukommen; denn bei den Bewohnern einiger Inseln sollen sie etwas semitisch geformt und ziemlich gequollen sein, während andere Reisende von einem normalen Mund und wohlgeformten Nasen berichten.

Das Haar (nicht büschelförmig wie bei den Papuas) ist schön wellenförmig und wird $^1/_3$ bis $^1/_2$ Meter lang getragen. Mit dem Blattstreifen einer Palme binden sie es zu einem dichten Büschel zusammen, der von der linken Seite des Kopfes absteht und ihnen ein keckes, unternehmendes Aussehen gibt. Die Zähne werden allenthalben durch Betel rot oder schwarz gefärbt und an den Spitzen gerade gefeilt.

H. H. the Rance of Sarawak phot.

Abb. 768. Junge See-Dayak in reicher Kostümierung.

Bei Eintritt der ersten Mensis wird die junge Alfurin geschmückt und gesalbt. In Ceram soll sich in jedem Dorfe ein apartes Menstruationshaus befinden, in dem die Frauen während der ganzen Dauer der Reinigung zubringen und mit den Männern und selbst mit den größeren Kindern in keine Berührung kommen. Die Mysterien der Ehe werden stehend, nach Art der Tiere, nicht in der Hütte, sondern im Walde ausgeführt. Polygamie ist erlaubt. Die Frauen werden verkauft, da aber nur ältere Männer genügend Ersparnisse haben, um zu heiraten, sind die jüngeren meist unbeweibt und begnügen sich daher mit den Freuden freier Liebe. Von den Frauen ist die älteste immer die Hauptfrau. Sie führt das Regiment, bemuttert und beaufsichtigt die übrigen und sorgt am meisten für das Wohl des Mannes. Uneinigkeit unter den Weibern wurde

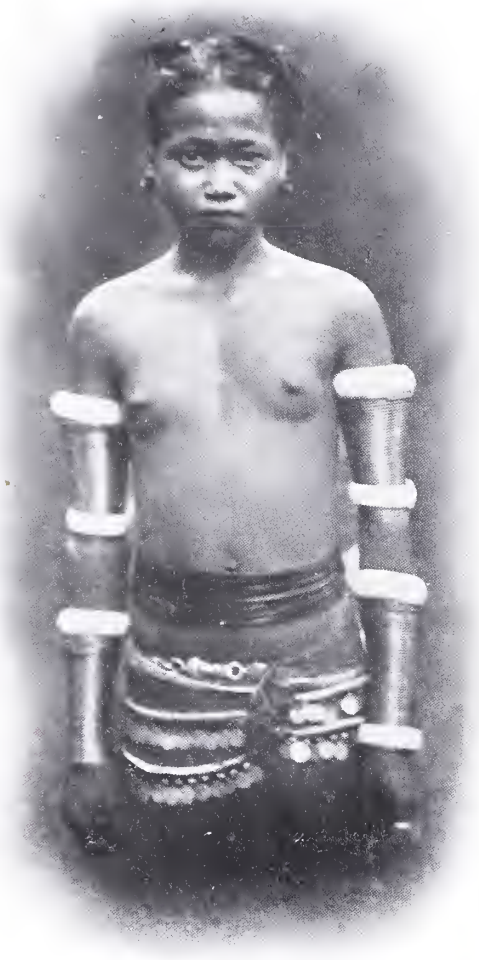
H. H. the Rance of Sarawak phot.

Abb. 769. Gruppe von Land-Dayakfrauen.

nie beobachtet. Der Reisende Martin, der bei einem Manne fünf Gattinnen traf, berichtet: „Es war geradezu bewundernswert, wie hier die älteste ihren Mann stets mit liebender Sorgfalt umgab, für seine Kleidung, Nahrung und Unterhaltung sorgte, sich zu ihm setzte und ihm überallhin die Siridose nachtrug. Dabei sah man übrigens ihr selber auch sogleich die ihr zukommende höhere Stellung an der wohlhabenden Kleidung an." Martin will nicht entscheiden, ob wirklich Zuneigung der Grund dieser Tugenden war, da der Mann das Recht hat, die Frau ihrer Vorrechte zu entäußern und aus ihr, wenn sie ihre Stellung nicht gut ausfüllt, für immer oder zeitweise die Letzte zu machen.

Beide Geschlechter laufen bis zum siebenten Jahre und in entlegenen Dörfern wohl noch länger nackt umher. Das erwachsene Mädchen trägt wie die übrigen Malaiinnen eine kurze Kabaya (Jäckchen) meist von blauer Farbe und einen gestreiften Sarong (Beinkleid). Christinnen pflegen ihre Brüste nach unten und platt zu drücken; daher ihre Büste häßlich ist. Ein Taschentuch oder ein Fächer sowie Armringe über dem Handgelenk vervollständigen die Toilette. Im Falle von Ehebruch hat der Übeltäter den Kaufpreis zu vergüten; unter Umständen muß er auch die Frau behalten. Ist aber der männliche Teil ehebrecherisch gewesen, so zahlt das schuldige Weib an die rechtmäßige Gattin Buße. Von den Alfuren auf Timorlaut wird erzählt, daß die Frauen öfters ihre Herren Gemahle mißhandeln. — Die Ausdünstung dieses Volkes, wohl aus dem Gemisch von Schweiß und Kokosöl entstanden, ist als Alfurengeruch bekannt.

Hiermit wäre die Gruppe der bis auf einige Alfureureste reinen Malaien abgeschlossen. Die einzelnen Stämme, die nun folgen, sind möglicherweise die Nach-



H. H. the Rance of Sarawak phot.

Abb. 770. Land-Dayak aus Sarawak, Borneo. Die „Armrüstung" ist aus Messingdraht und Muschelschalen hergestellt.

kommen ältester autochthoner Indier, deren Urheimat vielleicht ganz wo anders zu suchen ist, als wo wir sie heute finden. Wer wollte darüber Gewisses sagen? Einige nähere Angaben findet der Leser weiter unten, sowie in der Einleitung dieses Werkes.

Negritos

ist die allgemein gebrauchte Bezeichnung für diese Völker, deren Gebiet die Andamanen im bengalischen Golf und die Philippinen-Inseln sind. Wir beginnen zunächst aber nicht mit den eigentlichen Negritostämmen, sondern mit solchen, die einen erheblichen Einschlag malaiischen Blutes empfangen haben.

Die Frauen der Philippinen-Inseln.

Die Tagalen, das kulturell bedeutendste Volk auf diesen Inseln, sind zweifellos aus einer Vermischung von Negritos und Malaien entstanden, in der sich das Element der letzteren als das stärkere zeigt. Sie sind mittelgroß, nicht gerade stark, aber gut gewachsen und sehnig und von olivbrauner Hautfarbe. Die Gliederung ihres Körpers ist äußerst zierlich. Die Tagalin ist höchstens von Mittelgröße, schlank, aber fleischig. Sie hat eine mehr ovale Kopfform, niedrige Stirn, hervortretende Wangenbeine, einen etwas breiten Mund, die Nase ein wenig platt, die Lippen von mittlerer Stärke, geradlinige schwarze Augen und überhaupt hübsche, zuweilen sogar auffallend schöne Gesichtszüge. Charakteristisch ist besonders das lange wellige, tiefschwarze Haar, das sehr gepflegt und fast immer offen getragen wird. Mädchen, deren Haar bis über die Knie herunterreicht, sind keine Seltenheit. Eigentümlich ist, daß der ganze übrige Körper von Natur

Naturhistorisches Museum, Paris.

Abb. 771. Tagalin von den Philippinen-Inseln.

Mit Erlaubnis des War Dept., Bureau of Insular Affairs, U. S. A.

Abb. 772. Jugendliche Bisayermädchen auf den Philippinen.
(Vermutlich von europäischem Einschlag.)

völlig unbehaart ist. Bemerkenswert ist die Beweglichkeit ihrer Zehen.

Die Tagalin gilt als sehr sittenfrei; besonders in den niederen Ständen herrscht Sittenlosigkeit. Begabt mit Intelligenz und Witz, entwickelt sie auch Grazie und einen nicht üblen Geschmack; sie liebt sich zu schmücken und versteht es, ihr auf europäischer Basis erbautes Haus ansprechend einzurichten. In diesem Hause ist sie unumschränkte Herrin. Musik (Harfe und Klavier) und Tanz werden viel gepflegt, ebenso lyrische Poesie. Sie raucht viel, und zwar mit Vorliebe Zigarren. Ihr weitbauschiges weißes Kleid, die Nationaltracht, ist wohl ebenso wie die vielbespöttelte „camisa a fuera" (d. h. das „Hemde nach außen") des Mannes dem Untergange geweiht. Volkssprache ist die spanische; die Versuche der Amerikaner, die englische Sprache einzuführen, haben bis jetzt noch keinen Erfolg gezeitigt.

Abb. 773. Morofrau (südliche Philippinen) beim Flechten von Matten.

Von den Igorroten auf Luzon, der nördlichsten Philippinen-Insel, nimmt man an, daß sie zum Teil von Malaien stammen und

sich ähnlich wie die Tagalen mit einem einheimischen (vermutlich einem Negrito-) Stamm vermischt haben. Sie sind von sehr dunkler, olivbrauner Farbe. Die Frauen sind selten erträglich hübsch, um so öfter unerträglich häßlich. Sie tätowieren sich mit vollendeter Kunst, ärmere nur um das Handgelenk, wohlhabendere aber den ganzen Körper. Die Mädchen werden sittenstreng (zum Unterschied von den Tagalinnen) gehalten, und Jünglinge von Jungfrauen — wohl ein Überbleibsel ihrer malaiischen Vorfahren — voneinander gesondert. Fehltritte der Mädchen werden zuweilen mit dem Tode bestraft. Ihre Ehe ist monogam.

Auf Mindanao, der zweitgrößten der Philippinen-Inseln, leben im Süden ebenfalls malaiische Völker, im Norden Negritos. Die Mohammedaner unter den ersteren werden Moros genannt.

Heiraten werden überall im Archipel sehr frühzeitig geschlossen. Jagor fand ein Mädchen von neun Jahren und zehn

Mit Erlaubnis des War Dept., Bureau of Insular Affairs, U. S. A.

Abb. 774. Bukidnonfrau, Provinz Mesamio (Philippinen-Inseln) in der einheimischen Tracht.

Abb. 775. Frau mit Kind vom Stamm der Igorrotes auf den Philippinen-Inseln.

Monaten als getraut eingetragen, was wohl den Rekord aller authentischen Frühheiraten bildet.

Ein anderes malaiisches Mischvolk sind die Bicols. Sie leben oft ungetraut zusammen, um die Trauungskosten zu vermeiden. Möglich, daß jetzt unter dem amerikanischen Gesetz zivilisiertere Gebräuche Aufnahme finden. Jedes Bicolmädchen, das von einem Europäer, besonders aber vom Pfarrer, ein Kind bekommt, rechnet sich das fast zur Ehre an. Mit der Treue in der Ehe bzw. im Konkubinat nimmt es die Bicolfrau nicht allzu genau. Wird sie entdeckt, so erhält sie Prügel, während der Verführer schadlos ausgeht. Mit Ausnahme des mühseligen Reisstampfens, das zu den Beschäftigungen aller Malaiinnen gehört, haben die Bicolfrauen nur leichte Arbeit zu verrichten. Von ihren Männern wird ihnen im allgemeinen eine gute Behandlung zuteil.

Die Weiber der Bisayer gelten als lieder-

lich; sie sind häufig dem Trunke zugetan. Der Freier muß zwei bis fünf Jahre im Hause der Begehrten dienen, ehe er sie heimführen darf. Dafür lohnt sie ihm in der Ehe oft durch Treubruch. Dennoch ist Eifersucht keine verhängnisvolle Leidenschaft der Bisayer. In allen Fällen bringt sie der Pfarrer leicht zur Räson. Die Bisayerweiber gebären bis zu zwölf Kindern oder mehr, doch sterben gewöhnlich die Hälfte davon in jungen Jahren.

Wir kommen nun zu den reinen Negritos.

Für das Vorhandensein einer negritischen, d. h. negroiden Bevölkerung auf einzelnen Gruppen der asiatischen Inselwelt hat man noch keine positive Erklärung. Möglicherweise hat sich vor Urzeiten unter ähnlichen Verhältnissen des Bodens und des Klimas auf dem südlichen asiatischen Festland, also in Vorder- und Hinterindien, wie auf den verschiedenen Archipelen eine dem afrikanischen Neger verwandte Bevölkerung entwickelt, die später beim Vordringen kräftigerer Völker, so vor allem der Mongolen und arischen Mittelländer in Vorderindien, vom Festland weichen und ihren Wohnsitz auf Teile der Archipele beschränken mußte. Möglich, doch weniger wahrscheinlich wäre es auch, daß afrikanische Völker nach dem asiatischen Weltteil ausgewandert sind. Die größte Wahrscheinlichkeit hat aber die Annahme, welche die oft erörterte einstige Existenz eines gewaltigen Erdteils im Indischen Ozean, Lemuria, zur Voraussetzung hat, von dem außer zahlreichen Gruppen kleinerer Inseln Madagaskar und Sumatra Überreste sein sollen. Auf diesem mag bereits eine negroide Bevölkerung vorhanden gewesen sein, von der die zierlichen Negritovölker, von deren Frauen in den folgenden Zeilen gesprochen werden soll, nach Untergang des Weltteils übriggeblieben sind. Ob die Negritos als vollwertige Rasse oder als Kümmervolk aufzufassen sind, muß dahingestellt bleiben; doch hat die erstere Annahme — die physische Vollkommenheit der Rasse — größere Wahrscheinlichkeit, wenn wir die Darwinsche Theorie zugrunde legen; denn in der Heimat der

Abb. 776. Aetamädchen (Philippinen).

Negritos ist auch der zierliche Anthropoide Asiens, der Gibbon, zu Hause, dessen Kopf (besonders das zierliche Köpfchen des Hylobates leuciscus) eine ausgesprochene Ähnlichkeit mit dem Negrito hat.

Jedenfalls wissen wir, daß die Negritos eines der ältesten Völker des Menschenge-

Mit Erlaubnis des War Dept., Bureau of Insular Affairs, U. S. A.

Abb. 777. Junges Gaddonmädchen (Philippinen-Inseln).

Museum für Völkerkunde in Leipzig.

Abb. 778. Sham-pen-Jungfrau von den Nikobaren, mit Spitzbrüsten.

schlechts sind. Sie finden sich unter dem Namen „Aetas" als die primitive noch lebende Rasse auf den Philippinen, besonders auf Luzon, Vicol, Panay und Negros; unter dem Namen „Minkopis" als die Einwohner der Andamanen; auch in den Weddahs auf Ceylon mag in kleinerer Menge Negritoblut fließen.

Sie sind insgesamt klein, muskulös und sehnig und von tiefschwarzer Farbe. Wegen ihrer Kleinheit nannten sie die Spanier, die sie zuerst kennen lernten, Negritos, d. h. Negerchen.

Die Frauen der Aetas sind kaum vier Fuß groß, das Haupthaar ist wollig, das Gesicht zeigt häßliche, aber schärfere und feiner geschnittene Züge als bei den afrikanischen Negerinnen. Der Körper ist trotz seiner Kleinheit schlank und fein, die Brüste sind stark entwickelt. Ihre Ehe ist stets monogam.

Abb. 779. Aetafrau von den Philippinen.

Im bengalischen Golf liegen die Andamanen- und Nikobaren-Inseln. Die Bewohner der ersteren Inselgruppe, die Minkopi, mit denen sich die Völkerforschung schon viel beschäftigt hat, sind ein von der Zivilisation völlig unberührtes Zwergenvolk. Sie erreichen eine Größe von nur 1,320 bis 1,400 Metern und haben eine weiche, wenig behaarte Haut von bronzener bis tiefschwarzer Farbe. Nach ihrem sehr krausen Haar,

Dayakmädchen vom Stamme der Kenyakayan (Borneo).

Abb. 780. Eingeborene Frauen von den Andamanen.

das in spiraligen Büscheln zu wachsen scheint, möchte man sie für die westlichsten Vorposten der Papuas halten. Sie erinnern wohl an afrikanische Neger, haben aber einen mehr rundlichen Schädel, einen besser gebauten Vorderkopf und oft angenehme Gesichtszüge; auch sind die Lippen nicht wulstig. Bemerkenswert ist die sehr starke Entwicklung der „Hinterbacken" der Frauen. Männlein und Weiblein gehen fast nackt; nur ein fingerbreites und fingerlanges Pandanusblatt bedeckt die weiblichen Schamteile. Dennoch sollen sie ein stark ausgeprägtes Schamgefühl besitzen. An die afrikanischen Negerinnen erinnert auch das Vorhandensein zahlreicher Ziernarben an verschiedenen Körperteilen. Die Mädchen heiraten mit sechzehn Jahren, „wenn das Herannahen des Storches", wie Ehlers sagt, „diesen Schritt für geboten erscheinen läßt".

Mit Erlaubnis des War Dept., Bureau of Insular Affairs, U. S. A.

Abb. 781. Junge Igorrotin von Ambuklao, Benguet.

Die Heiraten werden nach exogamen Grundsätzen vollzogen. Die Ehe ist ihnen heilig, Treubruch ereignet sich selten. Polygamie und Polyandrie sind bei ihnen unbekannt. Die Kinderzahl ist gering; doch liegt dies offenbar daran, daß hereditäre Syphilis unter den Minkopi stark verbreitet ist. Eigentümlich ist, daß die Frauen „vor versammeltem Volk" gebären müssen. Außer den Ziernarben, mit denen sie ihren Körper schmücken, tätowieren sie sich Rücken, Brust und andere Körperteile in kunstloser Weise, durchbohren aber weder Nase

noch Ohren oder Lippen. Dieses primitive Völkchen hat so bewunderungswürdige religiöse Anschauungen, daß sie an dieser Stelle erwähnt werden mögen. Nach ihnen wurde Puluga, der Herr der Welt, nie geboren und ist unsterblich; alles Belebte und Unbelebte hat er erschaffen, mit Ausnahme der bösen Mächte, die Krankheiten und Leiden hervorbringen. Sie glauben an ein Fortleben der Seele und Strafe, bzw. Lohn durch Puluga für irdische Taten. Auch die Sintflut kennen sie als Legende.

Museum für Völkerkunde in Leipzig. Man, phot.

Abb. 782. Minkopifrauen von Großandaman im Bengalischen Meerbusen.

Die Einwohner der benachbarten Nikobaren sind keine Verwandten der Papuas und Negritos. Man hält sie für Reste und Nachkömmlinge der alten Mongolen. Bei ihnen findet sich das Matriarchat als soziale Einrichtung. Sie heiraten im Alter von dreizehn bis fünfzehn Jahren, und zwar soll reine Liebe das Motiv ihrer Ehen sein. Rührend ist die Sorge des Volkes für die Schwangeren. Untreue unter den Eheleuten soll selten vorkommen. Sie sind gleich den Minkopi dürftig kostümiert, besitzen aber gleich diesen Gefühl für Anstand und gute Sitten.

Auf den Lakkadiven übertrifft, merkwürdig genug im Hinblick auf das benachbarte Festland, die Zahl der Weiber die der Männer. Sie sind Mohammedaner von Hindu-Abstammung. Es gibt auch bei ihnen eine Art Kasteneinteilung, gleichzeitig aber das Matriarchat wie auf den malaiischen Inseln. Ihre Ehen sind monogam. Die Frauen, die unverschleiert gehen, stehen an der Spitze einer jeden Tätigkeit, mit Ausnahme der Schiffahrt.

Die Bewohner der Malediven sind ein Schiffervölkchen, bei dem Mord, Diebstahl, Trunksucht und andere Laster der zivilisierten Welt unbekannt sind. Sie sind ebenfalls Mohammedaner. Die Frauen sind von dunkler Kupferfarbe, ziemlich klein und äußerst scheu.

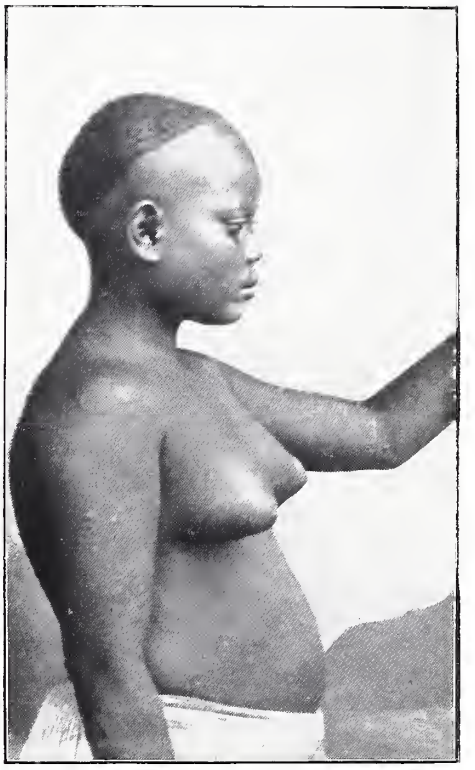
Indem wir uns nun von den eingeborenen Völkern Asiens verabschieden, begrüßen wir noch ihre Halbschwester, die Eurasierin, deren Väter gewöhnlich Europäer, die Mütter aber asiatische Eingeborene waren.

Die Eurasierin.

Eurasier (Eurasian) lautet bei den Engländern die Bezeichnung für Mischlinge von Europäern mit Asiatinnen, die sich

auch bei uns ziemlich eingebürgert hat. Die andere öfters beliebte Benennung, „half cast“, der etwas Verächtliches anhaftet, würde ich nur mit Vorbehalt gebrauchen. Die Vermischung mit Europäern findet sich, obgleich sie nicht im entfernten in dem Maße vor sich gegangen ist wie in Süd- und Zentralamerika, allenthalben im asiatischen Weltteil, am meisten in Vorderindien und in Java, dagegen verhältnismäßig wenig in Japan und China.

Ein englisches, offenbar in Indien entstandenes Sprichwort sagt: „Der Herr hat die weißen und der Herr hat die schwarzen Menschen erschaffen, aber nicht die „half cast“, ein Wort, das zur Genüge die geringe Bewertung dieses Mischlingsvolkes kennzeichnet. Es heißt, daß der Mischling alle schlechten Eigenschaften seiner beiderseitigen Vorfahren in sich vereinigt, während ihm die guten nicht überkommen sind. Nach eigenen Erfahrungen kann ich dieses ungünstige Urteil nicht in vollem Umfange unterschreiben, obschon ich selber unvermischte Europäer oder Asiaten vorziehe.



Naturhistorisches Museum, Paris.

Abb. 783.
Negrita von den Andamannen-Inseln.

Die Eurasierinnen Vorderindiens rekrutieren sich in der großen Mehrheit aus der Vermischung britischer gemeiner Soldaten mit Indierinnen, die wohl meistens niederen Kasten entstammen. Daraus geht schon hervor, daß wir es hier mit keinem „high breed“ zu tun haben. In der Statur erinnern sie am ehesten an die Engländerin; doch sucht man vergeblich bei ihnen die stolzen Figuren der Britinnen. Die nußbraune Hautfarbe gleicht mehr dem Dunkel der Indier, von denen die Eurasierin auch die ölige Glätte der Haut hat. Am günstigsten zeigt sich die Vermischung in den oft angenehm berührenden Gesichtszügen.

Abb. 784. Mädchen aus Buitenzorg.
(Mischtypus von javanischem und europäischem Blut).

Die vornehmen Eigenschaften der Britin sind im allgemeinen nicht auf die Eurasierin übergegangen. Man beklagt an ihr öfters Mangel an Diskretion, Neugier und eine etwas zu weit gehende Vertraulichkeit. Ihr heißer Wunsch, in die „Gesellschaft“ aufgenommen zu werden, scheint leider unerfüllbar. Dennoch erscheinen mir die Schranken, die ihr die vornehme englische, wie die rein indische Gesellschaft gezogen hat, oft ungerechtfertigt und hart; denn die Eurasierin übertrifft nicht selten die in Indien lebende Britin an Bildung, und ihre Moralität steht mindestens auf gleicher Höhe.

Betrachten wir nun die Njonja in Niederländisch-Indien bzw. Java, der am stärksten bevölkerten Kolonie Hollands, wo sie das größte Kontingent stellt. Der Name stammt offenbar aus dem portugiesischen senhora. Portugiesen waren die ersten europäischen Ansiedler des Archipels, die bekanntlich in keinem Teile der Welt nur

Aus „Stratz, Rassenschönheit des Weibes".

Abb. 785. Kopf einer 17jährigen Njonja, javanisch-europäisches Mischblut.

einen Augenblick gezögert haben, sich mit den eingeborenen Schönen bald zur linken, bald zur rechten Hand zu vermählen. Übrigens verschmähten die germanischen Holländer es ebensowenig, sich mit den in physischer und geistiger Hinsicht gewiß nicht üblen Javaninnen zu verbinden; selbst hohe und höchste Beamte und wohlhabende Pflanzer erwählten häufig die anmutigen Töchter des eingeborenen Volkes, um mit ihnen auf freie oder auf legitimierte Weise jenes Völkchen zu erzeugen, das man heute die „Sinjos" (von portug. senhor) nennt. Ein Wort, das den gleichen unangenehmen Beiklang hat, wie das bei den Briten gebräuchliche half cast. Infolge ihrer reputierlicheren weißen Abstammung genießen aber die Sinjos von Niederländisch-Indien zum Unterschied von den Eurasiern Britisch-Indiens eine gewisse gesellschaftliche Stellung.

Im Äußeren präsentiert die Njonja alle denkbaren Formen; sie wird größer, aber zugleich auch plumper und grobkörniger als die kleine schmiegsame und biegsame Javanin; andererseits erreicht sie nicht den junonischen Wuchs jugendlicher Holländerinnen, aber auch nicht das Embonpoint älterer „Mevrouwen". Ungeachtet der ölig glatten Haut und leicht nußbraunen, an die javanischen Vorfahren erinnernden Hautfarbe, sind ihre Züge oft von exquisiter Schönheit. In geistiger Hinsicht und im Charakter nähert sie sich mehr den in Indien lebenden Holländern als den Javanen. Von wundervoller Beschaffenheit ist fast immer das sehr reichliche, weiche schwarze Haupthaar, das auch viel gepflegt wird. Übrigens sind auch eine rein weiße, zarte Haut, dazu blaue Augen und blondes Haar, nicht ungewöhnlich. Die Geschmeidigkeit des Körpers, dessen einzelne Glieder nahezu so gelenkig sind wie bei den Javanen, ist hervorragend. Hände und Füße sind klein; die Zähne in dem sehr begehrlichen, sinnlichen Munde von tadelloser Weißheit.

Im Verkehr hat es der Europäer nicht leicht mit den Njonjas. Ihre Empfindsamkeit ist äußerst groß. Leicht fühlen sie sich, wie man sagt, „auf die Füße getreten".

Dafür aber ermangeln sie der schwerfälligen Reserviertheit und Steifheit der Holländer; vielmehr sind sie vertraulicher und zugleich noch neugieriger und klatschsüchtiger als diese. Auch viele gute Eigenschaften haften an ihnen: die Liebe zu ihren Kindern, die gute fürsorgliche Behandlung ihrer Dienerschaft, Gastfreundlichkeit und reges Interesse für Kultur.

In Ostasien ist die Eurasierin, wie gesagt, verhältnismäßig selten. In Japan ist sie zuweilen zierlich wie die Japanerin, häufig aber auch eine schlanke, stattliche Erscheinung. Die Gesichtsform ist stets länglich, Haut und Farbe erinnern an die Japaner; unverkennbar aber ist die japanische Eurasierin an den Augen, denen eine leichte Geschlitztheit und die Mongolenfalte mindestens als Rudiment nie mangeln. Das Haar ist schwarz und von wundervoller Beschaffenheit, die Brüste sind kräftig. Sie ist oft eine uns warm und sympathisch berührende Person, kulturbedürftig

Abb. 786a.
Britisch-Chinesisches Mischblut.

Abb. 786b. Japanisches Halbblut
(von europäischem Vater).

und wohlerzogen, gleicht aber alles in allem mehr der Japanerin als der Europäerin. Ihre gesellschaftliche Stellung hängt von der Legitimität der Ehe ihrer Eltern und deren gesellschaftlichem Rang ab. In Japan begegnet man auch hin und wieder der Vermischung japanischer Männer mit Europäerinnen. In diesem Falle werden die Männer ausschließlich offizielle, und zwar meistens hohe Stellungen einnehmen.

Auch in China findet sich dieses Verhältnis. In den meisten Fällen handelt es sich um Ehen, die ein in Europa studierender oder amtierender Asiate mit naiven, „nichts ahnenden" jungen Damen Europas eingegangen ist. Nur in den seltensten Fällen (mir ist kein einziger bekannt geworden) dürfte sich eine in Asien zufällig

Underwood & Underwood phot.

Abb. 787. Kreolinnen (spanisch-tagalisches Mischblut) von den Philippinen.

wohnhafte Europäerin entschließen, einen Ostasiaten zu heiraten.

Mit wenigen Ausnahmen, die man an den Fingern abzählen kann, sind diese Ehen unglücklich. Der Asiate, wie sehr er sich auch in Europa auf den kultivierten Europäer herausgespielt haben mag, wird in der Heimat über kurz oder lang wieder Vollblutasiate. Handelt es sich um einen Japaner, so wird er — es sei denn, daß er sich in einer hohen öffentlichen Stellung befindet —, bald den europäischen Rock ausziehen und den einheimischen mit den Windmühlenflügeln anlegen. In kurzem sippt er, mit gekreuzten Beinen am Boden kauernd, seinen Tee, und überläßt der weißen Gemahlin den Aufenthalt in den europäischen Zimmern. Bald sieht sich die Unglückliche mißachtet, und mehr noch: irgendwie erfährt sie, daß ihr Gatte an gewissen Landsmänninnen heimliches Gefallen findet und ihnen unerlaubte Aufmerksamkeiten erweist. Zu spät bereut die Europäerin den unseligen Schritt, der sie an die Seite des mongolischen Mannes geführt hat. Sie vergeht vor Sehnsucht nach der fernen Heimat, und bei allem Unglück findet sie nicht einmal Trost bei ihren weißen Landsleuten; denn niemand von ihnen verkehrt mit einer Europäerin, die sich einem asiatischen Manne in untergeordneter Stellung vermählt hat. In glücklichen Fällen gelingt es den Frauen ihrem Herrn und Barbaren zu entlaufen. Aber vergebens suchen sie Hilfe bei den europäischen Konsuln; denn die Konsulate vermögen nur dann zu helfen bzw. die Ehen zu scheiden, wenn der männliche Teil einer europäischen Nationalität angehört.

Abb. 788. In Indien geborene Britin.

Europa.

Europa ist im wesentlichen die Heimat der großen Mittelländischen Rasse, und zwar sind es die germanischen, die romanischen und die slawischen Familien dieser Rasse, zu denen noch die Kelten, die Hellenen und die Thrako-Illyrer kommen, die in den verschiedenen Ländern des alten Weltteils ansässig sind.

Alle diese Völker entstammen dem Boden Asiens, den sie in vorgeschichtlichen Zeiten aus Ursachen, die man nur aus Vermutungen kennt, verlassen hatten. Wie schon an andrer Stelle gesagt wurde, waren die Pässe im Kaukasus die großen Tore, durch die sie Europa betraten, daher man diese Völker früher die „kaukasische Rasse" nannte. Man faßt die in Europa lebenden mittelländischen Familien auch unter dem Namen der Indo-Europäer (besser als Indogermanen) zusammen. Ob diese Völker bei ihrem Eintritt auf europäischen Boden noch den homo primogenitus, den Urmenschen Europas, der vielleicht die verschiedenen Eisperioden überdauert hat, angetroffen haben und sich mit ihm vermischten, entzieht sich jeder Kenntnis. Sicher ist, daß ein in einem Winkel Europas, nämlich im Pyrenäengebiet, lebender Volksstamm in keine jener Gruppen unterzubringen ist: die Basken.

Es bewohnen aber noch andere nicht-indoeuropäische Volksstämme, wenn auch nur in verhältnismäßig geringer Zahl, Europa, nämlich die der ural-altaischen Rasse angehörigen Türken, Ungarn und Finnen, zu denen auch noch die Lappen treten. Im Laufe der langen Zeiträume, die diese Völker sich auf europäischem Boden befinden — für die Anwesenheit der Ungarn in Europa z. B. lassen sich mehr als tausend Jahre nachweisen — haben sie aber allmählich so viele Elemente ihrer Nachbarn in sich aufgenommen, daß von einem Rassenabstand zwischen ihnen und den übrigen Europäern nicht gut gesprochen werden kann.

Den Reigen der Europäerinnen möge die germanische Frau eröffnen.

Man teilt die Germanen in die Volksstämme der Deutschen, Niederländer, Skandinavier (Dänen, Norweger, Schweden) und Briten. Betrachten wir zunächst

die deutschen Frauen.

„Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben ..." Nach dem Schillerschen Wort wird der Deutsche handeln müssen, der seine Landsmänninnen kennen lernen will. Er wird die Bekanntschaft fremder Frauen aufsuchen und gelegentlich auch hinhorchen müssen, was sich das Ausland von den deutschen erzählt. Übrigens braucht die deutsche Frau vor dem Urteil des Auslands nicht den Blick zu Boden zu senken, denn überall gibt es Männer, denen das deutsche Weib als das Ideal einer Gattin vorschwebt. Weniger günstig denken ausländische Frauen über ihre deutschen Schwestern. Sie spötteln über diese „Sklavin eines Mannes", die sich für ihn und „seine" Kinder aufreibt und niemals „sich selbst" lebt. Beiläufig ist der deutsche Ehemann überall verschrien als ein schlimmer Haustyrann, der sein armes Weib unterdrückt und seine üblen Launen nur zu gern an ihr ausläßt.

Was wir aus diesen Ansichten des Auslands herausschälen, ist zunächst eine schöne Eigenschaft der deutschen Frau: die Hingabe ihres Lebens zum Wohl der Familie. Vielleicht ist es sogar die beste ihrer Eigenschaften. Alle ihre Gedanken vereinigen sich in dem einen, den Gatten glücklich und zufrieden zu machen und, vielleicht mehr noch, ihre Kinder zu brauchbaren Menschen zu erziehen. Für solche Ziele wird die deutsche Frau das Wohl ihrer eigenen Person zehnmal hintan setzen, und sicher faßt sie dabei ihre Handlungsweise nicht als einen Zwang, sondern als eine freudige, von der Liebe getragene Pflicht auf. Wieviel bei diesem aufopfernden Leben dennoch auf den Druck des Mannes zu setzen ist, wollen wir nicht untersuchen. Zu leugnen ist nicht, daß gewöhnlich der deutsche Ehemann von den ihm „traditionsmäßig" zukommenden Rechten einen ausgiebigen Gebrauch macht, indem er von seinem Weib eine absolute Unterwerfung unter die Herrschaft seines Willens verlangt.

Weiter hört man an der Deutschen die Tiefe ihrer Liebe, ihre Treue und besonders ihre Bildung rühmen, in der sie an erster Stelle unter allen Frauen genannt wird. Mag ihr Liebesleben auch weniger leidenschaftlich als das der Südländerin sein, so ist es doch, wie gesagt, tiefer, inniger, andauernder. Während die Liebe der Romanin

Abb. 789. Deutsche Frau.
(Vermutlich fremdrassige Beimischung.)

Abb. 790. Typus einer schönen deutschen Frau.

plötzlich aufwallt zu hell lodernden Flammen, dann aber oft abbricht und verpufft, ist die der Deutschen, um bei unserem Vergleich zu bleiben, gleich einem unter der Oberfläche unmerklich fortglimmenden Brande, der nie verlöscht. Die echte germanische Deutsche hält ihrem Gatten auch Treue durchs Leben. Wenn von den Berlinerinnen der mittleren und unteren Stände öfters das Gegenteil behauptet wird, so liegt dies m. E. an ihrer sehr starken slawischen Vermischung. Der gleiche aus ähnlichen Ursachen sich ergebende Fall trifft auf die deutschen Frauen Österreichs zu.

Einen Weltnamen hat das deutsche Weib als Hausfrau. Ob sie aber nicht höher stände, wäre sie ein klein wenig weniger — Hausfrau? Die Ansichten sind darüber geteilt. Eine, die etwas davon wissen sollte, Frau Hedwig Dohm, äußert sich wie folgt:

„Die gerühmte Sparsamkeit ist sehr fadenscheinig. In der, wie wir meinen, so wohl dotierten Speisekammer der deutschen Hausfrau liegen die kümmerlichen Reste vertilgter Herrlichkeiten, die sie um keinen Preis opfern möchte. Es gibt keinen Abfall, keinen Knochen, kein Fell, dessen Existenz sie nicht mit Befriedigung erfüllte. Nur eine deutsche Hausfrau versteht die Kunst, den Schinken oder die Wurst durch Plattdrücken in die Länge und Breite zu ziehen, nur sie liefert Miniaturzuckerstückchen, vor denen jede anständige Tasse Tee oder Kaffee erröten müßte." Weiter wird uns gesagt, daß die Hausfrau nichts weniger als gastfreundlich sei, und daß sie einen besonderen Widerwillen gegen improvisierte Besuche hätte. „Erscheinst du gegen abend als unerwartete Visite, so sitzt sie wie auf Kohlen. Sie sieht heimlich alle fünf Minuten nach der Uhr, und die Sorge, du könntest zu Abend bleiben, zehrt an ihrem Herzen, und während du mit ihr

Ernst Schneider, Berlin phot.

Abb. 791. Vornehme Berlinerin in Gesellschaftstoilette.

von den Goethebüsten oder Parlamentsgebäuden plauderst, setzt sie ihre Seele mit der Speisekammer in Rapport."

Auf die Sauberkeit ihres Haushalts legt die Deutsche großen Wert. Man findet im allgemeinen, daß sie dabei den richtigen, wünschenswerten Standpunkt einnimmt. Sie ist in dieser Hinsicht der Engländerin unendlich überlegen, während sie andererseits nicht übertreibt und des Guten zuviel tut, wie die Holländerin. Dafür aber übertrifft die Britin die Deutsche in der Pflege des eignen Körpers, im Baden, Wechseln der Wäsche, des Bettzeugs usw.

Rühmt man den Verstand und die Bildung der Deutschen, so wird sie in der praktischen Anwendung ihrer Wissens doch von der smarten Amerikanerin übertroffen, die ihr auch, ebenso wie die Engländerin, in der Selbständigkeit im Handeln überlegen ist. Ihrem Geist fehlt außerdem, wenn wir von der Berlinerin und Wienerin absehen, meistens Esprit und Witz. In der Frühreife des Geistes geht ihr die Südeuropäerin und besonders die Südamerikanerin voran. Mit Ausschluß der Frauen Oberbayerns und Österreichs ist die Deutsche weniger lebhaft als die Französin und alle Südeuropäerinnen. Kunstsinn und Kunstpflege stehen auf hoher Stufe, obschon man sich — die Musik ausgenommen — nie des Eindrucks wird entschlagen können, als sei der Kunstsinn bei dem deutschen Volk immer etwas Erworbenes, mit Mühe Errungenes, das nur in den besseren Kreisen anzutreffen ist, zum Unterschied von den Romanen, bei denen ein künstlerischer Geschmack schon in den schlichtesten Kreisen des Volkes als angeborener Besitz erscheint.

Abb. 792. Deutsche Frau.

R. Krziwanek phot.

Abb. 793. Eine Sächsin, reiner veredelter Typus.

Die Kleidung unserer Frauen ist der erste wunde Punkt, den zu erörtern eine peinliche Pflicht gebietet. Zwar braucht man nicht mit dem Urteil so vieler Ausländer übereinzustimmen, bei denen es festzustehen scheint, daß die Deutsche sich nicht zu kleiden versteht; aber — etwas Wahres ist offenbar daran. Es ist bedauerlich, wie wenig Wert sie im allgemeinen auf ihre Kleidung legt, und daß sie selbst

Ernst Schneider, Berlin phot.

Abb. 794. Vornehme Berlinerin.

bei gutem Willen häufig des guten Geschmacks ermangelt. Es hapert an dem Sinn für Farben und Farbenzusammenstellung, wie auch für schöne Linien. Alle Romaninnen übertreffen hierin unsere Landsmänninnen. Einem verhältnismäßig guten Geschmack begegnet man meistens bei den Frauen der wohlhabenderen Klassen in Frankfurt a. M. und in Wien; aber auch hier, finde ich, sind die Frauen und Mädchen der untergeordneteren Stände so wenig geschmackvoll wie in andern deutschen Orten gekleidet. Die Reichshauptstadt, die auf allen geistigen Gebieten den Residenz- und Provinzstädten so weit voraus ist, zeigt sich arg vernachlässigt in der Toilettenkunst ihrer Frauen. Es kommt der Berlinerin durchaus nicht darauf an, im Theater oder im Konzert in einer Bluse zu erscheinen; die Frankfurterin dagegen findet mit richtigem Geschmack, daß geistiger Genuß keineswegs beeinträchtigt wird, wenn man sich in einem gut sitzenden und eleganten Kostümkleid präsentiert. Verlassen wir nun dieses Thema, bei dem es nur ankam, die große Masse, die Durchschnittsdeutsche zu kennzeichnen. Übrigens scheint sich überall ein besserer Geschmack zu entwickeln, und daß die vornehme Gesellschaft, die Zeit und Mittel besitzt, sowie die Adressen berühmter Modewarenhäuser kennt, sich längst geschmackvoll zu kleiden weiß, versteht sich von selbst.

Es lassen sich für eine ethnographische Einteilung der deutschen Frauen drei Gruppen aufstellen. Zu der ersten rechne ich die Bewohner

Abb. 795. Deutsche Frau, vermutlich von slawischer Beimischung.

Abb. 796. Aktstudie einer Berlinerin.

des größten Teiles des Reichsgebietes, also von den Friesen und Ostpreußen südwärts bis nach Schwaben und der deutschen Schweiz, und vom Rhein bis zur Ostgrenze von Schlesien. In dieser Gruppe können wir etwa die Münchnerin als einen Übergangstypus zu den beiden nächsten ansehen. Von diesen bewohnt die eine das Gebiet von der Salzach ostwärts über Linz und Wien bis zur Leitha und darüber hinaus bis in das Herz Ungarns; es sind also hauptsächlich die Frauen Ober- und Niederösterreichs, die hierher gehören. Als dritte Gruppe wären zu nennen die Frauen von Oberbayern und dem deutschsprechenden Tirol. Rein germanischen Typen wird man

Abb. 797. Berlinerin in Toilette.
Dieselbe wie oben.

kaum irgendwo begegnen. Bei den Reichsdeutschen, besonders in Preußen und zumal östlich von der Elbe hat eine intensive Vermischung mit slawischem Blut stattgefunden, bei den anderen mit keltischen, romanischen und italischen, sowie südslawischen Elementen. Das Prädikat „schön" versagt leider das gesamte Ausland der deutschen Frau; man behauptet, die schöne Deutsche nur in einzelnen Individuen anzutreffen. Man bemängelt ihre Figur, die breite Hüfte, die Starknochigkeit und die selten fein geschnittenen Züge des Gesichts. Der Italo-Franzose Vignola schreibt über die Norddeutsche: „Große Füße, lange Arme, große Ohren, starke Hüfte, Eleganz ist

nicht ihre Sache." Von der Süddeutschen sagt er, daß der Gretchentypus die Ausnahme bildet; „eine schöne Jungfrau mit starken Hüften, mit prächtigem Halse, soliden Füßen, kräftigen Händen; ihr Teint frisch wie die Rose, ihre Augen blau, ihr langes, geflochtenes Haar goldig schimmernd wie das Korn zur Erntezeit."

Neue Photogr. Ges., Berlin-Steglitz.

Abb. 798. 18jährige Berlinerin.
Niedersächsischer Typus.

In Sachsen, wo sich die meisten Flachsköpfe befinden, die, wie Annette von Droste-Hülshoff sagt, „vor Blondheit nicht grau werden können", sowie in Hannover und im nordwestlichen Deutschland finden sich noch am meisten jene Typen, die man nach ihren Gesichtszügen als unverfälschte Germanen ansprechen könnte. Helles, blondes Haar und blaue Augen findet man in Schleswig-Holstein und Oldenburg 43%, in Hannover und Braunschweig 41%, in Mitteldeutschland 30%, in Süddeutschland 18—20% und beiläufig in der Schweiz (wobei wohl die romanischen Landesteile mitgezählt sind) 11%. Der Wuchs der Frauen im nordwestlichen Deutschland ist mäßig schlank, das Gesicht schmal. Deutsche Art wird in diesen Gauen am reinsten präsentiert. Während die Städte auf der Höhe der Zeit stehen, finden sich auf dem Lande meistens noch veraltete Sitten und Gebräuche. Das Verhältnis zwischen dem feudalen Landadel in Mecklenburg, besonders Strelitz und seinen Bauern, zwischen dem „Junker" und seinem „Gesinde" ist nichts weniger als rühmlich für deutsche Kultur.

Vom nördlichen Deutschland erzählt Dr. Goldschmidt: „Die Schönheit und Jugendfrische der ärmeren jungen Leute im nordwestlichen Deutschland ist leider meist eine kurze; sie überdauert die Kinderjahre nicht sehr lange Zeit. Die schwere Arbeit bei noch nicht voll entwickeltem Körper nimmt zu leicht die Fülle, die zur Schönheit nötig ist, sie schafft frühzeitig Falten des Gesichts, Steifheit und eckige Formen des Körpers. Oft habe ich schon eine Mutter, die mir ein Kind zeigte, für die Großmutter desselben gehalten."

Die Sächsin gilt allgemein als die schönste aller Norddeutschen; sie ist wohl auch die intelligenteste und hat von allen das spitzeste Züngchen. In Ostpreußen sind schwarze Haare und runde Köpfe in der

Abb. 799. Junge Berlinerin.
(Slawiſche Miſchung.)

Mehrheit. Die Königsbergerin darf als der Typus dieſer Provinz gelten. Sie iſt die formellſte aller deutſchen Frauen, achtet ſehr auf die Regeln des Anſtands und der Etikette; ſie hat recht viel Bildung, obſchon meiſt etwas weniger, als ſie ſelbſt glaubt. Von Sokrates hat ſie zwar nicht die Weisheit, wohl aber einige Eigenſchaften, die der Gattin des alten Philoſophen angedichtet werden. An die Römer erinnert ihr nil admirari, und ihr Blut — an das der Fiſche.

„In der Oberpfalz", erzählt Ploß, „iſt das weibliche Geſchlecht faſt durchaus in gleicher Größe mit der männlichen Bevölkerung, und es beſtätigt ſich hier die Erfahrung, die bei allen minder gebildeten Volksſtämmen ſich wiederholt, daß, wie das Weib in allen Beſchäftigungen die Gehilfin des Mannes iſt, wie ſtellvertretend das Weib des Mannes, ſo auch der Mann des Weibes Arbeit verrichtet, auch in der äußeren Erſcheinung das Weib die harten Züge des Mannes annimmt." — So ſchreibt Dr. Brenner-Schaeffer: „Das aufblühende Mädchen iſt nur in der erſten Jugend hübſch, dann treten die Formen gröber und maſſenhafter hervor, und nach wenig Wochenbetten hat das kurz zuvor noch blühende Weib das Ausſehen einer Matrone."

Auf die Körperpflege wird bei der deutſchen Landbevölkerung nirgends Wert gelegt, die Schmuckheit der Tracht, die ja

Abb. 800. Berlinerin bei der Toilette.

Abb. 801. Aktstudie einer Berlinerin.
(Dieselbe wie Abb. 800.)

oft ganz originell ist, gilt ihr mehr, als die gute Gestalt des Körpers. Zum Teil ist aber die Tracht dem Körper unmittelbar schädlich, so in Oberschwaben, wo ein sonderbares Einschnüren die Brüste völlig entarten läßt. Im Elsaß unterscheidet man zwei Typen, einen blonden schwäbischen und einen brünetten mit klugen, schwarzen Äuglein, gallischen Ursprungs. Die Elsässerin ist stets heiter, schalkhaft witzig und jederzeit zu Scherzen und Neckereien aufgelegt. Im Benehmen und in der Unterhaltung ist sie frei. Ihre Moral wird

Abb. 802. Junge Berlinerin.
(Polnische Mischung.)

von philiströsen Beurteilern wenig hoch gewertet. Sie liebt sich zu putzen und zu schmücken, hat aber ihre größte Freude am Gesang. Im Unterelsaß finden sich sittenstrengere Gebräuche als im flotten Straßburg. Die Schwäbinnen sind den Elsässerinnen nicht unähnlich. Mehr blond, weniger leidenschaftlich, aber von gleicher Lust und frohem Sinn. Von der Alamannin, der deutschen Schweizerin, wird in einem besonderen Kapitel die Rede sein.

Die Gegend um München schlägt gleichsam die Brücke zu den zwei andern Gruppen.

Ernst Schneider, Berlin phot.

Sächsin mit slavischem (vermutlich tschechischem) Einschlag.

In ihrer leichten Lebensart und ihrem verminderten Interesse für den Haushalt, ihrer Vergnügungssucht und einem gewissen Hang zur Bohème ist die Münchnerin der Wienerin verwandt; doch so wenig ihr Äußeres der fein gegliederten Wienerin gleicht, so wenig hat sie auch deren Geschmack und Kultur. Sie liebt das Wirtshaus, in dem sie mit den Ihrigen ganze Stunden verbringt, das Bier, den Tanz, kleidet sich mittelmäßig, hat nicht viel übrig für Ordnung und Sauberkeit und im ganzen wenig Verständnis für Kunst und die Finessen des Lebens. In der berühmten Kunststadt an der Isar sind die Künstler und ihr Publikum in der großen Mehrzahl Fremde.

Schwarzes Haar, dunkle Augen und runde Köpfe sind typisch für die Münchnerinnen, und sind es ebenso für die Frauen Oberbayerns

Abb. 803. Vornehme Berlinerin.

M. Ausländer phot.

Abb. 804. Eine Schlesierin.

und Tirols. Nur finde ich, daß bei den Diarndln des Hochgebirges die Züge merkwürdig feiner und hübscher geschnitten sind als bei denen der Ebene, während man sonst die entgegengesetzte Beobachtung macht. An Temperament, Lebenslust und unermüdlicher Vergnügungssucht übertrifft die Älplerin alle deutschen Stämme. Bigotterie und ein enger Horizont, ohne Pfiffigkeit auszuschließen, sind ihre weniger erfreulichen Eigenschaften. Von ihrem Vergnügen an sinnlichen Genüssen macht sie kein Hehl. Bei der Tirolerin werden die Brüste in ein festes Mieder gezwängt, das Ploß einen Stahlpanzer nennt; die voll entwickelten Brüste gelten ihren Männern nicht als Zierde. Die Folge ist Atrophie der Brüste. Von der österreichischen Gruppe deutscher Frauen greife ich eine heraus: die Wienerin. Vielleicht ist ihr germanisches Blut am meisten mit fremdlän-

Ernst Schneider, Berlin phot.

Abb. 805. Gruppe junger deutscher Mädchen.

dischen Tropfen „verschnitten". Ob sie trotzdem — oder gerade deswegen? — als ein veredelter Typus des Deutschtums gelten darf, lassen wir dahingestellt. Übrigens möchte ich behaupten, daß ihr innerer Wert der idealen Erscheinung und den Allüren nicht ganz entspricht. Äußerlich ist sie die graziöseste, beweglichste, temperamentvollste und rassigste aller Deutschen. Ihre oft schönen Züge entbehren nicht feiner Linien und pikanter Reize. Sie ist intelligent, nicht ohne Witz, hat das Köpfchen stets voller Flausen, ist nicht so philiströs, um es mit der Treue gar zu streng zu nehmen, liebt mit warmem Herzen öfters nach dem Grundsatz variatio delectat, ist über alle Maßen genußsüchtig, schwärmt für Musik und Tanz, Oberleutnants und Schlagobers.

Sie selbst gibt zu, daß, wie es in einem Volkslied so naiv heißt, „so a biss'l Falschheit alleweil dabei" ist. Immerhin möchte ich glauben, daß, täte man ihre „Herzigkeit" auf eine Wagschale und das „biss'l Falschheit" auf die andere, doch die erstere sich tiefer neigen würde. Prüderie hält unsere herzige Weanerin für einen Mangel an Kultur. In dieser Hinsicht gehen die Töchter der Gebirgsländer von Kärnten, Steiermark und Slawonien allerdings noch viel weiter, nur daß sie nicht immer wissen, was Kultur ist. K. Abamm nennt im „Globus" die Slawonierin (die deutsche wie die slawische) „grundverdorben". Sie gibt sich dem hin, der ihr klingende Münze oder bunte Lappen reicht, zuweilen auch umsonst. Den Bräutigam kümmert es

Abb. 806. Aktaufnahme von einer jugendlichen Deutschen.

wenig, ob seine Braut vielleicht wie eine Karte durch hundert Hände gegangen ist. Ihre Lieder enthalten schamloseste Texte. In Kärnten scheint es noch schlimmer zu sein. Wir hören von „ärgster Zuchtlosigkeit der Jugend". Die unehelichen Geburten bildeten 1898 fast die Hälfte aller Geburten. Ja, im Gurktal ist die Zahl der unehelichen Kinder doppelt so groß wie die der ehelichen. Wenn aber im tiroler Pustertale weniger unehelich geboren wird als in Kärnten, so könnten die „alten Kräuterweiber" darüber Auskunft geben. Auch bei verschiedenen unter den Slowaken wohnenden deutschen Stämmen herrscht moralischer Tiefstand, so z. B. bei den „Münnichwiesern", während andere, wie die „Krickehäuer" eine seltene Reinheit der Sitten bewahrt haben sollen.

Von den Älplerinnen wohnen die schönsten im Zillertal, um Meran und in der Gegend von Aussee. Es sind kräftige, untersetzte, zuweilen auch hohe, grobknochige Frauengestalten. Sie verblühen schnell; denn frühzeitig haben sie viel Arbeit im Haus und auf dem Acker und müssen Lasten stundenweit bergauf, bergab schleppen. Leider verunstaltet sie öfters der Kropf; auch weibliche Kretinen sind häufig, besonders im Paltental, in Obersteiermark sowie im Ennstal.

Weit entfernt von deutschen Stämmen wohnt die „Sächsin" in Siebenbürgen unter Magyaren und Romanen. Mit dem sechsten Jahre beginnt ihre Schulzeit, mit dem vollendeten vierzehnten das „Leben". Für Liebe ist sie bald empfänglich. Sie bekundet öffentlich, welchem Burschen ihr Herz und ihre Hand gehören soll, indem sie ihm beim Heimfahren des Weizens und des Heues hilft. Schnell erfolgt die Verlobung, wenn nicht die rauhe Hand des Vaters dazwischen fährt und ihr einen andern, reicheren Freier aufzwingt. Kein Wunder, daß die Ehen nicht immer glücklich sind, und daß oft Scheidungen wegen geringfügiger Ursachen stattfinden.

Von den Karpathen bis zur Spree ist ein weiter Weg. Aber ich möchte das Kapitel nicht schließen, ohne der

M. Krziwanek phot.

Abb. 807. Mecklenburgerin.

Abb. 808. Vierländerinnen.

Frauen der Reichshauptstadt ausführlicher als bisher geschah, gedacht zu haben. Die Berlinerin hatte bis vor kurzem noch zu leiden unter dem wenig vorteilhaften Renommee, das — seien wir aufrichtig — „er", der Berliner in der Welt genießt. Es kann hier nicht der Ort sein, zu untersuchen, wie weit dieses Renommee gerechtfertigt ist. Endlich aber scheint man den Irrtum erkannt zu haben, und nun ertönt von allen Seiten das hohe Lied — von der Berlinerin. Man hat beobachtet, daß draußen in der Welt, wo der Berliner sich berechtigt glaubt, das große Wort zu führen, seine Frau und seine Töchter nicht mehr als andere Frauen reden, ja, vielleicht sich einer besonderen Zurückhaltung befleißigen. Die Bescheidenheit der Berlinerin ist in der Tat ihre größte Zier; sie, die mehr gesehen, mehr gehört, mehr erfahren hat als alle Frauen deutscher Provinzen, die alle an Intelligenz, an Bildung und Kunstsinn überragt, ist vielleicht die anspruchsloseste von allen. Große Freundin von Wohlleben und Genüssen, nimmt sie auch das kärgste lächelnd und freundlich hin, wenn nichts Besseres zu haben ist. Sie arbeitet fleißig, denkt nicht wie die Wienerin schon des Montags an den folgenden Sonntag; sie feiert die Feste, wie sie fallen, und gibt es gar keine, so murrt sie auch nicht. All der Reichtum und Luxus, dem sie auf Schritt und Tritt begegnet, rührt sie gar nicht und läßt keinen unerfüllbaren Wunsch in ihr laut werden. Indem ich ihre Zurückhaltung rühme, soll damit aber nicht gesagt werden, daß sie das Mündchen nicht auf dem rechten Fleck hätte. Im Gegenteil, sie bleibt nie eine Antwort schuldig, und unter Umständen zeigt sie dabei eine Schlagfertigkeit, einen Mutterwitz, um den sie alle ihre deutschen Schwestern beneiden könnten. Ihre Moral, zumal in den unteren Ständen

G. Bodemann, Osnabrück phot.

Abb. 809. Dorfmädchen aus der Osnabrücker Gegend auf dem Kirchgange.

Abb. 810. Rheinländerin.

hat von jeher ein leichtes Schürzlein getragen; am Ende ist sie auch nicht so treu wie das Gretchen im Schwabenlande oder in Thüringen. Sie handelt mehr nach „common-sense“, dessen sich andere deutsche Frauen nicht immer rühmen können. Nüchtern, sogar Materialistin bis zu einem gewissen Grade, schlägt doch ihr Herz warm und enthusiastisch für ideale Dinge. Die zahlreichen Typen der jüngsten Weltstadt hier aufzuzählen, müssen wir uns versagen. Unangenehmere als die sattsam bekannte Zimmervermieterin, die Portiersfrau, die Aufwärterin und die Marktweiber gibt es jedenfalls nicht. Mögen sich andere Städte gratulieren, diese Spezies nicht zu besitzen; vortrefflichere Frauen, als sie so zahlreich die Reichshauptstadt in ihren Mauern birgt, besitzen sie aber auch nicht.

Die Berlinerin ist fast durchweg hübsch, oft sehr hübsch; freilich sind wirkliche Schönheiten, feine und ideal geschnittene Profile gerade so selten wie ausgesprochen häßliche Gesichter. Charakteristisch ist das breite slawische Gesicht mit hellen Augen und mäßig blondem Haar. Die Figur ist mittelmäßig. Ihr Geschmack in der Kleidung ist leider, wie schon festgestellt, keineswegs so entwickelt, wie man es von den Frauen einer Weltstadt erwarten darf.

Ziehen wir alle unsere Betrachtungen zusammen, so darf der Deutsche wohl mit seinen Frauen zufrieden sein. In vielen Werten übertreffen sie die meisten Frauen anderer Länder, und wenn die Deutsche nicht jedem als „das“ ideale Weib erscheint, so liegt dies nur daran, daß ein Ideal nicht an eine Nation gebunden, sondern immer nur in einzelnen Individuen zu suchen ist.

Abb. 811. Typische brünette Lothringerin.

J. Lowy phot.

Abb. 812. Typus einer deutschen Städterin aus der Moselgegend.

Die Holländerin.

Als die Spanier die Gebieter der unglücklichen Niederlande waren, müssen ihnen die Frauen des Landes einen großen Eindruck gemacht haben; denn noch heute, wenn ein Spanier eine herrliche Frauenerscheinung schildern will, ruft er enthusiastisch aus: una Flamenca! Das sind zweifellos jene prächtigen germanischen Frauengestalten gewesen, an denen die Niederlande noch heute besonders in Seeland und Friesland so reich sind, Frauen von schlankem Wuchs und gleichzeitig schöner Fülle, von ebenmäßigen Zügen, hellblondem Haar und hellem Auge. Leider aber sind nicht alle Holländerinnen Flamencas, ja, die dralle Taille und die Fleischfülle, die sich selbst bei den in der Jugend anmutigen Gestalten im Alter einstellt, scheint so zu überwiegen, daß man im Ausland nur die „plumpe Holländerin" kennen will. Aber wie schön und wie weiß ist ihre Haut, welche lebensfrische Röte strahlt von ihren Wangen! Neben den Blondinen finden sich wohl nicht ganz so zahlreich die Brünetten, Frauen von dunklem, kastanienbraunem Haar und dunklen, klugen Augen, meist von schmächtiger Gestalt, in ihrem Wesen jedoch durchaus „holländisch". Meines Erachtens sind sie erst seit der spanischen Invasion im Lande; denn aus der Zeit der großen Maler vor dem 16. Jahrhundert kennen wir wenige brünette Typen. Man wird jedenfalls nicht fehlgehen in der Annahme, daß in den meisten Brünetten spanisches Blut fließt, zuweilen aber auch — das Blut der malaiischen Rasse; worüber diejenigen Auskunft geben können, die mit der Kolonisierung der indischen Besitzungen vertraut sind.

Von den germanischen Frauen gleicht die Holländerin am meisten der deutschen. Doch ist sie freieren Wesens und, wo sie einmal bekannt ist, vertrauter, intimer als die Deutsche. Ungebundenheit ist ein wesentlicher Zug im Charakter des holländischen Volkes, ein Zug, der bei den niederen Ständen, mitunter aber auch bei den höheren, bis zu Rüpelhaftigkeit ausartet. Man schaue nur auf diese Züge von fünf, sechs und acht jungen Burschen und Mädchen, die, „bras sus — bras sous", auf ihrem Spaziergang ungeniert die ganze Breite

Abb. 813. Junge Elsässerin.

der Straße einnehmen. Wie sie sich dabei laut unterhalten, ihre Glossen machen über andere Spaziergänger! Zu jeder Tag- und Nachtzeit wird gesungen und gelärmt, ohne daß, wie in unserm gesegneten Deutschland, ein nie fehlender Büttel es für nötig hält, einzuschreiten. Und wie wissen diese jungen „Meisjes" zu lachen! Welch herrliches weißes Gebiß zeigen sie uns, wenn sie dabei ihren kräftig sinnlichen Mund öffnen! Man glaube aber nicht, daß mit dieser Ungebundenheit zugleich ein Generalverzicht auf alles Formelle verbunden ist. Beileibe nicht! Ich kenne im Gegenteil kein anderes Volk, das die Beobachtung von Etikette und Anstandsregeln bei dem lieben Nächsten für notwendiger hält und unbarmherziger jeden Verstoß kritisiert, als die Holländer. Kein Wunder, daß die Blume des Klatsches sich in den Niederlanden noch zu herrlicherer Blüte entfaltet als alle Tulpen von Harlem. Und neben dem Klatsch dessen Schwester, die Neugier. Wer daran zweifelt, daß die Holländerinnen maßlos neugierig sind, der zähle einmal die kleinen Doppelspiegel am Fensterkreuz der Wohnungen, die den Insassen gestatten, ohne selbst gesehen zu werden, jeden Passanten zu erblicken; er wird das Zählen bald aufgeben. Oder ist es etwas anders als Neugier, wenn in verdunkelten Vorräumen von Restaurants, hart an der Straße, ein Publikum, selbst ungesehen, den Strom der Passanten im hellsten Straßenlichte beobachtet?

Abb. 814. Süddeutscher Typus.

Abb. 815. Eine Hessin. E. Fleck phot.

Eine lobenswerte Eigenschaft der Holländerin ist ihre Sauberkeit. Diese blitzsauberen Städte und Dörfer mit ihren blank gescheuerten Straßen, den abgewaschenen Hausfronten, mit den breiten Fenstern, die blinkender als anderswo scheinen, sind ja weltbekannt. Aber auch für das Innere ihres Hauses zeigt die Hausfrau eine Peinlichkeit, die fast krankhaft wirkt. Die Häuslichkeit ist gediegen und je nach den Verhältnissen auch geschmackvoll und reich ausgestattet. Man gewinnt den Eindruck, als ob der Holländer gern innerhalb seiner vier Wände weilt,

Abb. 816. Schwarzwälderinnen aus dem Elztal in Baden.

was bei dem feuchten und nebligen Klima des Landes, das, wie de Amicis sagt, „die Menschen ins Meer hineingebaut haben", ganz begreiflich ist. Peinlich ist es hinzufügen zu müssen, daß die Sauberkeit der Umgebung zu der des eigenen Körpers nicht im richtigen Verhältnis steht. Die Holländerin ist keineswegs sauberer, badet keineswegs öfter als die Deutsche und das will nicht viel sagen. Wie anders die Engländerin!

Die Holländerin ist eine gute, fürsorgliche Mutter und treue Gattin. Was das Moralische betrifft, so dürften sich Holländerin und Deutsche ungefähr gleich stehen. Die niedere Moral der unteren Klassen Jan Hagels (des Jauhagels, sagt man im Deutschen), die sich gleich Sumpfgewächsen bei Gelegenheit der Kirmes, jener Volksmärkte, die zum Glück immer seltner werden, ausbreiten, berechtigt nicht zu verallgemeinernden Schlüssen. Puritanische Sittenstrenge darf man in der oberen Gesellschaftsschicht im Haag, der Stadt der Rentiers und pensionierten Beamten, so wenig suchen, wie in andern Haupt- und Residenzstädten. Man sagt in Holland Amsterdam eine deutsche, Rotterdam eine englische und dem Haag eine französische Tendenz nach. Ich bringe nun diesen „Tendenzen" der beiden ersten genügendes Verständnis entgegen, nicht aber der Französelei der Bewohner des Haags. Die Holländerin hat nichts, auch rein gar nichts von der Französin an sich. Ihre Unterhaltung, ihre Manieren und Gewohnheiten, ihre Kleidung, alles ist grundholländisch, „schwer" möchte ich es mit einem Wort bezeichnen gegenüber der französischen Leichtigkeit. Der Franzose dankt der Haagerin auch wenig kavaliermäßig ihre Zuneigung; er nennt die Tochter der Niederlande „la vache habillée".

Damit kommen wir auf die Kleidung zu

Ernst Schneider, Berlin phot.

Eine deutsche Schönheit von brünettem Typus.

sprechen. Sie ist bei den unteren Ständen schlampig und geschmacklos, und in den bürgerlichen Kreisen durchaus schlicht, aber gut. Die vornehme Gesellschaft weiß sich allerdings mit Geschmack und bei Gelegenheit auch reich und elegant zu kleiden; oft genug aber ist das Kostüm nicht der Figur angemessen, von der wir schon sagten, daß sie durchschnittlich plump ist und also auch durch die elegantesten Trachten nicht zierlicher gemacht werden kann.

Ich kenne in der Weltgeschichte keinen ergreifenderen Abschnitt als jene Zeit, da der spanische Feind das Land umkrallt hielt, als es täglich hieß „Holland in Nood". Von dem Geist und Heldenmut, der damals das Volk beseelte, bis es ihm endlich gelang, den übermächtigen Feind aus dem Land hinauszuschleudern, ist heute nichts mehr zu merken. Damals entstanden jene herrlichen Volks- und Kriegslieder, die noch heute erhebend wirken; damals lebte jene Schar von Malern, die uns zu allen Zeiten entzücken werden; damals schuf man in den Städten jene charaktervollen Gebäude, die wir noch heute bewundern. Inzwischen sind die Holländer zu einem ziemlich prosaischen Volk geworden, das sich behäbig, phlegmatisch seines Besitzes — vor allem seiner indischen Besitzungen — freut und nüchternen Lebensanschauungen huldigt.

Abb. 817. Schwarzwälderin.

Abb. 818. Österreicherin.
(Charakteristisch für die Mischung von germanischem mit südslawischem, vielleicht auch italienischem Blut.)

Bislang suchte man vergeblich das rastlose, neurasthenische Streben der Deutschen in Holland. Aber es wird doch anders! Schon blüht eine junge Literatur; in der Musik, in der Malerei, im Schauspiel, überall regt es sich und knospt es — auch unsere Flamenca tut wacker mit. Wünschen wir ihr reichlichen Erfolg und rufen wir ihr zu: Oranien altijd boven!

Die Frauen Skandinaviens.

Auch in Skandinavien findet sich kein reines Germanentum. In einer Landschaft Schwedens, deren Einwohner man für verhältnismäßig unvermischt hielt, zählte man nur 2% Schädel, die denen der alten Germanen völlig glichen.

Abb. 819. Eine Oberösterreicherin.
Pfälzischer Stadttypus.

blauen Augen und feinen sprechenden Lippen.

Ihre leichte Beweglichkeit, die Grazie und die Höflichkeit aller Schichten des Volkes trugen den Schweden den Namen der „Franzosen des Nordens" ein. Zum Unterschied von diesen ist aber die Grundlage ihres Wesens eine ernste, das Temperament ist kühl und gesetzt; nur bei besondern Gelegenheiten, z. B. bei Festen, wenn die spirituosen Getränke, denen man in Schweden gern huldigt, ihre Wirkung getan haben, mag dieses Temperament aufwallen und uns einen „südländischen Eindruck" vortäuschen. Es ist schwer zu sagen, ob die Schweden die unterhaltsamsten der Nordländer sind, jedenfalls sind ihre Frauen sehr lebhaft, und wenn mehrere von ihnen zusammenkommen, hatte ich öfters die klassische Erinnerung:

Si Maria, Sibilla, Camilla conveniunt,
Sermonem faciunt,
et ab hoc, et ab hac, et ab illa . . . .

Immerhin haben die Germanen die landesgeborenen Völker, die sie bei ihrem Einzug in die Länder des Nordens vorfanden, nämlich die Lappen und Finnen, ziemlich gründlich aufgesogen, so daß man, wenigstens von dem Äußern der Menschen in Skandinavien, zumal in Schweden, stärker den Eindruck von Germanentum empfängt als in Deutschland oder Holland.

Die Schönheit der Schwedinnen ist weit berühmt. Es sind durchschnittlich herrliche, schlanke Gestalten, von feinem Körperbau, schmiegsamer Taille, trotz gutem Knochenbau von zarter Gliederung, schönen, ovalen, häufig recht fein geschnittenen Gesichtern, von schneeweißer Haut mit lebhaft rosigen Wangen, freundlichen hell-

Es ist aber ein Vergnügen, diese klangreichste aller europäischen Sprachen zu hören, wenn man sich erst an das befremdend wirkende „Singen" gewöhnt hat. Männer wie Frauen üben im Verkehr

Abb. 820. Österreicherin.

mit Fremden ausgewählt artige Formen, wie man sie wo anders vergeblich suchen wird. Diese ungewöhnliche Höflichkeit ist wohl die Ursache, daß man die Schweden öfters für nicht ganz aufrichtig hält.

Die Schwedinnen sind nicht wenig vergnügungssüchtig, ohne dabei aber Liebe zur Häuslichkeit auszuschließen. Diese legt reichlich Zeugnis ab von gutem Geschmack und von der Wertschätzung des Komforts. Die Reinlichkeit in der Umgebung entspricht der peinlich hygienischen Pflege des eignen Körpers.

Die schönsten Schwedinnen, vielleicht überhaupt die schönsten Frauen Skandinaviens, sind die Töchter Dalekarliens, die auch für Mutterwitz berühmt sind. Der vielgereiste P. B. du Chaillu sagt von den Dalekarlierinnen in seinem Buche „Im Lande der Mitternachtssonne", daß man zahlreiche stattliche Erscheinungen unter

Eug. Veit, Wien phot.

Abb. 822. Wienerin.
(Germanisch-südslavische Mischung.)

Abb. 821. Österreicherin.
Deutscher Typus aus der Gottschee.

ihnen trifft, darunter viele junge Mädchen, die jene eigenartig schöne, schneeweiße Gesichtsfarbe besitzen, welche an Frische, Reinheit und Durchsichtigkeit in keinem andern Lande ihresgleichen findet: eine in Milch schwimmende Apfelblüte. „Die Schwedinnen allein", sagt du Chaillu, „dürfen sich rühmen, jenen wunderbaren Rosenschimmer zu besitzen, der wie ein matter Anhauch leise und allmählich in das entzückende Weiß der Haut übergeht und ihnen einen so eigenartig wirkenden Reiz verleiht. Vereinigen sich nun — wie bei den Mädchen von Orsa, einer Pfarrei in Dalekarlien — mit so tadellosem Teint tiefblaue Augen, kirschrote Lippen, schöne durch das Kauen des Kada (Fichtenharz) blendend weiß erhaltene Zähne und blondes, seidenweiches Haar, so stellt sich uns ein Bild weiblicher

Schönheit dar, wie man es in solcher Vollendung unter keinem andern Himmelsstriche antrifft."

Indessen traf derselbe Reisende in dem 12—15 Meilen entfernt von Orsa liegenden Elfdal keine einzige hübsche Frau; die vorstehenden Backenknochen, wie die platte, aufgestülpte Nase ließen die halblappische Abstammung erkennen; auch zeigen hier die meisten Frauen kurzen, gedrungenen Körperbau.

Abb. 823. Typus einer deutsch-böhmischen Schönheit.

Dann wieder äußert sich du Chaillu über die Frauen der Provinz Blekinge: „Was der Ruf von der Schönheit der Frauen sagt, fand ich in vollem Maße bestätigt; meine Ankunft erfolgte zur Zeit der Heuernte, und in emsiger Geschäftigkeit sah ich die herrlichen Gestalten sich auf der Wiese umherbewegen; das Wetter war warm, und so trugen die meisten außer dem Hemde, welches eine Schürze um die Taille festhielt, keine weitere Bekleidung. Den Kopf hatten sie malerisch mit einem roten Tuche umwunden, und obgleich das Gesicht vollkommen unbeschützt den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt war, so zeigten doch die meisten Frauen und Mädchen jene blendende Weiße und Zartheit der Gesichtsfarbe, wie sie eben nur schwedischen Schönen eigen zu sein pflegt."

Einen starken Kontrast zu den aristokratischen Schweden bilden die im Grunde ihres Wesens erzdemokratischen Norweger. Sie sind ein kleines Schauspielervölkchen. Man spielt dort gern „Theater", politisch, künstlerisch, in modernen Fragen usw., und versteht die Aufmerksamkeit der Welt auf die Bühne „Norwegen" zu lenken. Auch die Frauen, die sich längst von allen Vorurteilen und Minderrechten, in die männlicher Egoismus die Weiblichkeit gekettet hielt, befreit haben, nehmen an diesem Tun und Treiben reichlichen Anteil. Die Norwegerin steht der Schwedin an Schönheit des Gesichts und der Körperform nach, obschon man in Kristiania eine stattliche Zahl von berückend schönen Frauen treffen kann. Im allgemeinen ist der Körper von ziemlich großer Statur, ein wenig plump und das Gesicht ein wenig karree. Immer aber sind die Weiße der Haut und das lebhafte gesunde Rot der Wangen, sowie das seidenweiche, meist blonde,

doch nicht selten auch dunkle Haar von schöner Wirkung.

In den Äußerungen ihres Temperaments finden sich offenbar keine feinen Abstufungen. Jede Empfindung der Norwegerin erscheint explosiv. Liebt sie, so liebt sie gleich leidenschaftlich, haßt sie, so haßt sie gründlich. Groß ist die Energie und das Bewußtsein ihres Wertes. Das moderne norwegische Weib, das den Frauen des übrigen Europas am liebsten das Banner der Emanzipation vorantragen möchte, hat es durchgesetzt, bei der Trauungsformel selbst zu entscheiden, ob sie dem Gatten „treu und gehorsam" oder nur „treu" sein will. Doch kommt es wenig darauf an; denn in der Ehe tut sie doch — was *sie* will. Neuerdings finden öfters ganz moderne Heiraten statt: Menschen, die sich eben erst kennen gelernt, und Wohlgefallen aneinander gefunden haben, heiraten sich ebenso plötzlich, ohne vorhergehende Verlobung, ja, häufig auch ohne Trauung. Sie verkünden ihren an solche Überraschungen längst gewöhnten Mitmenschen, daß sie beschlossen hätten, einander als Mann und Frau zu gehören und damit basta.

Abb. 824. Wiener Schönheit.

R. Krziwanek, Wien phot.

Abb. 825. Typische Wienerin.

Die Norwegerin ist der Schwedin weit an Bildung überlegen. In der Tat zählt man die Norwegerinnen zu den unterrichtetsten Frauen Europas. Doch läßt man sich öfters bei uns über ihre Urteilsfähigkeit täuschen. Man übersieht, daß diese Frauen, die in ihrem norwegischen Vaterlande doch nur an der Peripherie der Kulturzone leben, ihr Wissen nur aus Büchern und Zeitungen geschöpft haben. Gesehen und selbst erlebt haben sie gar wenig. Die meisten haben ihre enge Berg- und Fjordheimat nie verlassen können.

Die Norwegerin ist im allgemeinen ernster Natur und ziemlich schweigsam.

M. Krziwanek, Wien phot.

Abb. 826. Wiener Schönheit italienischer Abkunft.

Man hält sie im Grunde für sittenrein. Wenn man in Kristiania hier und da gegenteilige Erfahrungen sammelt, ist das eben den besondern Verhältnissen einer Hauptstadt zuzuschreiben. Auch der Umstand, daß der junge Bauer sich gern überzeugt, ob seine Zukünftige auch fruchtbar sein wird, darf uns nicht zu Fehlschlüssen über die Gesittung des Volkes verführen. Die Liebe der Familienmitglieder zu einander ist groß; Streitigkeiten kommen selten vor. Besonders die Kinder werden von den Eltern mit großer Liebe behandelt und erscheinen recht wohl erzogen. In ihren Umgangsformen ist die Norwegerin durchaus artig und vornehm, wenn auch nicht von der glatten, gesuchten Art der Schwedin. Sie kleidet sich gut und in Kristiania sogar geschmackvoll, obschon nie mit der Eleganz ihrer vornehmen Nachbarin.

Die Dänin ist vielleicht dadurch welterfahrener als ihre beiden nordischen Schwestern, weil sie den Zentren der Kultur näher gerückt ist: sie reist mehr, hat mehr gesehen und mehr Verkehr mit Ausländern gehabt. Ihre Gestalt ist im allgemeinen günstiger als die der Deutschen. Der blonde Typus ist zweifellos in der Mehrheit, aber auch schwarz- und rothaarige sind sehr zahlreich. Die Gesichtszüge sind sehr verschieden; es läßt sich kaum mehr sagen, als daß die Dänin der Norwegerin ähnlich sieht. Ein Volk von schönen Frauen sind die Dänimnen gewiß nicht, ja, man begegnet recht häufig entschieden häßlichen Gesichtern. Dagegen finde ich diejenigen unter ihnen, die das Prädikat „schön" verdienen, gleich von hervorragender Schönheit und seltenstem Ebenmaß der Züge. Sympathisch aber berührt die ungewöhnliche Anmut dieser Frauen. Sanfte, vornehme Umgangsformen scheinen ihnen angeboren. Die notorische Höflichkeit

Abb. 827. Tirolerin aus dem Pustertal auf dem Kirchgang.

Abb. 828. Tirolerinnen.
Sennerinnen aus dem Unterinntal.

A. Nistler, Innsbruck phot.

Abb. 829. Bäuerinnen aus dem Pustertal.

des dänischen Volkes ist offenbar nicht Politur, sondern entströmt dem Herzen der Menschen. Die Dänin benimmt sich zwanglos, frei, wie sie sich ja gleich der Norwegerin von allen rückständigen Schrullen des Frauenlebens völlig befreit hat. Ihre Affekte zeigen die gleiche Skala wie bei der Deutschen; nicht etwa die norwegische Sprunghaftigkeit. Aber ohne Zweifel ist die Dänin ruhiger, gesetzter, oder sagen wir unmittelbar: kaltblütiger als die Deutsche. Das ruhige Blut zeigt sich im ganzen Volk. Aufregungen, Szenen, Skandale, wie öfters auf deutschen Gassen, wird man niemals oder selten in Dänemerk erleben. Ich bewundere auch die Kindlichkeit und die Schlichtheit dänischer Frauen. Man muß diese jungen Mädchen sehen, wie sie mit jungen Burschen sich auf dem Tanzboden bewegen; welch ein Frohsinn, obschon ohne hellen Jubel, entfaltet wird, welch ein freier und doch wieder reservierter, vornehmer Ton, getragen von reiner Gesittung, zwischen den Geschlechtern herrscht!

Was mir besonders auffiel, ist der Individualismus, den ich bei der dänischen Frau noch weit mehr ausgeprägt fand als bei den Männern. Man bekommt davon schon auf der Straße einen Begriff: nirgends wird man so viel verschiedenartiger Kleidung begegnen wie in Kopenhagen. Hier tut jede Frau, was ihr gerade behagt. Keine fragt, wie die nächste sich kleidet, was sie treibt und unterläßt, was sie lernt, was sie glaubt und was sie für gut hält. Sie konsultiert nur sich selbst. Das nenne ich in der Tat die wahre Emanzipation der Frauen, die sich ihre Schwestern in andern Ländern wohl zum Muster nehmen können!

Die unangenehmste Eigenschaft der Dänin ist, ja, wie nenne ich es?—ihre Sucht, die Angelegenheiten und Eigenschaften ihrer lieben Nächsten zu besprechen und unter die kritische Lupe zu nehmen. Indessen ist sie darin nicht die schlimmste. Auf dem flachen Lande zwischen dem Zuidersee und der Maas hat man darin noch mehr Routine.

Abb. 830. Sächsisches Mädchen aus Siebenbürgen.

Holländerin.

Die Frauen Großbritanniens.

Drei Schwestern sind es, die das schöne Geschlecht im Inselreich Großbritannien repräsentieren: die Engländerin, die Schottin, die Irländerin. Für den Außenstehenden, der noch nicht die Ehre hatte, ihnen vorgestellt zu werden, gleichen sie sich zum Verwechseln; der gute Bekannte aber unterscheidet sie auf einen Blick. Von ihnen ist die erste fast reine Germanin: ihre Vorfahren waren Angelsachsen und Normannen; so ist sie germanischer als die mit Slawen und andern Volksstämmen stark vermischten Deutschen. Schottin und Irin aber haben, außer dem germanischen, überwiegend keltisches Blut in ihren Adern.

Als Cäsar den Fuß auf britischen Boden setzte, fand er im Lande keltische Stämme.

D. Stahala, Wien phot.

Abb. 832. Eine 23jährige Linzerin.
Bäuerlicher deutscher Typus.

D. Stahala, Wien phot.

Abb. 831. Eine deutsche Kärntnerin.

Fast 500 Jahre dauerten die Kämpfe zwischen diesen und den Römern, ehe die letzteren es für besser hielten, das ungemütliche Albion, wie schon Aristoteles die östliche Insel genannt hat, aufzugeben. Wenngleich nun die Kelten und später die neuen Eindringlinge, Germanen von der Elbe- und Wesermündung und aus Schleswig-Holstein und Dänemark, jeden Rest römischer Kultur ausgetilgt hatten, mag doch mancher Tropfen Römerblutes heute im britischen Volk fließen.

Von den Kelten zur Zeit der römischen Besetzung ist uns wenig bekannt; man vermutet allein, daß Polyandrie oder ähnliche Eheverhältnisse (vielleicht die Gruppenehe) gebräuchlich waren. Eine neue Vermischung erfuhren Kelten und Angelsachsen durch die französierten Normannen, die mit Wilhelm dem Eroberer ins Land kamen. Von dem Typus der Bewohner Englands zu dieser Epoche ist uns nichts Genaues überliefert worden. Wilhelms Sohn erhielt den Beinamen Rufus, d. h. der

Abb. 833. Holländische Fischhändlerinnen.

Rotkopf, vielleicht weil er sich von der Mehrheit des Volkes durch diese Haarfarbe unterschied. Sicher ist, daß (wie Jarold erzählt) zur Zeit Heinrichs VIII. in England rotes Haar vorherrschte, ebenso graue Augen, während dunkle Augen und dunkles Haar selten waren. Ferner traten in den Gesichtern die Backenknochen stärker als heute hervor.

Von den Kaledoniern in Schottland weiß man, daß sie blond oder rotblond waren. Man nimmt an, weil sie eine keltische Mundart sprachen, daß sie Kelten waren. Verfasser selbst ist der Ansicht, die Tacitus vertrat, der sie für germanische Normannen hielt. Wahrscheinlich hatten sie von Norwegen aus Schottland überzogen und die Sprache ihrer Besiegten angenommen. Immerhin geht aus den wenigen Überlieferungen hervor, daß die gesamten Bewohner des heutigen Britanniens ihren Vorfahren recht ungleich sind.

Abb. 834. Holländische Bäuerin aus Seeland.

Die Wechselwirkung zwischen den Menschen und ihrer Umgebung läßt sich ja überall feststellen. Bei den Briten dürfte das feuchte Klima den wesentlichsten Faktor für die Veränderung der ursprünglichen Spezies abgegeben haben. Rings umspült das Inselreich der Atlantische Ozean, der von dem entlegensten Punkte im Herzen Englands kaum 200 km entfernt ist. Die

Temperatur, besonders in England und Irland, ist verhältnismäßig mild. Die Nebel und Dünste aber, die feuchten Schwaden, die, dem Ozean entsteigend, sich über das ganze Land ausbreiten, haben den von Hause aus ungleichen Völkern ein einheitliches Gepräge aufgedrückt, das ihrer Person wie ihrem Wesen anhaftet, so daß wir sie unter hundert anderen auf den ersten Blick als Briten erkennen. Dieses spezifisch „Britische" ist es, was dem Fremden erschwert, Engländer, Schotten und Irländer sofort voneinander zu unterscheiden.

Mir fällt aber bei dem Wort „britisch" ein, daß ich dem Leser eine Erklärung schulde. Für den Briten selbst gibt es nämlich kaum ein unangenehmeres Wort als — britisch. Es ist für ihn der Inbegriff des Unerträglichen. Wenn der Engländer von einem Landsmann diskret erzählt, er sei durch und durch britisch (thorougly british), so meint er damit, er sei ein ganz unausstehlicher Mensch, mit Gewohnheiten, die guterdings jede bessere Gesellschaft verabscheut. Anders das Wort „englisch". Sagt der Engländer einem Fremden, er erscheine ihm ganz englisch, so macht er damit das größte Kompliment, das er überhaupt zu vergeben hat. „Eine britische Matrone" würde er eine alte Dame nennen, deren Gegenwart den Höflichsten in die Flucht schlägt, wogegen „eine ältere englische Dame" auch für

Abb. 835. Holländisches Bauernmädchen aus Arnemuiden.

Abb. 836. Holländerinnen aus dem Arbeiterstand.

ihn der Gegenstand ehrfurchtsvoller Behandlung ist. „Britisher" nennt er sein Volk, wenn er sagen will, daß es leider merkwürdige Menschen sind; „Engländer" — das heißt für ihn die personifizierte Vollkommenheit, über die hinaus es nichts mehr gibt. Nur ausnahmsweise hat das Wort britisch noch seinen ursprünglichen Wert behalten: in Verbindung mit Flotte, Heer, Diplomatie und Ähnlichem (the British Navy, the British Army usw.). Indessen brauchen wir uns nicht an diese Unterscheidungen zu kehren; lassen wir den Briten wissen, daß wir auch unter diesem Namen seinem Volk unsere Achtung bezeugen können.

Das Markanteste in der Erscheinung der Britin ist die schöne Figur. Frauen

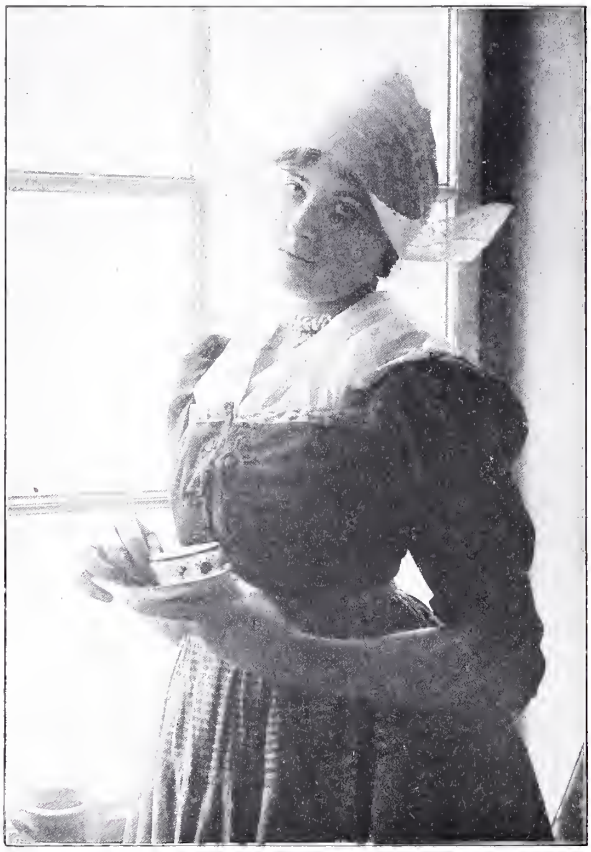


Abb. 837. Holländisches Mädchen.

von stattlichem, tadellosem Wuchs sind so sehr in der Mehrheit, daß man darüber ein gutes Häuflein unansehnlicher, kleiner Personen übersehen könnte. Diese Vollendung der Gestalt läßt uns sogar über einzelne Mängel fortsehen. Man sagt von der Britin, wenn sie einmal schön ist, so sei sie gleich von idealer Schönheit; ist sie aber häßlich, so ist sie sicher ein vollendetes Monstrum. Geht z. B. die charakteristische dünne und hohe Oberlippe mit ihrem schmalen, wenig nach außen tretenden Rand über das normale Maß hinaus, so ist die Wirkung eine widerwärtige. Diese Häßlichkeit wird noch vermehrt durch einen ungewöhnlich starken Unterkiefer und durch lange, oft krumm stehende Zähne.

Am schönsten sind wohl im Antlitz der Britin die samtweichen, oft blauen Augen. Der Hals ist meistens schlank oder von schöner Rundung. Der Oberkörper ist ungewöhnlich kürzer als der untere. Die Taille ist nach meiner Ansicht von feinem Schnitt; Pierre de Coulevain findet freilich, daß die Taille der Tochter Albions sich stets mehr erweitert, während ihre Männer immer dünner werden. Der Mangel an Busen ist an der schönen Figur besonders auffällig; auch das Fehlen jenes anderen Körperteiles, den die Mode zeitweilig durch den bekannten cul de Paris ersetzt, beeinträchtigt die Erscheinung. Die Füße sind kleiner und besser geformt als die der Amerikanerin, jedoch sind wirklich kleine und zarte Füßchen eine Seltenheit. Die Hände sind lang und schmal und nicht allzu fleischig. Als ungefähre Unterscheidungsmerkmale der drei Schwestern möge folgendes dienen:

Die Engländerin ist feinknochig, die Gesichtshaut zeigt meist ein klares, reines Weiß; die Form des Antlitzes ist oval, die Augen sind gewöhnlich grau oder blau, ohne daß braune Augen zu den Seltenheiten gehören; das Haar ist blond, seltener hellbraun.

Für die Schottin sind charakteristisch starke, wenn auch nicht vorstehende Backen-

Abb. 838. Junge holländische Bäuerinnen.

knochen; ihre Augen liegen hoch. Das Gesicht erscheint dünn und schmal, die Haut schimmert unrein, als wollten sich Sommersprossen bilden; öfters sind diese auch vorhanden. Die Iris hat eine grünliche Färbung und das dünne, helle Haar einen rötlichen Schimmer. Die schlanke, wenig fleischige Gestalt zeigt überall sehr massive Knochenbildung und erweckt dadurch einen robusten Eindruck. Hände und Füße sind wenig vorteilhaft, Busen fehlt ihr noch mehr als der Engländerin.

Die Irländerin wieder ist dünnknochig. Hände und Füße sind fleischig und hübsch. Die ganze Figur erscheint mehr rundlich und gut von Fleisch bedeckt; auch das Gesicht ist rund, hat aber einen sehr starken und langen Unterkiefer. Eine Fülle von Haar bedeckt den Kopf. Dieses Haar ist oft rötlich, dunkler als bei der Schottin, oft auch kastanienbraun und schwarz. Berühmt sind die sehr zahlreichen Schönheiten mit schwarzem Haar, blauen Augen und schwarzen Wimpern. Besonders wohl ge-

Neue photogr. Gesellschaft Berlin.

Abb. 839. Eine Holländerin der Gesellschaftsklasse. Niederdeutscher Typus.

Abb. 840. Eine Vlamländerin aus Antwerpen.

formt sind bei der Irin stets die Augenbrauen. Sie hat von allen Britinnen den vollkommensten Busen und die schönsten Zähne.

Ich sehe, daß ich auch noch einer vierten Schwester gedenken muß, die, ohne ein Stiefkind zu sein, nur seltner angetroffen wird, im übrigen mit der Irin manche Züge gemein hat: die Waliserin. Kleine, oft sogar auffallend kleine Gestalt, dunkler Teint, schwarzes Haar und dunkle, schwarz glänzende Augen, sowie dünne Lippen sind das Wesentliche in der Erscheinung der Frauen von Wales, die sich rühmen dürfen, als reine Nachkommen eines keltischen Stammes zu gelten. Von ihren britischen Schwestern ist die Waliserin diejenige, die am meisten und enthusiastisch Musik liebt.

Man vergleicht die Britin auch öfters mit ihrer Halbschwester, der Nordamerikanerin. Ich halte diesen Vergleich nur für zulässig,

wenn nicht die Vollblutamerikanerin, sondern die von spezifisch angelsächsischem Gepräge in Frage kommt. In diesem Falle erscheinen bei der Amerikanerin die Formen präzis, bei der Britin unbestimmt, der Hals der ersteren ist schlank, bei der Britin griechisch rund; bei jener sind die Schultern breit und ausladend, bei der Britin rundlich abfallend. Die Tracht und die Art, sich zu geben, ist bei der Nordamerikanerin elegant und durchaus sicher, bei der Tochter Albions gekünstelt und unbestimmt. Jene tritt begehrend, befehlend, herrschend auf, die Britin hält sich züchtiger, scheuer, bescheidener zurück.

Der Gang der Britin hat nichts Schönes an sich; dabei wollen wir noch absehen von den vielen halb maskulinen Gestalten, die mit ihren langen Gliedmaßen so ausholen, als suchten sie die Breitengrade des Erdballs zu messen. Sie tritt den Boden tapfer und fest; kaum jemals wird man sie, wie so viele Frauen des Kontinents, gleichsam über den Boden schweben sehen.

Abb. 842. Schwedischer Frauentypus.

Abb. 841. Schwedinnen von Råttvik.

In der „Kultur des Temperaments" übertrifft die Britin alle Frauen der Welt. Fürwahr, das „aequam servare mentem rebus in arduis" ist dem Britenvolk so lange anerzogen worden, bis es ihm zur zweiten Natur geworden ist. „Wenn ich etwas bedauerte", sagte mir eine Engländerin, eine der vollkommensten Frauen, die ich je zu kennen das Glück hatte, „so ist es, daß mich meine Mutter in meiner Kindheit lehrte: never show your feelings to a stranger" — d. h. „zeige nie deine Empfindung einem andern". Nun, diese Betreffende hat das nicht zu bedauern, denn wenn sie auch in Gesten und Worten maßhielt, sprach doch die Wärme des Empfindens ihr aus den Augen. Wohl weiß ich, daß man die Britin für „kalt" hält, aber dieser Ansicht können nur Menschen sein, die sie nicht genügend kennen, oberflächliche Beurteiler, deren es leider genug in der Welt gibt. In welchem Land

Abb. 843. Schwedin.

herrscht eine größere, im stillen schaffende Wohltätigkeit, in welchem Lande werden Dienstboten und „Gesinde“ (wie das erniedrigende deutsche Wort lautet) menschenwürdiger behandelt, wo behandelt man Kinder und Schüler liebevoller, wo hat man ein mitleidigeres Herz für die Unterdrückten aller Länder? In Deutschland weiß man kaum, wie sehr im Mutterlande Großbritannien das ganze Volk besorgt ist um das Wohl der armen Eingebornen in den Kolonien.

Was der Britin aber ein Greuel ist, ist Sentimentalität. Jede Anwandlung davon, die sie erfassen könnte, wüßte sie zu beherrschen. Um so mehr bewundert sie Kraft und Männlichkeit, als deren Ausdruck sie den Sport erkennt, den sie, mit den Männern wetteifernd, leidenschaftlich pflegt. Am Ende ist der Sport, der sie jugendlich frisch erhält, auch ein Ausdruck ihres Wunsches, rastlos tätig zu sein. Es wäre aber unrecht, die Britin, wie es zuweilen geschieht, ausschließlich auf dem Sportplatz zu suchen. Man schaue nur, wie sie sich in ihrem Hause zu schaffen macht, wie sie in der „nursery“ — welches andere Volk hat eine „nursery“? — für ihre Kinder in der minutiösesten Weise sorgt! Freilich eine gute Wirtschafterin ist sie nicht; mit ihren Mitteln weiß sie nicht recht hauszuhalten; sie benötigt eine ganze Anzahl von Dienstboten, wo man auf dem Kontinent mit einem auskommt, und erwartet jede materielle Hilfe vom Manne. Viel Zeit verwendet sie auch auf ihre sehr rege Korrespondenz, die meistens gesellige Angelegenheiten betrifft. Ihre Gastlichkeit kennt nicht ihresgleichen. Man muß auch die Britin beobachten, wie sie ihre Gäste empfängt und wie sie alles tut, um ihnen den Aufenthalt in ihrem Hause angenehm zu machen. Doch muß ich sagen, daß die Unterhaltung an der Tafel, an der die Hausfrau wie eine huldvolle Königin thront, für kontinentalen Geschmack etwas ledern und langweilig ist. Ein gewisser

Abb. 844. Schwedin.

Abb. 844. Jugendliche Schwedin aus Dalekarlien.

steifer Ton, Selbstbeherrschung und Maßhaltung in allen Empfindungen, läßt niemals einen solchen Ausbruch von Frohsinn, wie man ihn bei Gastmählern auf dem Kontinent kennt, aufkommen.

Aber will man die von Grund auf gesellige Britin kennen lernen, so suche man sie nicht im Haus auf, auch nicht in ihrem Klub. Suchet sie beim Sport! Hier werdet ihr das merkwürdigste weibliche Geschöpf, das euch je begegnet ist, kennen lernen, eine Art von Virago, deren höchstes Interesse z. B. eine kleine Kugel oder eine in den Boden gesteckte Stange ist. Da arbeitet sie sich mit einem Eifer ab, der nach kontinentalen Begriffen einer besseren Sache würdig wäre. Sie merkt dabei gar nicht, wie ihr Äußeres in der Hitze des Gefechts in Unordnung gerät. Eine Französin, bemerkt Pierre de Coulevain sehr richtig, würde dann aufhören; eine Engländerin hört aber erst auf, wenn sie sieht, daß sie unterliegt. Da gibt es allerlei passionierte Sportweiber: das Turf-Weib lebt auf den Rennen, kennt alle Jockeis und alle Pferde. Das Bridge-Weib kennt nur ein Ideal im Leben: das Kartenspiel. Sie hat außer den Schulden im Haushalt noch Spielschulden. Wir Kontinentalen bewundern zweifellos mehr, wie sie vortrefflich zu Pferde sitzt, wie sie kutschiert oder radelt. Ihre Tierliebe ist groß, besonders für Pferde und rassige Hunde.

Die übertriebene Beschäftigung mit Sport trägt, wie man in England neuerdings recht wohl einsieht, die Schuld daran, daß wissenschaftliche Bildung, wenigstens bei den Massen, stark vernachlässigt wird. So ist auch die Britin zwar höchst intelligent, aber wenig intellektuell; sie kann sich in Dingen des Wissens nicht mit der Deutschen oder Skandinavierin messen.

Abb. 846. Norwegerin aus Hardanger.

S. Lund, Chriſtiania phot.

Norwegiſche Braut aus der Gegend von Bergen.

Abb. 847.
Junge norwegische Frau aus Telemarken.

Die Kunst pflegt sie ehrlich und innig, huldigt aber mit Enthusiasmus nur gewissen Richtungen. Musik liebt sie leidenschaftlich, obgleich sie im Grund genommen total unmusikalisch ist. In der Malerei macht uns wieder das süßliche, viel kultivierte Präraffaelitentum stutzig, da es in offenem Widerspruch zu ihrem Horror des Sentimentalen steht. Manche dieser Widersprüche bedürfen noch der Lösung. Allein in der Literatur müssen wir sie schätzen. Manche Novelle, manche von Frauen verfaßte Poesie legt Zeugnis ab von einer schönen, zart empfindenden Seele. Indessen gibt es doch ein Gebiet des Wissens, wenn es sich auch nur um eine „konjekturale" Wissenschaft handelt, in dem die Britin durchaus zu Hause ist: die Politik. Wo hätten wir die Politikerin auf dem Kontinent?

Abb. 848.
Junge Frau aus Halingdal.

Abb. 849. Junge Norwegerin.

Der Charakter der Britin zeugt von großer Gradheit, Liebe zur Wahrheit, Treue in ihren Überzeugungen, Sinn für Gerechtigkeit und Pflichtgefühl, und von unermüdlicher Beharrlichkeit. Eine Frage, die oft grundfalsch von Ausländern beurteilt wird, ist ihre Frömmigkeit. Man übersieht, daß sie im Grunde ihres

Abb. 850. Hardanger Mädchen.

Herzens tief religiös veranlagt ist; man spottet über den „cant", jenes ungeschriebene, auf dem Kontinent ganz unbekannte Gesetz, nach dem sie ihre Kirchlichkeit ordnet, und will ihr nicht verzeihen, daß ihre Frömmigkeit weder imstande ist, ein gewisses Nationallaster zu unterdrücken, noch sich vereinen läßt mit ihrer unverhohlenen Bewunderung für Geld und Reichtum. Das Nationallaster ist der Alkoholgenuß, dem bekanntlich auch viele Frauen ergeben sind. Dabei zieht man das feuchte, neblige Klima als eine der wesentlichen Ursachen des Durstes nicht genügend in Betracht.

Von dem Gemeinsinn der Britin ist schon kurz die Rede gewesen. Diese preisenswerte Eigenschaft macht sich in hunderterlei Einrichtungen bemerkbar, für deren Aufzählung ein ganzes Buch nicht genügen würde. Wer sich die Mühe gäbe nachzuforschen, würde hinter allem, was in Großbritannien geschaffen worden ist, um die Mitmenschen zu beglücken, die wohltuenden Hände von Frauen entdecken.

Ihre Stellung zu dem angetrauten Gatten ist grundverschieden von der der kontinentalen Frauen. Daß das Eheband durch die Liebe geknüpft ist und durch Liebe erhalten wird, ist zwar in England so sehr die Regel wie sonstwo unter Kulturvölkern. Aber von einer zur Schau getragenen Sentimentalität oder Liebkosungen ist auch in der Ehe nichts zu merken. Das Weib ist dem Manne ein guter, lieber Kamerad durchs Leben. Ich glaube mit diesen

E. Enger, Kristiania phot.

Abb. 851. Verheiratete Norwegerin in ihrer Volkstracht.

Abb. 852. Norwegerin bei der Andacht.

Abb. 853. Norwegerinnen von der Insel Amak im Hochzeitskostüm.

Worten das Verhältnis am besten zu kennzeichnen. Diese Kameradschaftlichkeit der Britin zeigt sich aber nicht nur gegenüber ihrem Gatten, sondern auch gegenüber ihren Kindern und Freunden; sie ist überhaupt eine britische Eigentümlichkeit, mitunter weniger als Freundschaft, aber jedenfalls mehr als das, was auf dem Kontinent der Verkehr unter „guten Bekannten" bedeutet. Da common sense beide Gatten leitet, so läßt sich kaum jemals sagen, wer „den Pantoffel" schwingt. Allein in puncto ehelicher Treue muß ich die peinliche Erklärung abgeben, zu der mich jahrelange Beobachtungen berechtigen, daß beide Gatten, ganz besonders aber die Frauen, es mit ihren Pflichten ziemlich leicht nehmen — Don Juan hat es nirgends leichter als in Großbritannien. Im Falle einer Entdeckung drückt der geschädigte Ehegatte oft genug beide Augen zu. Eifersucht ist überhaupt keine im Busen dieses Volkes schlummernde Leidenschaft. Nur das Dekorum muß gewahrt werden!

Eine wenig schöne Eigenschaft des Britenvolkes ist das gesellschaftliche Strebertum, der Snobismus. Es scheint, daß kein Engländer ganz frei davon ist. Die kleine Bürgersfrau hofiert die besser gestellte, diese die Aristokratin, diese den Hof, der Hof — Seine Majestät das Geld, wie uns Max O'Rell lehrt. Snobismus zeigt sich zuweilen innerhalb der eignen Familie: hat ein Engländer eine Frau aus einer höheren „Kaste" geheiratet, so läßt er sich willig von ihr leiten. Übrigens wird die Anbetung des goldnen Kalbes von allen Schichten der Bevölkerung in einem Maße getrieben, wie es früher ganz unbekannt war. Geldheiraten sind gang und

Abb. 854. Typische junge Dänin.

gäbe. Der Freier erkundigt sich zuerst, was das Mädchen besitzt, dann verliebt er sich und heiratet sie. Ebenso trachtet die Frau einen möglichst hochgestellten, vermögenden Mann zum Gatten zu bekommen. Statt der früheren Solidität wird oft nur der Zweck verfolgt, Eindruck auf andere zu machen. Nirgends gibt es so viele falsche Brillanten, falsches Haar, falsche Zähne, geborgte Salonflügel, geborgte Gemälde und glänzenden Krimskrams wie in der vornehmen britischen Gesellschaft. Mit diesen Zuständen geht Hand in Hand eine zunehmende Verunsittlichung des Volkes.

Vom „cant" war schon flüchtig die Rede. Würde der „cant" vorschreiben, daß man die Stunden der Andacht im eignen Hause zu verbringen hätte, so würden die Briten aufhören, in die Kirche zu gehen. Max O'Rell erzählt, daß, als eines Tages die Königin von England leicht hinkte, es ihr alle Hofdamen nachmachten, und daß sich der hinkende Gang bald bei den vornehmen Damen der Gesellschaft fortpflanzte. Als die Königin starb und der „cant" Trauerkleidung vorschrieb, sahen alle Engländerinnen auf die kontinentalen Frauen herab, die solcher Ehre nicht teilhaftig wurden.

Abb. 855. Dänische Dame der Gesellschaft.

Abb. 856. Dänische Dame der Gesellschaft.

Man weiß, welche sorgfältige Pflege die Britin ihrem Körper angedeihen läßt. Nichts vermißt sie schmerzlicher auf dem Kontinent als ihr gewohntes tägliches Bad. Trotzdem steht ihre persönliche Sauberkeit in keinem Verhältnis zu den geringen Ansprüchen, die sie auf die Sauberkeit ihrer Umgebung stellt. Gewiß herrschen Sorgfalt und Reinlichkeit in einem britischen Haushalt, aber die Umsicht und Peinlichkeit germanischer Frauen des Kontinents sucht man hier vergeblich. Die Fenster sind keineswegs blitzblank, hinter den Rippes entdeckt ein gutes Auge mühelos eine feine Schicht Staub, ebenso auf einem wenig benutzten Gang in einer Ecke ein Spinngewebe. Die weitere Umgebung, Unrat in den Straßen, genieren einen Briten überhaupt nicht. Man hält es für genügend, den eignen Körper sauber zu erhalten.

In der Kleidung muß man sehr wohl die besitzenden Klassen von den unteren Ständen unterscheiden. Die letzteren sind vielleicht noch geschmackloser gekleidet als die gleichen Klassen in Holland und Deutschland. Sieht man eine Ansammlung von Menschen, so wundert man sich über die Armseligkeit der Frauenkleidung, über die schlechten Stoffe, häßlichen Bänder, geschmacklosen künstlichen Blumen, die über alles beliebten Federn und gräßlichen Schmucksachen, die Zeugnis von einem sehr primitiven Geschmack ablegen. Dagegen fand ich die Klasse der „ladies“ durchaus geschmackvoll und elegant gekleidet, wenn auch die Tatsache besteht, daß die Männerwelt in England mehr Acht gibt auf die Güte der Bekleidung als die Frauen. Pierre de Coulevain, die geistvolle Beobachterin, mag die Toilette der Britin indessen richtiger beurteilen. Sie sagt darüber: „An ihrer Kleidung haftet stets etwas Maskulines, das die Seele ihrer Rasse bedeutet, und zugleich die Gegensätze, die sich in ihrer Natur finden, kennzeichnet. Sie liebt die losen und leichtfaltigen Wollstoffe. In diesen schaut sie gleich gut aus in der Abendtoilette wie im costume tailleur. Im komplizierten Anzug erscheint sie etwas steif und aufgeputzt. Schlecht harmonierende Farben, unfertige Details zeigen, wie wenig sie von der Chiffonkunst versteht. Die Tochter John Bulls verschmäht besonders feine Unterkleidung, den Luxus schöner Wäsche, rauschende Röcke. Alles das würde sie, da sie sich für das aktive Leben geschaffen hält, in ihren Bewegungen hindern. In der Wahl ihrer Schmucksachen zeigt sie einen primitiven und barocken Geschmack; Bangles (indischer Schmuck) und das Geklapper zahlreicher

Abb. 857. Isländerin im Hochzeitskostüm.

Abb. 858. Jugendliche Irländerin.

Abb. 859. Engländerin aus Cornwallis.

Spangen gehen ihr über alles, auch liebt sie, an ihren Gurt allerlei Kram von Gold und Silber zu hängen."

Es sei mir noch einmal gestattet, die Amerikanerin zu einer Parallele heranzuziehen. Die beiden Halbschwestern lieben sich durchaus nicht und verstehen sich nicht. Die ältere neidet der jüngeren die größere Lebendigkeit und Frische ihrer Schönheit, ihren Schick, ihre Ungebundenheit, ihr „I dont care" und besonders ihre Dollars. Die jüngere wieder beneidet die ältere um ihre Traditionen, den Rang ihrer Familie, den Adel des Blutes. Die Britin behauptet von der Amerikanerin, sie sei nur Oberfläche, ein Hohlraum. Diese macht sich dafür über die Vorurteile der ersteren lustig, über ihre Unterwürfigkeit gegenüber dem Manne, über ihre Geschmacksrichtung und ihre Ideale. Die schneidende Sprache, die Brüskerie der Amerikanerin irritieren die Engländerin, ihre nasale Sprache verursacht ihr eine Gänsehaut. Die Gegensätze in der Unterhaltung stoßen fortwährend aufeinander; dabei erscheint die Engländerin als die Studierte, Wohlerzogene, die Amerikanerin als die Natürlichere, Vorurteilslosere. Max O'Rell behauptet, daß die Engländerin die Tochter der Yankees im Grunde ihres Herzens haßt, diese aber ihre Halbschwester mit Verachtung straft. Ich glaube selbst, wenn nicht der Anstand sie davon zurückhielte, sie lägen sich öfters in den Haaren, was übrigens — häufig keine Körperverletzung herbeiführen würde.

Man weiß, daß die Britin an der Spitze der Frauenbewegung steht. Es sind wenige Berufe, die sich ihr noch nicht erschlossen haben. Eine jüngst veröffentlichte, aber leider sehr unvollkommene Statistik gibt uns darüber einige Aufklärung. Danach waren 312 Frauen als

Abb. 860.
Schottin.

Ärzte, 190 als Zahnärzte und 10 als Tierärzte im vereinigten Königreich tätig. Die Anzahl der weiblichen Anwälte, Ökonomen, Chemiker u. a. ist nicht angegeben. Dann folgen 3699, die sich der Malerei gewidmet haben, mit Einschluß der Zeichnerinnen für Karten, Etiketten u. dgl. Die Literatur bekennt sich zu 380 Autorinnen. Nicht gezählt wurden natürlich diejenigen, die diesen Beruf nur „nebenher" betreiben, in der Form von gelegentlichen Beiträgen für Zeitungen oder wenigstens von „Eingesandten". Letzteres ist ja wohl die Schwäche einer jeden Britin. Es handelt sich bei diesen „Eingesandts" indessen nur um einen beschränkten Stoff; gewöhnlich betrifft er gesellschaftliche Einrichtungen, die Erziehung von Kindern, Dienstbotenfragen, die Ehe, wie man mit 4000 Mark das Jahr einen Haushalt führen, wie man trotz Verheiratung glücklich sein kann, und andere Kümmernisse der Weiblichkeit. 482 Frauen sind als Geschäftsreisende tätig, 98 als Geldwechslerinnen, 219 bringen die Toten zur letzten Ruhe, 32 lenken die Gäule von Omnibussen und 660 die von Droschken. Weiter finden wir 74 als Kaminfeger, 14 als Kupferschmiede, 12 als Büchsenmacherinnen, 430 stehen am Schmiedeamboß und 453 sind weibliche Portiers. Wer einmal in England war, kennt auch das Ladenfräulein, das an Unliebenswürdigkeit, Mangel an Formen und Interesselosigkeit zum Schaden ihres Chefs kaum zu überbieten ist. Viel angenehmer ist das Teehaus- und das Restaurationsfräulein auch nicht. Nur macht sie das zu erwartende Trinkgeld doch um einige Grade höflicher.

J. Löwy phot.

Abb. 861. Englisch-normannischer Frauentypus.

Hören wir zum Schluß, was Pierre de Coulevain über das Streben der Britin zur Besserung des Frauenstandes schreibt: „Die Angelsächsin ist nicht nur Frau, sie ist Apostel und das bewunderungswürdigste Instrument der Propaganda. Die Vorsehung füllte ihr den Kopf nicht scheffelweis mit Ideen, sondern nur mit einer einzigen. Diese eine aber wird buchstäblich zu Fleisch in ihr. Um sie zu verbreiten, ist ihr nichts zu schwer; sie trotzt

Norwegerin vom Hardanger Fjord.

Abb. 862. Engländerin aus der Gesellschaft.

Abb. 863. Vornehme Engländerin.

kennen zu lernen.

Die Französin

möge den Reigen eröffnen.

Es wäre nicht zu empfehlen, die Französin aus den Romanen ihrer Dichter kennen lernen zu wollen. Denn der Dichter hat das Recht, seine Frauengestalten nach seiner Phantasie auszuschmücken, ihre Eigenschaften gewissermaßen auf die Spitze zu treiben, zu „karikieren", wie der Kunstausdruck lautet. Die Französin des realen Lebens ist ein Weib von prächtigen Eigenschaften, von gutem Geschmack, von Selbstachtung, von hoher Intelligenz und einem warm pulsierenden Herzen. Aber noch hundert andere gute Eigenschaften besitzt sie, um mit ihnen im Verein in die Frontreihe der Weiblichkeit gerückt zu werden. Sprechen wir aber zuvörderst von einer Eigentümlichkeit, mit der die Französin vielleicht dem Lächerlichen und den Vorurteilen; sie überwindet selbst ihre angeborne Schüchternheit und trägt ihre Idee in die Versammlungssäle, auf die öffentlichen Rednertribünen, in die entferntesten und ungastlichsten Orte."

Verabschieden wir uns nun von der Britin als einer nach kontinentaler Auffassung bisweilen seltsamen Frau, in der geübte Augen durchaus Tiefe und ein edles Gemüt entdeckt haben, einem Weib von prächtigen Charaktereigenschaften, das beseligt ist von dem Wunsche, nicht nur dem engen Kreis ihrer Angehörigen, sondern auch weitesten Schichten der Menschheit sich dienlich zu machen, kurz gesagt, einem Weib, dem jeder, der es kennt, hohe Achtung und oft Bewunderung zollen wird. —

Mit der Absicht, zwei noch fehlende Repräsentantinnen, nämlich die Deutschschweizerin und die Vlamländerin bei einer späteren Gelegenheit kennen zu lernen, verlassen wir einstweilen die Germaninnen und suchen die

Abb. 864. Engländerin.

ganz allein steht: von ihrer Hingebung gegen das starke Geschlecht.

In der Tat, kein anderes Weib lebt so „für den Mann" wie sie. Die Deutsche, wenn es auf einen Vergleich ankommt, lebt nur für „ihren Mann", d. h. für ihren Gatten; daß aber hinter allem Denken und Handeln der deutschen Frau ein Mann steht, läßt sich nicht behaupten. Anders die Französin. Wenn morgen alle Männer der Welt stürben, ich glaube, kein Frauenvolk trauerte so tief um sie wie die Französinnen. Sie dürfte das einzige Weib sein, das den Mann ohne den mokanten Beigeschmack den „Herrn der Schöpfung" nennt, dem sie sich zu unterwerfen hat. Mag sie auch dem einzelnen das Leben heiß machen, — sie ist doch der Sklave aller.

Das Fürsichleben ohne irgendwelche Beziehung zum männlichen Geschlecht, wie es nötigenfalls die Engländerin mit Gleichmut erträgt, gar nicht zu sprechen von der Amerikanerin, die den Mann womöglich für überflüssig hält, ist ihr unmöglich. Ihre Hingebung findet freilich nicht die genügende Würdigung bei ihren männlichen Stammesgenossen, und im Gesetz existiert noch immer der des § 213 Code civile: Du sollst dem Gatten gehorchen. Ich glaube aber kaum, daß ein Richter von dem Weib den Kadavergehorsam verlangt, den man aus diesem Paragraphen herauslesen könnte. Beiläufig kennt das französische Gesetz noch keine Gütertrennung. Alles, was das Weib in die Ehe bringt, gehört gesetzlich dem Manne.

Ist in andern Ländern das „Geschäft" die Angelegenheit des Mannes, so ist in Frankreich die Frau stets Teilhaberin, in der Firma der „stille Kompagnon". Bald lernt sie alle Geheimnisse der geschäftlichen Tätigkeit ihres Gatten kennen, und

Abb. 865. Vornehme Engländerin.

wenn sie auch nicht immer im Laden steht oder im Bureau sitzt, so kennt sie doch alle Vorgänge, ist über jede Lage und über den Stand der Finanzen ihres Gatten auf das genaueste unterrichtet. Dieser unternimmt kaum eine Änderung und läßt sich in kein neues Unternehmen ein, ohne sich mit seinem Weib zu beraten. Findet eine

Abb. 866. Typische englische Schönheit.

Konferenz statt, so wohnt sie dieser selbstverständlich bei, und ihre Ansicht wird so gut erwogen wie die jedes Mannes. Andere Länder kennen nur „den" Handlungsreisenden; der Franzose aber nimmt, wenn irgend möglich seine Lebensgefährtin auf die Geschäftsreise mit in die Ferne. Der Eifer und die Überredungsgabe der kleinen handelsbeflissenen Französin soll da wahre Wunder bewirken.

Ich spreche gerade vom Reisen. Unser westlicher Nachbar ist ja im allgemeinen kein zu großer Freund von Eisenbahnen und Dampfschiffen. Er hängt lieber an der Scholle, an seiner Häuslichkeit und Gewohnheit. Erst neuerdings gehen Franzosen nach der Schweiz, nach Italien, nach London, auch wohl diesseits des Rheins, um sich zu überzeugen, daß es sich auch außerhalb Frankreichs ganz gut leben läßt. Wer aber hätte schon einen französischen Vergnügungsreisenden getroffen, der nicht sein Weib mit auf der Reise gehabt hätte? — zuweilen ist es freilich „nur" die Mätresse.

Die Ehen der Franzosen sind so gute, so glückliche wie anderswo, z. B. in Deutschland. Untreue kommt kaum öfters vor als in unserm Vaterlande. Jedoch — man spricht von Paris. Paris, das Frankreich bedeuten soll; womit man einen der zahlreichen gedankenlosen Aussprüche tut, die ohne Kontrolle in der Welt kursieren. Paris ist der Sitz der Intelligenz, der Kunst, der Creme alles Könnens im Lande, aber es ist noch nicht Frankreich. Freilich huldigt dessen lebendigste Stadt, die lebenslustigste, schönste aller Städte leichterer Sittenauffassung als „die Provinz", und

W. Reid phot.

Abb. 867. Schottische Bauernmädchen.

Abb. 868. Frische Schönheit.

der Mann, der aus der Nüchternheit einer kleinen Provinzstadt in dieses sprudelnde Leben, Paris geheißen, hineinfährt, hat gewiß den Hausrock des Philisters daheim gelassen. Vergleichen wir die provinziale Französin mit der deutschen Kleinstädterin, so muß ich sagen, daß jene in moralischer Beziehung nicht um ein Haar niedriger eingeschätzt werden darf als diese. Jedenfalls sind die hauptstädtischen Frivolitäten in der Provinz ganz ausgeschlossen. Wer aber von Pariser Lebenslust geblendet ist, mag leicht die starke Solidität übersehen, die hier geradeso zu Hause ist wie in den Arbeitszentren Alteuropas. Wie gewöhnlich reizen mehr unser Interesse das Auffällige, Ungewöhnliche als das Einfache und Normale.

Die Französin genießt in ihrer Jugend bekanntlich eine strenge, öfters klösterlich abgeschiedene Erziehung, in der ihr alles schädliche Wissen mondäner Dinge vorenthalten wird. Bald nach der Schulzeit vermählt sie sich, und da dieser Schritt fast immer von den Eltern bestimmt wird, ist es eigentlich noch ein Wunder, daß nur eine Scheidung auf 87—88 Ehen kommt. Die Mutterschaft und die Erziehung ist eines ihrer Lebensideale, das hinlänglich bekannte 1—2-Kinder-System, das als „französische Erfindung" gilt, zeugt nur von dem nüchternen Verstand der Französin, der Berechnung ihrer Mittel und Kräfte, nicht etwa von dem Widerwillen gegen eigne Kinder. Ob sie aber richtig zu erziehen versteht, ist eine andre Frage. Jedenfalls bevorzugt sie stets den Knaben, lehrt das kleine Mädchen dem Bruder gehorchen und macht aus diesem nicht früh genug den Gentleman, als den wir den Franzosen ansehen. Für das körperliche Wohl, die Hygiene der Kinder wird nicht im entfernten so gesorgt wie anderwärts, beispielsweise in

Abb. 869. Irländerin.
(Charakteristisch sind die starken Kinnbackenknochen.)

England. Andrerseits überwacht die Mutter die Schularbeiten und wohnt, wenn möglich, dem Unterricht bei. Die Teilnahme an den Schulerfolgen der Kinder ist bei den Müttern zu einem förmlichen Kultus geworden.

Im Haushalt weiß sich die Französin wie keine andre Frau einzurichten; jedenfalls ist sie ein Muster der Ökonomie, ohne die Seufzer der Deutschen und unvergleichlich umsichtiger als die Engländerin. Bon sens ist überall und zu jeder Zeit eine ihrer Haupteigenschaften; bon sens ist es, der in den Strömungen des Lebens ihre Seele im Gleichgewicht und die Kaprizen ihres unruhigen, über alles sensitiven Temperaments im Zaum hält.

Neue Photograph. Gesellschaft Berlin.

Abb. 870. Typische Irländerin.

Die Rollen, die einst Frankreichs Frauen in der Geschichte des Landes gespielt haben, sind allbekannt, obschon sie sich nicht immer als die glücklichsten für das Geschick des Volkes erwiesen haben. Kein Land, Polen nicht ausgenommen, hat so viele Heroinnen besessen wie Frankreich, wenngleich nur das Haupt einer einzigen, der herrlichen Jeanne d'Arc, die immergrüne Krone der Unsterblichkeit schmückt. Nicht zu zählen sind die Frauen, die zur Schreckenszeit freiwillig ihren Männern zur Guillotine folgten, ja, viele hatten es verstanden, die Schergen des Blutgerichts zu täuschen und an Stelle ihrer Männer ihr eignes treues Haupt zu opfern. Die Zeiten jener berühmten Frauen sind längst dahin, auch würde es für eine Heroin heute an der Gelegenheit fehlen, die Mitwelt durch Taten erschauern zu machen. Beides zum Wohl des Landes. Geblieben ist ein Weib, das eben nur Weib sein und sich bemühen will, die besten Seiten seines Geschlechts zu entwickeln.

Abb. 871. Irländerin.

Die Französin ist die Ehrlichkeit in Person. Man traue nicht den Posen und dem Getue der Chanteusen, Tänzerinnen und Halbweltlerinnen, die wir mit Unrecht öfters für die lustige typische Französin halten. Oft ist es nur

die Notwendigkeit des Lebens, die sie veranlaßt, ein angeborenes Talent auszunutzen. Gebt ihnen die Mittel, um auf andere Weise ihr Leben zu fristen, und von heute auf morgen werden sie zu züchtigen Bürgerinnen.

Die Französin ist gläubige, gute Katholikin, aber mit mehr Intelligenz als die Italienerin und Spanierin; sie ist wahrhaft fromm und von Religiosität erfüllt, selbst wenn sie sich vom Dogma gänzlich befreit hat. In der Provinz freilich tritt meist der äußerliche Kult zutage. Hier erkundigt man sich, ob die Damen, deren Bekanntschaft man gemacht hat, auch zur Kirche gehen und schließt daraus auf ihre Ehrbarkeit. In dem lebensfrohen Paris, wo die Intelligenz den Boden bildet, auf dem der reiche Geist des Volkes am besten gedeiht, wo soeben das Dogma öffentlich gebrandmarkt wurde, ist von Kirchenwesen wenig zu merken. Immerhin, als eine Freundin von jeder Art Gepränge, läßt auch die Pariserin sich gern von Orgelklang, Weihrauch und Kerzenglanz berauschen. Neben der Katholikin erscheint die Protestantin weniger weiblich. Dafür ist sie aber geistvoller, und ihre Anschauungen sind nüchterner und gesunder.

Am leidenschaftlichsten ist die Französin in der Liebe. Vielleicht nicht mit der unergründlichen Tiefe der Deutschen, aber doch mit dem Idealismus einer zart empfindenden Seele gibt sie sich ihrer Empfindung hin und treibt mit der Liebe eine Art stillen, feinen Kults — es sei denn, daß der Wankelmut oder die Untreue des Geliebten sie zur Eifersucht entflammt. Dann kann dieser heilige Kult zu dem lodernden, verzehrenden Feuer werden, wie wir es bei den Romanen so oft erleben.

Abb. 872. Irische Schönheit.

In der Bildung ist die Französin deutschen Frauen nicht ebenbürtig. Aber was ihr an positiven Kenntnissen fehlt, ersetzt ihre leuchtende Intelligenz, die Fähigkeit alles zu begreifen und seinem Wert nach zu würdigen. Ihre Plapperfreudigkeit ist groß, mitunter wirklich zu groß; indessen hört man sie niemals richtige Dummheiten sagen. Während Deutsche ein Thema

W. Lawrence, Dublin phot.

Abb. 873. Irische Bauernmädchen.

eine Stunde lang zu Tode hetzen können, springt der gallische Esprit leicht und graziös von einen Gegenstand zum andern. Das bekannte Voltairesche Rezept, wie man zu reden hat, ohne zu langweilen, hat keiner besser begriffen als die Franzosen.

Wir stellten bereits fest, daß die Pariserin einen besonderen Typus des Franzosentums bildet. Es wäre zum mindesten unhöflich, wollten wir dieser weltbekannten Spezies nicht noch einige Zeilen widmen. Pierre de Coulevain sagt von ihr, daß sie „ihrer Rolle, wie gering sie sei, ein Relief zu geben verstehe. Hat sie kein Temperament, so schafft sie sich eins, ist sie häßlich, weiß sie sich schön zu machen. So ist sie vor allem Illusionistin. Keineswegs ist sie ‚mit Kunst', sondern gerade unbewußt eine große Künstlerin. Man muß sehen, wie die Midinette ihr Röckchen beim Überschreiten der Straße mit einem Ruck hebt, wie die Mondäne ihren Mantel öffnet, langsam, gelassen, mit einem leichten Seufzer, der ihre Brust hebt und ihrer seidnen Chemisette ein pulsierendes Leben verleiht. Das mag verächtlich sein", fügt Pierre hinzu, „aber zu bewundern ist es doch."

Die Französin ist gut gebaut. Bald mittelgroß, bald klein, selten sehr groß, hat sie einen feinen, nervösen, subtil konstruierten Körper von schlanker, schmächtiger Statur. Freilich einige Jahre nach der Heirat und im Alter wird aus allen Feinheiten das strikte Gegenteil, das Bild eines aufgetriebenen, schweren Schwammes. Klein und fein sind besonders die Hand und der Fuß. Die Fähigkeiten dieser Hand, eines menschlichen Präzisionsapparates, sind nicht zu übertreffen. Der Busen ist oft dünn und schlecht entwickelt, der Hals schlank, das Haar meist kastanienbraun. Ja, und das Gesicht? Es darf nicht ge-

Abb. 874. Irländerin auf der Wunschbank (wishing chair) von Giants' causeway.

Englische Schönheit.

Von einer Jury unter mehr als 15000 Bewerberinnen als die schönste Engländerin erklärt.

Abb. 875. Gruppe von Waliserinnen.

leugnet werden, daß die Gesichter der Französinnen in der Mehrheit nicht schön sind. Von allen Romaninnen erregt das Antlitz der Französin neben der Portugiesin unser geringstes ästhetisches Wohlgefallen. Ist aber die Schönheit rar, so ist es das ausgesprochen häßliche Gesicht noch mehr; denn ein warmes Temperament und ein blitzender Geist verschönern und veredeln es stets. In ihren Bewegungen ist die Französin geschmeidig und graziös — und ihr Geschmack in dem Arrangement ihres Salons und ihre Kleidung? Es scheint überflüssig davon zu sprechen. Noch für unabsehbare Zeiten wird sie die Mode aller eleganten Frauen bestimmen.

Abb. 876. Ältere Damen aus Wales.

Pierre de Coulevain, um noch einmal die feinsinnige Beobachterin zu zitieren, sagt an einer Stelle: „Wenn auch die Französin existiert, so existieren doch nicht die Französinnen." Noch immer sind sie nicht in die soziale Arbeit eingetreten, noch in den Fortschritt und in die Zivilisation, die ein höheres Recht der Frau als das bisherige zu erstreben sucht, eingedrungen. Noch erscheint ihnen dieses Unterfangen irreligiös und ungehörig. Denn eine Priesterin im Tempel des Mannes, erwartet sie von diesem allein alle Wohltaten, die für sie im Schoße einer gütigen Zukunft noch ruhen mögen. — Hören wir zum Schluß, was Michelet in seinem

Abb. 877. Waliserinnen.

Buchez „Die Frau" zu sagen hat: „Die Französin ist für den Gatten ein vortrefflicher Genosse in allem, was Geschäfte betrifft und auch in den geistigen Sphären. Wenn er sie nicht zu beschäftigen weiß, läuft er Gefahr sie zu verlieren. Aber sobald er in eine schwierige Lage gerät, erinnert er sich, daß sie ihn liebt, und manchmal würde sie sich für ihn töten lassen. Die Engländerin ist die treffliche, mutige, unermüdliche Gattin, die überall hin folgt, alles erträgt. Beim ersten Zeichen ist sie bereit. ‚Lucy, ich reise morgen nach Australien.' — ‚Ich will nur eben meinen Hut aufsetzen und bin fertig.' Ihr könnt mit der Engländerin sehr leicht eure Situation wechseln; könnt, wenn es euch etwa gefällt, bis ans Ende der Welt mit ihr wandern. — Die Deutsche liebt — liebt beständig. Sie ist schmiegsam, will gehorchen. Sie taugt nur zu einem: zum Lieben; aber dies eine ist eben alles. Ihr könnt mit der Deutschen, wenn ihr wollt, ganz allein leben auf einem entlegenen Landsitz, in der tiefsten Einsamkeit. — Die Französin ist dazu nur imstande, wenn ihr sie vielfach und angestrengt beschäftigen könnt. Ihre stark ausgeprägte Persönlichkeit will berücksichtigt sein; aber diese befähigt sie auch, viele Gewohnheiten und Annehmlichkeiten, selbst die Eitelkeit und das Bedürfnis zu glänzen aufzugeben. Das hat die Deutsche, die nur lieben will, gar nicht nötig."

Die Italienerin.

Die Julia des großen Titus, die Porcia, Agrippina und viele andre berühmte Römerinnen sind die Urmütter der Italienerin gewesen. Aber in die tausendjährige lange Reihe der Geschlechter sind auch Menschenkinder aus dem blonden Germanien, tiefdunkle Sarazenen, zu Zeiten Hannibals Phönizier in großer Zahl, in Sizilien die Normannen als Blutspender für das neue Geschlecht getreten, so daß hier so wenig wie bei andern Kulturvölkern von einer reinen Rasse gesprochen werden kann. Immerhin scheint es, daß das boden-

Eugen Pirou, Paris phot.

Abb. 878. Französin von bretonischem Typ.

ständige Element auch in Italien das stärkere gewesen ist, dem sich das fremde leicht assimilierte, so daß man ohne Zögern sagen kann, daß die heutige Italienerin immer noch mehr Ähnlichkeit mit der Altrömerin besitzt als mit den Frauen eines andern Volkes. Möglich, daß die erstere noch schlanker und subtiler gegliedert war, freier in ihren Bewegungen, daß ihre Nase nie die Dicke der heutigen italienischen Nasen annahm. Genauestes wissen wir darüber nicht, denn die Ausbeute an Skulpturen von altrömischen Frauen aus dem Volk ist nicht so groß, und wir haben Grund anzunehmen, daß nach damaligen Kunstanschauungen das Idealisieren und Verschönern den Künstlern ein Gebot war.

Unsere moderne Italienerin ist von mittelgroßer Gestalt, zuweilen auch recht groß. Wenn ihre Lebenslage eine einigermaßen angenehme ist, nimmt der Körper gern fleischige, runde Formen an, so daß die natürliche Schlankheit schön proportioniert erscheint. Der Gang ist leicht, frei, graziös, wenn sie in diesen Eigenschaften auch von ihren französischen und spanischen Schwestern übertroffen wird. Die unnachahmliche Grazie, die wir an der letzteren so häufig bewundern, wird sie nie erreichen; dafür geht ihr aber auch der fragliche Vorzug von Koketterie ab, jener weiblichen Kunst, die uns öfters wie angeboren anmutet, die meist aber auf Raffinement beruht. Koketterie ist die zum Dirnentum gewordene Grazie. Für die Künste der Koketterie ist aber die Italienerin im allgemeinen zu schlicht und zu bescheiden.

Abb. 879. Aktstudie einer jugendlichen Französin.

Clive Holland phot.

Abb. 880.
Typische Pariserin der Bourgeoisie.

Das Haar ist wohl bei der Mehrheit der Frauen kastanienbraun. Im Norden freilich sind Blondinen ganz gewöhnliche Erscheinungen; im Venetischen ist das goldblonde, rötliche Haar Tizianscher Frauengestalten keine Seltenheit. In Toskana und Mittelitalien überwiegen die dunkleren

Abb. 881. Französin aus Arles.

Typen und in Süditalien und Sizilien ist schwarz die bei weitem vorherrschende Haarfarbe, obschon auch hier — auf normannische Vorfahren hinweisend — Blondinen keineswegs ungewöhnlich sind. Am charakteristischsten ist m. E. bei der Italienerin die Nasenbildung. Die Nasen haben noch immer den geraden Rücken der typischen Römernase. Jedoch zeigt sich die Eigentümlichkeit, daß sich die Nase an der Spitze verdickt; die Spitze selbst ist rundlich, die Löcher sind schwungvoll gezeichnet. Die hier geschilderte Nase findet sich in ganz Oberitalien, etwas weniger häufig im Süden. Besonders Florenz ist reich an feingezeichneten, wohlgeformten Nasen.

Die Augen sind von schöner Form, bei den Brünetten von brauner oder schwarzer, bei den Blondinen meist von grauer oder graublauer Farbe. Die Beschattung durch Augenbrauen und Wimpern ist nicht viel stärker als bei deutschen Frauen. Der Ausdruck des Auges ist sympathisch und warm, aber weder blickt das Auge so klug wie bei der Französin, noch so schelmisch oder feurig wie bei der Spanierin. Der Mund ist normal, zuweilen auch ziemlich groß; die Lippen sind etwas sinnlich, aber immer schön geformt. Eine kerzengerade Linie führt von dem Mittelpunkt der Stirn über die Nasenwurzel bis zum Kinn. Die Stirn ist von ebenmäßiger Bildung und mittlerer Größe, das Kinn schön geformt. Die Hautfarbe schwankt von reinweiß bis leicht elfenbeinfarben, sie ist allerdings glänzender als bei der Germanin, aber, die Sizilianerin ausgenommen, nie so öliggläuzend wie bei der Spanierin. Die übrigen Körperteile weisen kaum besondere Merkmale auf, doch sind die Gliedmaßen nicht so geschmeidig und beweglich wie bei den Frauen Frankreichs und Spaniens.

Rechtfertigen die Italienerinnen ihren Ruf als schöne Frauen? Ich zögere nicht

Abb. 882. Vornehme Französin.

die Frage zu bejahen. Ihre Erscheinung ist durchaus sympathisch und von ästhetischer Wirkung, und wirkliche Schönheiten, wenn sie auch nicht auf Schritt und Tritt auf der Straße zu finden sind wie die Objekte in einem Schaufenster, sind allenthalben über das Land verstreut. Vielleicht entbehrt ihre Schönheit des Reizes, weil ihr die Akzente berühmter Schönheiten andrer Länder fehlen. So besitzt die Italienerin nicht die Lebhaftigkeit und den Lebensfrohsinn der Schwedin, nicht die Pikanterie schöner Böhminnen, nicht den „Salero" und die berückenden Augen der Spanierinnen und Kreolinnen. Womit also festgestellt wäre, daß ihr nur die geheimnisvolle Anziehungskraft anderer Frauen, die mit den körperlichen Schönheitslinien nichts zu tun hat, mangelt. Ruhig blickt ihr Auge; niemals hat man den Eindruck, als läge ihr daran Männer zu berücken. Es sind Schönheiten, die nicht zu einem kommen; sie lassen sich aufsuchen und wollen mit Herz und Sinn umworben sein.

Wo finden wir nun die schönsten Italienerinnen? Im kühleren Norden, in den großen Städten, vielleicht in dem über dem Meer sich erhebenden Venedig, wo schöne Frauen sich auf trauerschwarzen Gondeln zum Lido hinausrudern lassen, wo die Gondoliere ihre klagenden Lieder singen und von Gondel zu Gondel sich liebeswarme Blicke treffen, in Florenz, der schönheitstrunkenen Mediceerstadt, in der ewigen Stadt mit den sieben Hügeln, im viel besungenen Golf von Neapel oder im feurigen Sizilien, wo in Liebesdingen das Blut am schnellsten in Wallung gerät? Ich bitte inständigst, mich mit der Beantwortung dieser Fragen aus dem Spiel zu lassen. Nur wenn meine Erfahrung ohne Verbindlichkeit angenommen wird, wage ich es, sie anzudeuten.

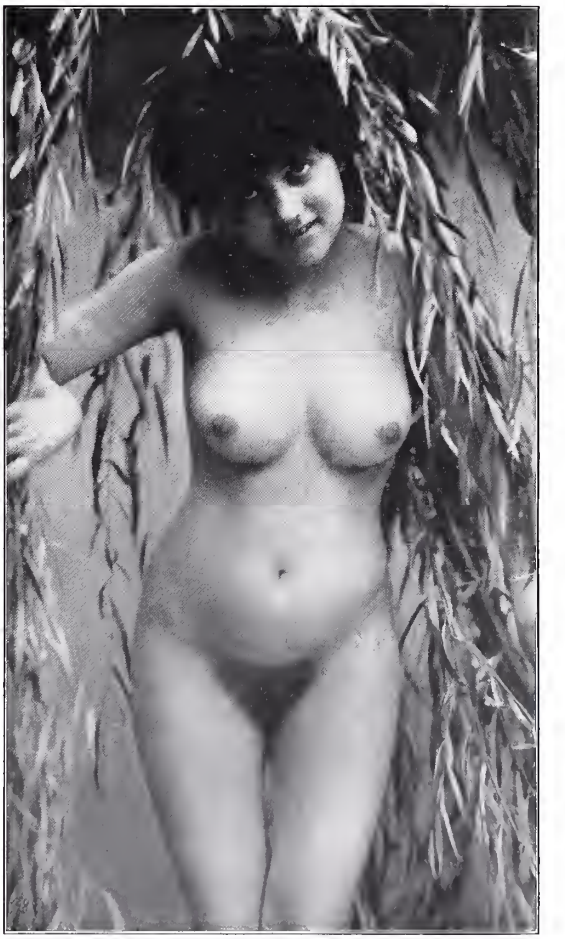


Abb. 883. Französin, Aktstudie.

Abb. 888. Französinnen aus der Bretagne.
(Departement Morbihan.)

Abb. 885. Junge Französin aus der Bretagne.
(Departement Finistère.)

In Mailand wohnen nach der Meinung vieler Italiener die schönsten Frauen; doch brauchen wir nicht diese Meinung zu teilen. Sicher ist, daß hierverhältnismäßig am meisten Koketterie entwickelt und die Schönheit durch geschmackvolle Kleidung unterstützt wird. Für Venedig reklamiere ich die köstlichste Grazie und allerdings eine Legion kostbarer, sinnig-zarter Schönheiten. Züge von vollendetstem Ebenmaß fand ich zahlreich in Florenz. Sie sind zartundfeingeschnitten, doch ohnescharfe Umrisse; sembra fuggire il viso, hörte ich recht zutreffend das Antlitz der Florentinerin schildern. Die Römerin hat die am schärfsten geprägten Züge. Sind diese auch noch von feinerer Symmetrie, so haben wir hier in der Tat den Typus einer klassischen Schönheit. Notorisch ist eine kleine leichte, vertikal über der Nase stehende Stirnfalte der Frauen des rechten Tiberufers, wo sich reinere Römertypen finden sollen als am linken Ufer. Berühmt ist auch die Schönheit der Neapolitanerinnen, für welche schwarze, bald sanfte, bald leuchtende Augen und schwarzes, üppiges

Abb. 886. Junge Französin aus Ploërmel (Bretagne).

Haar charakteristisch sind. — Beiläufig sind die benachbarten Malteserinnen keine Italienerinnen; sie erinnern eher ein wenig an die Griechinnen. Mit ihren ovalen Gesichtern, der nach unten zu herabgebogenen, scharf geschnittenen Nase und ihren glutvollen, aber verschleierten Augen haben sie etwas Edelarabisches. Von Gestalt sind sie groß und schlank, ihre Hautfarbe ist dunkel.

Vielleicht ist die schönste Gabe der Italienerin ihre Sprache. Ich denke dabei aber nicht nur an das Italienische, die berauschende Sprache Petrarcas, sondern mehr noch an das klangvolle melodische Organ, den Sprechton, der wie ein vollendet schöner Alt im Mittelregister klingt. Nirgends hört man die grellen oder schrillen, dünnen, klanglosen, oft auch rauhen Stimmen der Nordländerinnen, das Überschlagen der Stimme wie bei der Französin oder das Gegurgel der Spanierin.

Abb. 887. Italienerin. Ribera phot.

Die Italienerin kleidet sich mit gutem, jedoch nicht hervorragendem Geschmack. Am meisten Eleganz tragen die Frauen Mailands und Turins zur Schau. Auffallend ist der gute Geschmack, den selbst die ärmste Neapolitanerin in ihrer Tracht entwickelt. Freilich legt sie nur Wert auf die äußere Hülle. Außen hui und innen pfui, kann man leider von vielen Italienerinnen, besonders aber von der Neapolitanerin der bescheideneren Stände sagen. Daß dieser schöne Körper selten nach Bädern lechzt, wollen wir nur nebenbei bemerken.

Abb. 888. Italienische Bäuerin.

Wer hätte noch nicht von „südlicher Lebhaftigkeit" gehört? Die ist aber, soweit die Frauen des italienischen Volkes in Betracht kommen, weit weniger intensiv als man bei uns annimmt. Von uneingeschränkter Lebendigkeit sind allein die Männer, die schon bei geringen Anlässen sich gern zu lautester Lust und Tollheit austoben. Dagegen gehe ich so weit zu behaupten, daß die italienischen Frauen nicht lebhafter sind, als etwa unsere Süddeutschen und sicher weniger als Österreicherinnen und deutsche Tirolerinnen. Freilich sind sie leidenschaftlicher, und in Momenten der Erregung mag das durch Erziehung eingedämmte Temperament so auflodern, daß sie

dann an Lebendigkeit ihren Männern nicht nachstehen.

Ich spreche eben von Erziehung. Sie ist noch immer ein wunder Punkt bei diesem Volk, das einst die ganze Welt an Wissen überragte. Im Umgang, in den Formen des Anstands und der guten Sitte, im angeborenen Verständnis für ästhetische Fragen jeder Art stehen sie — ich wage es zu sagen — noch immer turmhoch über uns Nordländern. Aber in realem Wissen sind sie für ein Kulturvolk recht weit zurück. Bekanntlich finden sich in Italien noch zahlreiche Analphabeten. (Man zählt auf 1000 Rekruten mehr als 300, die nicht des Lesens und Schreibens mächtig sind.) Mädchen in mittleren und bescheidenen bürgerlichen Verhältnissen sind von einer Unbildung in wissenschaftlichen Dingen, die jeden Nordländer überraschen muß. Zwar lernt das Volk in den Frankreich zunächst gelegenen Provinzen ein schlechtes Französisch sozusagen auf der Gasse,

Abb. 889. Süditalienerin.

Abb. 890. Eine Tochter der Adria.

aber erst die Töchter besser situierter Familien erwerben einen höheren Bildungsgrad, der die französische Sprache, häufig auch deutsch und englisch einschließt. In diesen Klassen trifft man junge Mädchen von ganz respektabler Bildung, so besonders in Turin und Mailand, den in Kulturdingen auf der Höhe stehenden Großstädten; weniger ist das weiter im Süden der Fall und am wenigsten in Sizilien. Die wesentlichste „Erziehung" aber, die die junge Italienerin im elterlichen Hause empfängt, besteht in klösterlicher Einschränkung.

Das durchschnittliche Heiratsalter ist das neunzehnte Lebensjahr (Männer heiraten durchschnittlich zwischen dem zweiundzwanzigsten und fünfundzwanzigsten Jahre). Achtzehn Jahre gilt als frühes Heiratsalter für ein junges Mädchen, unter diesem sind Eheschließungen selten. Bis zu dem Tag ihrer Hochzeit ist das elterliche Haus ihr

Engländerin.

Abb. 891. Typische Italienerin.

ständiger Aufenthalt. Nur in den unteren Kreisen ist es gebräuchlich, daß ein junges Mädchen auch unbegleitet Ausgänge macht. Je höher sich die Familie dünkt, um so seltener kommen die Töchter des Hauses vor die Tür, ohne von ihrer Mutter, möglichst aber von beiden Eltern begleitet zu sein. In den allervornehmsten Kreisen würde es als höchst unschicklich gelten, wollten die jungen Damen allein nur über die Straße gehen. Spaziergänge von einzelnen jungen Damen sind ganz ungewöhnlich, und der Besuch eines Theaters ohne Begleitung der Eltern wäre ein unerhörter Vorgang. Wenn eine distinguierte Familie sich „an die Luft" begeben will, was sicher weniger der Luft als der Entfaltung von Luxus wegen geschieht, so fährt sie am Nachmittag auf den Korso. Spazierengehen ist, beiläufig bemerkt, bei den Südländern überhaupt ein fast unbekanntes Vergnügen. Von dem hier besprochenen Hauszwang, der in Städten wie Florenz, Rom, Neapel und in Sizilien am strengsten geübt wird, emanzipieren sich in bescheidener Weise nur moderne Städte wie Mailand und Turin. Ich glaube zwar nicht, daß die jungen Italienerinnen dieses Klausurleben unangenehm empfinden, andererseits aber bin ich der Meinung, daß es wesentlich dazu beigetragen hat, ihr Temperament zu zügeln, so daß sie uns um so viel ruhiger erscheinen als ihre von jung auf Freiheit bis zum Übermaß genießenden Männer.

Die Bestrebungen unserer nördlichen Frauen sind den Italienerinnen wohl bekannt. Sie selbst scheinen heute dieser Ideen voll, aber von der Idee zur Tat ist in Italien immer ein weiter Weg. Der beste Beweis, daß das fremdländische Gewächs „Frauenemanzipation" hier noch keinen Boden gefunden hat, ist der, daß nur Frauen aus mittleren Ständen, besonders aus den Reihen der maestra di scuola es zu kultivieren wagen. Beiläufig herrscht im Lande kein Mangel an Lehrerinnen.

Vafari, Rom phot.

Abb. 892. Römerin.

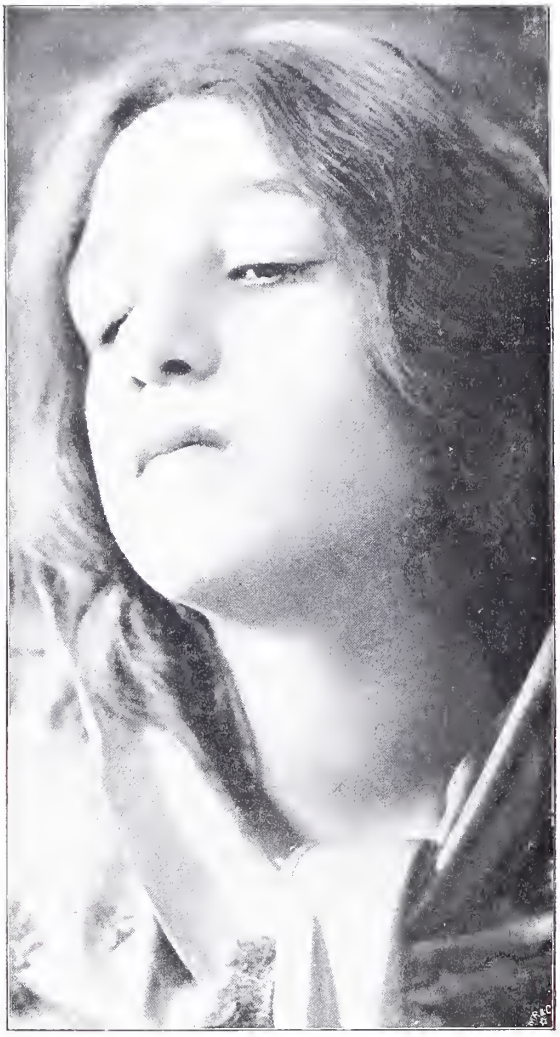


Abb. 893. Italienerin aus Ravenna.

rend nach den laxen moralischen Ansichten der oberen Stände illegitime Liebeleien jeder Gattung als ein standesgemäßer Zeitvertreib gelten. Natürlich hört man nur von den Skandalen in der Aristokratie, und wenn sich in dieser Gesellschaftsklasse nicht noch mehr ereignet als tatsächlich der Fall ist, so bewirkt das allein der Argwohn und die Eifersucht der Ehegatten. Nicht zu zählen sind in den Großstädten die „braven Frauen", die für gute Worte und quattrini einem freien Liebespärchen ein Zimmer als Treffpunkt einräumen. In diesen Großstädten, besonders in Rom, ist auch die Kunst, die Folgen solcher Zusammenkünfte zu vernichten, bis zur Vollendung ausgebildet. Ob damit nicht auch zusammenhängt, daß sich kaum in einem andern Lande so viele kleine Schilder finden mit der Aufschrift „levatrice" (d. h. Hebamme)? Dafür sind ärmere italienische Familien sehr kinderreich, und Verhinderung von Geburten, selbst in illegitimen Fällen, gilt den unteren Ständen als Höllensünde.

Die Italienerin empfindet für ihre Kinder eine überströmende Liebe, aber leider wendet sie nicht immer die richtige Er-

Vermutlich ist der Grad einer Maestra nicht schwer zu erreichen. Der Staat weiß kaum, wie er alle anstellen kann. Man erzählt sich, scherzweise, daß es bald mehr Lehrerinnen als Schülerinnen geben wird.

In den kleineren Städten und unter der Landbevölkerung herrscht zweifellos eine größere Sittenreinheit als in den Ländern des Nordens; Untreue und Ehebruch gehören zu den Seltenheiten. Anders ist es in den großen italienischen Städten. Zwar ist die Unbescholtenheit junger Mädchen auch hier allgemein und weit größer als im Norden, aber mit der ehelichen Treue nehmen es unsere Italienerinnen nicht gar zu streng. Die ärmeren von ihnen wissen sich durch geheime „Freundschaften" gelegentlich ein kleines „Nebenverdienst" für ihre Toilette zu verschaffen, wäh-

Abb. 894. Italienerin der Gesellschaftsklasse.

G. Plüschow phot.

Abb. 895. Römerin.

ziehungsmethode an. Mir scheint, daß ihre übergroße Nachgiebigkeit um ebenso viel zu weit geht, wie bei der englischen Mutter das entgegengesetzte Bestreben, unbequeme Herzensregungen ihrer Kinder zu ersticken. Andrerseits aber sieht man nicht selten die Frauen der niederen Stände in plötzlichen Zornausbrüchen ihre Kinder brutal mißhandeln.

Die Italienerin ist fromm und gläubig; man sagt, sie sei es am wenigsten in der Stadt der Päpste, aber ich kann das kaum glauben. Sicher ist nur, daß die Männerwelt nirgends weniger religiös und dem Klerus feindlicher gesinnt ist als in Rom.

Malerei, Musik und Tanz werden liebevoll gepflegt; aber leider werden nur moderne Tänze ausgeführt, während die älteren italienischen Volkstänze, wie Saltarello, Tarantelle u. a. immer seltener werden. Aber so wie in allen andern Dingen außer der Liebe, habe ich auch in der Ausübung dieser Künste bei der Italienerin keine Leidenschaft zu entdecken vermocht.

Spanierinnen.

„Fern im Süd das schöne Spanien", heißt es im deutschen Volkslied. Wenn es nicht gar so fern wäre, hätte man vielleicht daheim eine bessere Kenntnis von den Frauen des Landes, das beiläufig gar nicht schön, sondern im ganzen ein recht trostloses, häßliches Land ist.

Für den Deutschen scheint es ausgemacht, daß Carmen die weibliche Repräsentantin der Pyrenäenhalbinsel ist. In Wirklichkeit ist sie es so wenig, wie etwa das deutsche

G. Schneider phot.

Abb. 896. Italienerin (Aktstudie).

Gretchen für das typische deutsche Weib stehen darf. In Spanien findet sich allerdings Carmen und in Deutschland das Gretchen; aber beide sind eben nur Typen im engeren Sinne, und Carmen besonders ist nur eine ganz vereinzelte Erscheinung in ihrer Heimat. Sie ist ein Kind aus der Hefe des Volkes und wird nur von dieser Volksschicht voll gewertet. Mag sich jeder Deutsche in sie verlieben, kein ernster Mann in Spanien könnte sich für sie erwärmen; hier interessiert sich die Allgemeinheit nur auf der Bühne oder in der Novelle für eine Carmen. Es ist ja wahr, daß einige ihrer Züge in jeder Spanierin stecken, wie auch etwas von der Gretchennatur in jeder deutschen Jungfrau schlummern mag. Das ist bei jener vor allem die Sinnlichkeit, die Glut der Leidenschaft. Nichts liegt im allgemeinen der Spanierin, sei sie Aristokratin oder Tochter des Volkes, ferner als das Unsittliche, Dirnenhafte dieser Roman- und Opernheldin. In der Tat steht ihre Gesittung höher als die der Frauen in den mittleren und nördlichen Ländern Europas; der in Deutschland oder in slawischen Ländern gang und gäbe freie Verkehr der Geschlechter der unteren Klassen ist in Spanien fast unbekannt. Selbst die professionelle Dirne ist eine verhältnismäßig seltene Erscheinung. Tatsächlich ist bei dem bescheidensten Burschen des Volkes, dessen Liebes-

G. Plüschow phot.

Abb. 897.
Junges Mädchen aus Mittelitalien (Aktstudie).

rauſch gewiß hoch ſchwillt, die Liebe zu ſeiner „niña del corazon“ mehr platoniſch als bei dem idealiſtiſch veranlagten Deutſchen. Die Sitte geſtattet kaum den Austauſch von Küſſen, und der Leib der Geliebten gehört dem Manne unfehlbar erſt, nachdem der Prieſter den Bund geſegnet. Es gibt Ausnahmen — gewiß — aber das eben Geſagte iſt die große Regel.

Ich nannte ſchon die Leidenſchaft einen weſentlichen Zug der Spanierin. Sie zeigt ſich, wie leicht zu erraten, am ſtärkſten in der Liebe; an die tauſend Volkslieder haben ſie zum Gegenſtand. Welche Pein mögen da Liebende ausſtehen, die infolge ſtrenger, aus dem Volksempfinden entſtandener Gebote ſich einander ſo wenig nähern dürfen? Daß ein junger Mann eine ihm bekannte Jungfrau aus beſſerem Stande, der er in der Öffentlichkeit begegnet, anſprechen darf, iſt ausgeſchloſſen. Dagegen iſt es ihm nicht verſagt, mit ihr per Diſtanz in gewiſſen „Sprachen“ zu verkehren, die man bei uns nur vom Hörenſagen kennt: in

G. Plüſchow phot.

Abb. 898.
Jugendliche Italienerin aus der römiſchen Campagna.

der Fächer- und Blumenſprache. Beſonders in der erſteren hat jede junge Spanierin eine faſt neidenswerte Routine. Sie ſagt mit dem kleinen Fächer — für Nicht-Beobachter ganz unauffällig — dem ihr folgenden Liebhaber ganz genau, wie ſehr oder ob ſie ihn überhaupt liebt, ob er ſich gedulden muß, ob ſie ihr „corazon“ bereits einem andern geſchenkt hat, wann ſie wieder ausgeht und wo er ſie wiederſehen kann — kurz und gut — die Sprache der Liebe wird in Spanien „mit dem Fächer“ fließend geſprochen.

Das Leben des Volkes ſpielt ſich faſt nur in der Öffentlichkeit ab. Damit im Zuſammenhang ſteht eine ſchier grenzenloſe Vergnügungsſucht. Man hat den Eindruck, daß, wenn nicht die Notwendigkeit des Schlafes und der Mahlzeiten beſtünde,

Abb. 899. Mädchen aus Taormina, Sizilien.

G. Plüschow phot.

Abb. 900. Junge Mädchen aus Mittelitalien (Aktstudie).

die Spanier überhaupt nicht ihr Haus betreten würden. So ist es zu begreifen, daß sie auch wenig Wert auf die Ausstattung ihrer Häuslichkeit legen. Man muß sich schon in die allervornehmsten aristokratischen Kreise begeben, um wenigstens ein paar mit Komfort und Geschmack eingerichtete Salons zu finden. Alles übrige drückt Öde, Vernachlässigung und Mangel aus. Die Veranlassungen aber, die ein Spanier zum Ausgehen hat, sind gar nicht aufzuzählen. Nicht im Hause, aber auf Spaziergängen, bei Besuchen, Besorgungen in den Läden, in den Kaffeehäusern, auf dem Korso, in den zahlreichen Theatern jeder Gattung, in den Chantants, der Arena der Stierkämpfer usw. — da ist der Spanier zu Hause. An allem beteiligen sich jung und alt und beide Geschlechter. Mit Mißbehagen hört man, daß den blutigen Stierkämpfen, ebenso auch Hinrichtungen, das weibliche Geschlecht aller Stände beiwohnt. Ob das damit zusammenhängt, daß in der Seele des Spaniers, die ich im übrigen für nichts weniger als grausam halte, tatsächlich eine Art Wollust bei dem Anblick von Blut existiert? Über das Leben in der Öffentlichkeit erzählt Diercks:

„Wenn man zur Winterszeit abends um die achte Stunde durch die Straßen von Madrid geht, kann man sich durch den Augenschein von dem ‚häuslichen Leben' der Spanier überzeugen: alle Wohnungen sind finster, nur in den höchsten Stockwerken, wo die Sorge in irgendeinem empfindsameren weiblichen Herzen wacht, wo eine arme Mutter in furchtbarem Ringen und unter schwerer Arbeit auf ehrliche Weise ihren Unterhalt für ihre Kinder erwirbt, erblickt man ein einsames Licht. Licht sieht man hier und da in den Gesindestuben der unteren Stockwerke, Licht in den Höhlen des Lasters — sonst sind die Wohnhäuser in ganzen Straßen

G. Plüschow phot.

Abb. 901. Junges Mädchen aus Umbrien.

Abb. 902.
Italienische Frauentypen aus dem Volke.

leer — ihre Einwohner gehen dem Vergnügen nach, und dafür ist zwar überreichlich, aber doch noch nicht genug gesorgt, denn meist sind alle Vergnügungsorte jeden Charakters bis auf den letzten Platz besetzt und überfüllt."

Die Stellung der Spanierin in der Familie und ihre Wertschätzung beim Volk ist so verschieden von der Stellung der Frauen bei andern Völkern, daß sie nicht leicht zu begreifen ist. Einerseits wird das Weib abgöttisch geliebt, besungen und ritterlich, nach mittelalterlich romantischen Gebräuchen behandelt. Andrerseits ist sie wieder die Sklavin, das minderwertige Geschöpf, das nie in Ideen der Neuzeit eingeweiht wird und sich mit einer mittelmäßigen Bildung begnügen muß. So hat die Spanierin, wenn man will, nichts zu sagen, und doch weiß sich z. B. der Klerus, Spaniens größte Kalamität, dem die Unbildung des weiblichen Geschlechts gerade recht ist, sich die Macht der Frau zunutze zu machen. Durch die Frauen schlägt der schwarze Geist Ignatius' von Loyola seine Krallen in das Fleisch des bedauernswerten Volkes. — Auch der Intellekt der Spanierin läßt sich nicht mit wenigen Worten abtun. Sie ist nach gewöhnlichen Begriffen entschieden unintelligent. Der Franzose nennt die Spanierin direkt bête, womit er eine kaum zu überbietende Dummheit zu bezeichnen pflegt. Und doch kenne ich wenige so witzige Frauen wie die Töchter der iberischen Halbinsel. Im Augenblick haben sie die humoristische Seite eines Gegenstands erfaßt, und mit Salz und Pfeffer scheinen die Spitzchen ihrer Zungen gewürzt zu sein. Witz und Humor sind die erfreulichen Beigaben dieses glücklichen Volkes, das sich nie Sorgen macht, sich nie um das Morgen kümmert, wenn heute noch eine Handvoll Bohnen zu verzehren ist.

Abb. 903. Venetianerin.

Man kann mit Spaniern intim sein und sie besuchen, ohne jemals ihre Frauen zu sehen zu bekommen. Hat man diese aber einmal kennen gelernt, so entwickelt sich ein so kameradschaftlicher Ver-

Abb. 904.
Frauen von der Insel Procida (Golf von Neapel).

kehr — selbstredend stets in dezentesten Formen —, wie man ihn im Norden gar nicht kennt. Man nennt sich nur beim Vornamen, auch die Frau des Hauses und ihre Töchter werden so angeredet — das „doña" ist mit wenigen andern Ausnahmen nur gebräuchlich bei älteren Pensionsvorsteherinnen, Wirtinnen, Waschfrauen u. ähnl. Dann passiert es wohl, daß eine Tochter des Hauses dem Gast, wenn er ihr irgend etwas Erstaunliches erzählt hat, mit der Rechten auf die Schulter schlägt, daß er einen elektrischen Funken bis in die Zehenspitzen zu spüren vermeint. „Hombre!"*) ruft dabei der kleine Keckschnabel, während sie die Linke mit abstehendem Ellbogen burschikos in die Hüfte preßt. So lernt der Fremde den „Salero!"**) der Spanierin kennen — wer übersetzt das Wort in aller Kürze?

In dem vorhergehenden Aufsatz nannte ich die Italienerin gemessen, besonders wenn man ihr Gebahren mit dem ihrer Männer vergleicht. Die Spanierin aber ist das gerade Gegenteil, sie ist die Lebendigkeit, Beweglichkeit, Zapplichkeit und der Übermut in Person. Selbst wenn sie als übereifrige, demütige, bigotteste aller Katholikinnen vor ihrem „Santo" in der Kirche kniet, schweifen ihre blitzenden schwarzen Äuglein beständig nach links und rechts, besonders wenn sie vermutet, daß der „Besitzer ihres Herzens" (el dueño del corazon) ihr nachgeschlichen ist. So ist die Koketterie ein anderer ihrer hervorstechenden Züge. Aber welche Koketterie! Welche Virtuosität im Blickesenden, in den Wendungen des Köpfchens! Welche Grazie im Spiel der Hände!

Abb. 905.
Italienerin aus der Provinz Salerno.

In der spanischen Familie herrscht innigste Zuneigung zwischen den einzelnen Mitgliedern; freilich die Nachsicht, mit der die Mutter ihre Kleinen erzieht, kann nicht immer unsern Beifall finden. Aber diese

*) Hombre, d. h. Mensch; als Ausruf bedeutet es etwa: „Was Sie nicht sagen!"

**) Salero, wörtlich Salzfaß; übertragen bedeutet es etwa eine Vereinigung von Keckheit, Witz, Koketterie und Grazie.

Römerin von der Campagna.

Abb. 906.
Sardinierin von Quartu Sant' Elena.

Nachsicht ist nur ein anderer Ausdruck der wahren Herzensgüte, des Mitleids, des Gefühls der Liebe, die durch die empfindungsvolle, reich besaitete Seele aller Spanierinnen strömt. An der Treue einer Gattin ist gar nicht zu zweifeln, auch würde die Bewachung und Eifersucht des Mannes ihr einen unerlaubten Schritt kaum leicht machen. Daß es zuweilen auch anders ist . . . wo wäre das nicht der Fall?

Bei einem ethnisch so vermischten Volke, das Kelten und Iberer, Afro-Semiten, Griechen, Römer, Phönizier und Germanen zu seinen Vorfahren gehabt hat, ist es schwer, einen bestimmten Typus aufzustellen. Ich will damit indessen einen Versuch machen.

Die Figur der Spanierin

Abb. 907.
Sardinierin von Lanusei.

ist mittelgroß, von höchster Elastizität. Die Haut ist weiß, mit einer bräunlich elfenbeinartigen Untertönung, das Haar glatt, kohlschwarz und glänzend, die Augen tiefschwarz und leuchtend, die Züge scharf, aber von köstlichen Linien, Stirn, Nase, Augen und Mund, alles von feinstem Schnitt, das Kinn rund und zierlich, die Brüste normal oder auch voll. Selbst die zahlreichen Blondinen mit blondem Haar und hellen Augen, die man flüchtig für Deutsche halten würde, haben eine ganz eigenartig schöne Form des Auges und den Glanz des Augapfels. Brauen und Wimpern sind lang und dicht, die Zähne klein und schön. Besonders das Lächeln wirkt bezaubernd, und wann lächelt eine Spanierin nicht? Versuchen wir die Frauen der Halbinsel in den einzelnen Landschaften kennen zu lernen.

Abb. 908.
Frauen aus Osilo auf Sardinien (Festtagstracht).

Im Norden sind schöne Gesichter weit seltener als im Süden. Bekannt geworden ist der Typus der baskischen Ammen, denen man überall im

Gumbo phot.

Abb. 909. Vornehme Malteserin mit der „Faldetta" bekleidet.

Lande begegnet. Sie sind erkenntlich an der luxuriösen Tracht, in die wohlhabende Familien sie kleiden, wie an den lang herabhängenden Zöpfen. Sie gelten gleich den Galizierinnen als sehr zuverlässig, so daß ihnen die Erziehung der Kinder oft ganz überlassen wird. In Kastilien, das dem Spaniertum den spezifischen Charakter verleiht, sind Blondinen nicht selten. Es sind stolze, fesche, lustige, geistig stets angeregte Frauen, die die dürre kastilische Hochebene bewohnen. Hier, besonders in Madrid, wo auch der „Salero" am meisten elektrisiert, findet sich die eleganteste, geschmackvollste Kleidung, die freilich ganz von der Mode von Paris beherrscht wird. Man behauptet, daß die Lebhaftigkeit im Süden Spaniens, in Andalusien, größer sei als in Madrid. Das mag sein, soweit an das Treiben in der Öffentlichkeit im allgemeinen gedacht wird. Aber, trotzdem die Andalusier für Witz und Übermut besonders berühmt sind, — weder an Lebendigkeit noch an Geist können sich ihre Frauen mit der Madrileña messen. Dafür ist die Andalusierin schöner. Es ist eine Tatsache, daß im Süden Spaniens fast jedes Mädchen schön ist, aber es sind Frauen mit Madonnengesichtern, die sich ewig wiederholen und darum bald langweilig wirken, wogegen die viel spärlicher gesäten Schönheiten von Madrid recht verschiedenartig, aber immer pikant und reizvoll erscheinen. Die Andalusierin hat fast durchweg blauschwarzes Haar, schwarze, blitzende, mandelförmige Augen, einen brünetten aber reinen Teint, eine sehr zierliche bewegliche Gestalt, und besonders kleine und zierliche Hände und Füße. Sie kleidet sich geschmackvoll und farbenfreudig. Berühmt sind die ausgelassenen und überaus graziösen Tänzerinnen

Abb. 910. Junge Malteserin.

Sevillas, von denen ja einige Weltruf erworben haben. Da ich gerade vom Tanze spreche: noch besser als die Andalusierin tanzt die spanische Zigeunerin, die auch an Grazie und Anmut den Töchtern des Landes nicht nachsteht. Ähnlich den Andalusierinnen sind die Frauen des Gartenlandes von Valencia, denen aber ein hitziges Temperament und Eifersucht nachgesagt wird. Hören wir zum Schluß noch einige Ansichten anderer Reisender über die Frauen des Südens. De Amicis schreibt:

„Ich glaube, in keinem Lande gibt es eine Frau, welche passender als die Andalusierin erscheint, um die Männer auf den Gedanken einer Entführung zu bringen. Und dies nicht allein, weil sie die Leidenschaft, den Ursprung aller Torheiten erweckt, sondern auch weil sie aussieht, als sei sie zum Fangen und zum Verstecken gemacht; sie ist so klein, leicht, rundlich, elastisch, biegsam. Ihre beiden Füßchen könnte jeder in die beiden Taschen seines Überrockes stecken und sie selbst, mit einer Hand um die Taille gefaßt, wie eine Puppe aufheben. Es würde genügen, den Finger auf ihren Kopf zu drücken, um sie wie ein Rohr zu knicken. Mit ihrer natürlichen Schönheit verbindet sie die Kunst zu gehen und Blicke zu werfen, die einen unschuldigen Beobachter verrückt machen könnten." Ähnlich lautet das Urteil Obersteiners in seinem Buche „Nach Spanien und Portugal": „Die Verhältniszahl der schönen Frauen und Mädchen ist vielleicht in Sevilla nicht viel günstiger als in andern von der Natur nicht gerade stiefmütterlich bedachten Städten, aber daß es hier einzelne so hervorragende Schönheiten gibt, wie sie in dieser Weise anderswo kaum zu finden sein dürften, unterliegt keinem Zweifel. Insbesondere die Augen — und das gilt ziemlich allgemein — sind hier von einer Glut und einer Tiefe, daß

Abb. 911. Spanierin.
Baskischer Typ.

Abb. 912.
Spanische Sängerin.

Abb. 913. Spanierin der guten Gesellschaft.

sie durch diese Eigenschaft allein die Andalusierin verraten. Ihren Teint wissen die Damen in merkwürdiger Weise zu erhalten, trotzdem man außer dem Fächer weder Hut noch Sonnenschirm als Schutzmittel gegen die brennende Sonne bei ihnen sieht; ja, es ist anzunehmen, daß diese blendende Weiße der Haut oft auf Rechnung künstlicher Mittel zu setzen ist. Zählt man nun zu alledem noch die so kleidsame Tracht der Mantilla, die grellfarbige Blume in dem sehr üppigen, dunklen Haar, die auffallende Kleinheit der Hände und Füße, die lebendige Grazie des Ganges und das ausdrucksvolle Spiel mit dem nie fehlenden Fächer, so ist es kein Wunder, daß manche Reisende über die Schönheit der Andalusierin gar nicht zur Ruhe kommen."

Die Portugiesin.

Recht verschieden von den Spaniern sind die Portugiesen. Lord Byron wird das bekannte Wort zugeschrieben: Man nehme dem Spanier alle guten Eigenschaften — was übrig bleibt, ist ein Portugiese. Daran ist manches Wahre, aber es wäre zu ungalant, es auf die Frauen zu übertragen. Indessen sind bei den Männern dieses Volkes, das ohne Grund so überaus von sich selbst eingenommen ist, in der Tat nicht viele hervorragende Eigenschaften anzutreffen. Den Portugiesen scheint allen insgesamt Großmannssucht in den Kopf gestiegen; kaum daß sie imstande sind, eine Äußerung ohne groteske und lächerliche Übertreibung zu tun. Damit mag es zusammenhängen, daß sich in der Anrede der Personen Gebräuche herausgebildet haben, die jeden Fremden zum Lachen reizen müssen. So werden z. B. Herren und Damen — auch jüngere Damen — der besseren Stände nie anders als mit „Exzellenz" angeredet. „Euer Herrlichkeit" (Vossa Senhoria) wäre schon minder höflich; zum Krämer sagt

Abb. 914. Vornehme Valenzianerin.

Abb. 915. Frauen aus einfachem Stande in Valencia.

man in der Anrede „der Herr . . .“, zum Barbier und Zeitungsverkäufer „Euer Gnaden“ (Vossa Mercê) und selbst die Anrede der Geschwister unter sich (você) ist nur eine Abkürzung des letzteren. Aber hier ist nicht der Ort, alle Grotesken unserer „Neo-Lusitanier“ aufzuzählen. Ihrem schlappen Wesen entspricht auch die mark- und kraftlose, überaus weiche Sprache, die besonders im Munde des Mannes für unsere Ohren oft widerlich klingt; doch erscheint sie ganz angenehm, wenn Poesien von Frauenmund vorgetragen werden.

Aus dem sonderbarsten physiologischen Experiment, das jemals mit Menschen auf europäischem Boden angestellt worden ist, der Kreuzung heterogenster Elemente, sind die Portugiesen entstanden; kein Wunder, daß das Produkt ein absonderliches geworden ist. Wenn Völker einer Rassengemeinschaft sich mischen, sieht man überall

Abb. 916. Junge Spanierin.

Abb. 917. Spanierin der Gesellschaftsklasse.

ein gutes Resultat entstehen. Bei den Vorfahren der Portugiesen aber, als das Land eben die einzige, kurze, glorreiche Periode seiner Geschichte hinter sich hatte, mischten sich die braven Lusitanier wacker mit afrikanischen Negern. Es heißt, daß man im 16. Jahrhundert in Lissabon so viel Schwarze wie Weiße auf den Gassen sah. Nun aber zu den Frauen.

Die Portugiesin ist nichts weniger als eine Schönheit. Wenn nicht die Hauptstadt am Tejo eine, nur leider nicht allzu große Anzahl von Schönheiten, die an die Spanierin erinnern, besäße, könnte man getrost sagen, Portugal sei das Land der häßlichen Frauen. Die Portugiesin vermag auch nicht sich zu „verschönern“ wie die Französin, die, wie wir gesehen haben, es versteht, durch ihren Geist, den lebendigen Ausdruck ihres Seelenlebens etwaige Mängel ihres Antlitzes vergessen zu machen. Sie ist im allgemeinen von kleiner oder mittlerer Statur und geschmeidig gebaut; doch fehlt ihr die feine Hüftenlinie anderer Romaninnen. Die Gesichtsfarbe ist viel dunkler als bei der Spanierin; die Züge sind dieser zwar ähnlich,

Abb. 918. Vornehme Valenzianerin.

doch weit entfernt von deren Feinheit. Die Lippen sind sinnlich stark, die Nase ist nichts weniger als schön. Was an diesem Gesicht aber am unangenehmsten auffällt, ist der gelangweilte, apathische Ausdruck. Daraus möchte man schließen, daß es den Portugiesinnen an Leidenschaft gebricht; doch ist das keineswegs der Fall, nur soll ihre Leidenschaft, die sie äußerlich wohl zu zügeln wissen, rein erotischer Art sein. Gänzlich aber ermangeln sie der Lebendigkeit und der Geistesblitze ihrer Schwestern auf der kastilischen Hochebene. Dennoch glaubt die Portugiesin, gleich ihren Männern, von denen keiner das Pulver erfunden hat, vieles, wenn nicht alles zu wissen. Lassen wir ihren Geist und bewundern wir lieber ihre kleine, zierlich geformte Hand und freuen uns an ihrem schön entwickelten Busen. Es heißt sogar, daß die Portugiesinnen die stärksten Brüste aller Europäerinnen besitzen.

Die langen Stunden des Tages verbringt die vornehme Portugiesin am liebsten in ihrem Hause mit süßem Nichtstun, unterbrochen durch ein wenig leichte Lektüre oder ein wenig Musizieren. Das Haus verläßt sie überhaupt selten. Ihr Tageswerk würde eine Deutsche oder eine Engländerin vielleicht in einer Stunde verrichten. Die jungen Mädchen sollen unter sich fröhlich, plauderlustig und von bescheidenen Allüren sein. Einen Vorzug muß man aber den Frauen der schönen Lisboa gegenüber den Madrileñas einräumen: daß sie bessere Schulen besuchen und — so wenig es auch nach unsern Begriffen sein mag — mehr lernen als diese. Die Frauen der wohlhabenden Familien von Lissabon und Oporto wissen sich geschmackvoll, sogar elegant zu kleiden, wobei ihnen die Pariser Mode allein maßgebend ist; wie ja bei den Portugiesen Paris überhaupt noch die einzige Stadt ist, die einer Erwähnung nach

Abb. 919. Vornehme Valenzianerin.

Abb. 920. Spanische Tänzerin.

ihrer eignen Hauptstadt wert ist! Ich sagte schon, daß Lissabon eine Anzahl schöner Frauen birgt; das gleiche wird von der Provinzstadt Guimarães berichtet.

Eintönig genug mag sich das Leben der Frauen in der Provinz abspielen. Ihre Behausung zeigt die gleiche triste Einrichtung, wie wir sie in Spanien fanden. Die Beschäftigung besteht aus Nähen, ein wenig Kochen, Plaudern, Lesen, zur Messe gehen und aus dem Fenster gucken. Außer beim Kirchgang zeigt sich die Portugiesin der Provinz fast nie auf der Straße.

Bei dem Landvolk haben die Frauen eine unabhängige Stellung. Zum Unterschied von den indolenten Städterinnen arbeiten sie sehr hart, sind dabei aber heiter und guter Dinge, hilfreich in jeder Not, und besitzen einen bei Bäuerinnen ganz ungewöhnlichen Mutterwitz. Ihre Bewerber sind demütig und geduldig, und die Frauen wissen wohl, was ihrer Würde geziemt.

Ich kann nicht umhin, von dem Liebeswerben des portugiesischen Jünglings zu erzählen. Man weiß von der heißblütigen, romantischen Art, mit der der Spanier, der Italiener und mehr oder weniger die Männer aller Völker angebetete Frauen umwerben. Anders der Portugiese. Sein Werben ist von einer Art, daß auch nicht die sittenstrengste Gouvernante aus dem Wuppertal etwas Anstößiges daran fände. Unser Seladon stellt sich nämlich einfach unter das Fenster der Geliebten und weilt dort stundenlang, wartend, daß die Dame seines Herzens von Zeit zu Zeit einen Blick auf ihn wirft. Der Schmachtblick voll süßem Vergehen, den er ihr dann erwidert, würde das Zwerchfell unserer nordischen Frauen erschüttern, bei seiner Portugiesin aber muß er wohl zünden. — Hören wir noch Schweiger-Lerchenfeld über die Frauen des Landes:

„Die Portugiesin unterscheidet sich wesentlich von der Spanierin. Sie ist weniger mobil und lebensfreudig, weniger auf-

Abb. 921. Spanische Tänzerin aus Madrid.

Spanierin.

geweckt und von Luſt beſeelt, ganz und gar im öffentlichen Leben aufzugehen. Sie verbleibt gern im Hauſe und ſchaut gelangweilt aus dem Fenſter auf die Straße hinab. Einen Gegenſatz zu dieſem Frauenleben, ſelbſt in den größten Provinzſtädten Luſitaniens, bildet die Erſcheinung der Reſidenzbewohnerin, die ſtolze Schöne des ſtolzen Liſſabon. Jedenfalls ſind die Frauen Liſſabons die ſchönſten des Landes zwiſchen Minho und Algarve. Der Schimmer des Vergehens und Verblühens, der ſie ſtreift, gibt ihnen einen Reiz, der viel Ähnlichkeit mit dem hat, den ein verblaſſendes Kunſtwerk, ein durch die Jahrtauſende verwitterter Prachtſchmuck einflößt."

Abb. 922. Jugendliche Spanierinnen.

Wir ſollten nun als letzte Repräſentantin der romaniſchen Völkergruppe die Rumänin kennen lernen. Bevor wir dazu kommen, mögen wir noch einiger Germaninnen und Romaninnen gedenken, die, abgetrennt von ihren eigentlichen Schweſtern, in beſonderen politiſchen Konſtellationen leben, nämlich der Frauen der Schweiz und Belgiens. Alsdann mögen die Rumäninnen als Übergangstypus zur ſlawiſchen Völkerfamilie folgen.

Die Frauen der Schweiz.

Da die Schweiz von vier verſchiedenen Volksſtämmen bewohnt wird, können wir auch nicht von einem einheitlichen Typus ſprechen. Das einzige, was dieſe Völker gemeinſam haben mögen, iſt eine gewiſſe Vergröberung der Züge im Vergleich zu den Volksſtämmen, denen ſie ethniſch zuzurechnen ſind. Es iſt klar, daß dieſe Eigentümlichkeit, die bei der Deutſch-Schweizerin ſelbſt in den Städten nicht ſelten den Charakter des Bäuriſchen trägt, eine Entfaltung von Schönheit ausſchließt; in der Tat wird man beobachten, daß in der Schweiz

wahrhaft schöne und edle Züge äußerst spärlich gesät sind. Dagegen finden sich nicht selten schlicht hübsche, sympathische Gesichter.

Die vier Volksstämme, die sich auch sprachlich voneinander unterscheiden, sind:

die Deutsch-Schweizer,
die Französisch-Schweizer,
die Italienisch-Schweizer oder Tessiner und die Rhätier oder Graubündner.

An den Grenzgebieten, sowohl zwischen den genannten Stämmen, wie nach den Nachbarländern hin, finden sich zahlreiche Übergangstypen. Machen wir zunächst die Bekanntschaft der

Deutsch-Schweizerin.

Die Deutsch-Schweizer haben es trotz 1500—2000jähriger Landesansässigkeit und Vermischung noch nicht zu einer homogenen physischen Verschmelzung bringen können, so daß nicht einmal dieser Typ festgestellt werden kann. Etwa zwei Drittel von ihnen sind deutsche Alamannen, eine gesunde, kräftige Spielart von Schwabentum, leicht durchsetzt von römischen und keltischen Elementen.

Die Deutsch-Schweizerin, zuweilen Alamannin genannt, hat wohl die meiste Ähnlichkeit mit der Süddeutschen, besonders der Schwäbin, doch erscheint sie etwas hartknochiger; ihre Züge sind gewöhnlich etwas gröber, fleischiger, indessen sind, wie schon eingangs erwähnt, hübsche Antlitze keineswegs selten. Sie ist gewöhnlich blond von Haar und groß und kräftig gebaut. Die zahlreichen dunkeln Typen deuten auf keltische oder römische Mischung der Vorfahren. Im Wesen heiter, obschon viel stiller als die Frauen Tirols oder Oberbayerns, sind die Schweizerinnen sehr fleißig, aber schwerfälliger und langsamer in der Ausführung ihrer Arbeit, intelligent, doch ein bißchen weniger „hell" als ihre deutschen Schwestern. Von Charakter sehr aufrichtig, herzlich und ehrlich, übertrifft die Deutsch-Schweizerin an wahrer Moralität die Frauen aller Nachbarländer. In religiöser Hinsicht legt sie sich weit weniger Fesseln an als die Frauen von Oberbayern und Tirol. Sie liebt leidenschaftlich Musik, besonders Gesang. Auch der Tanz wird gepflegt, wenn auch nicht mit dem Enthusiasmus der deutschen und österreichischen Nachbarinnen. Ohne das „Juchhe" der Tirolerin, ohne die Ausgelassenheit und Tollheit bayerischer und schwäbischer Dirndln, strömt doch eine Zufriedenheit mit ihrem Schicksal und ein Frohsinn aus

Abb. 923. Sevillanische Straßensängerin.

der Seele der Schweizerin, um die sie alle andern Frauen beneiden könnten. Mit diesem frohsinnigen Gemüt vereint sie aber Ernst in allen ihren Handlungen, Gewissenhaftigkeit, Treue in jeder Hinsicht und Ausdauer als ihre Haupttugenden. Bildung ist unter ihnen vielleicht noch allgemeiner verbreitet als unter deutschen Frauen. Ihre Sprache ist die alamannische oder deutschschweizerische, die für Reichsdeutsche in der Gegend von Bern am schwierigsten zu verstehen ist; doch versteht und spricht eine jede bis in die unteren Volksschichten hochdeutsch, das in den Schulen als Unterrichtssprache gebraucht wird.

Den modernen Bestrebungen der Frauen steht die Schweizerin sympathisch, wenn auch nicht mit dem Enthusiasmus ihrer deutschen Schwester gegenüber. Ihre Domäne ist in erster Hinsicht die Häuslichkeit, die Sorge für das leibliche Wohl des Gatten und der Kinder, denen sie sich mit ganzer Seele widmet. Ältere Schwestern sind schon frühzeitig besorgt um das Wohl der kleineren Geschwister. In der Öffentlichkeit finden wir sie als Hoteliere und Vorsteherin unzähliger Wirtschaften, als züchtige „Saaltochter" (unseren Kellnerinnen entsprechend), als Lehrerin und Beamtin in subalternen, aber auch in höheren Stellungen. Osenbrügger erzählt, daß die Schweizer Frauen sich im Telegraphen- und Postdienst vortrefflich bewährt haben; obwohl sie alle Korrespondenzkarten lesen müssen, werden sie mit der täglichen Arbeit der Post ebenso gut fertig wie die Männer. Auch den Nachtwächterdienst bestellen sie hier und da, indem sie in diesem Amt sogar allzu „seßhafte" Männer öfters aus den Wirtschaften nach Hause schicken.

Diese letzteren Notizen sollen die Deutsch-

Abb. 924. Junge Valenzianerin.
(Typischer Kopf einer Spanierin. Man möchte die römisch-maurisch-semitische Zusammensetzung des Blutes aus den Zügen herauslesen.)

Schweizerin nicht etwa in ihrem Wert herabsetzen; es sollte damit nur gesagt werden, daß sie jeden Posten, den sie einnimmt, auch ausfüllt. Wir verabschieden uns von ihr als einer der vortrefflichsten Frauen, die Deutschlands Gaue zählen.

Die französische Schweizerin.

Sie hat von der Französin etwa so viel Züge wie die deutsche Schweizerin von der Deutschen. Von Figur kleiner als ihre deutsche Landsmännin, gleicht sie im ganzen der Französin; doch sind auch ihre Körperformen und Gesichtszüge etwas vergröbert. Dagegen erscheint sie physisch frischer und von gesunderem, kräftigerem Körperbau. Auch in der Hautfarbe gleicht sie ziemlich

Abb. 925. Andalusierin aus dem Volk.

den Französinnen, obschon sie gewiß weniger Mittel anwendet, um ihre Haut zu schützen. Brünette Züge und dunkles, kastanienbraunes und schwarzes Haar sind vorherrschend; im übrigen sind Blondinen unter ihnen häufiger als unter Französinnen.

Man pflegt die Genferin als die typische französische Schweizerin hinzustellen. In ihrem Auftreten etwas plump und ungeschickt, ist sie in dieser Hinsicht recht unähnlich der Französin. Sie mag das selbst empfinden, indem sie hinter einer gekünstelten Ungezwungenheit und einem gewissen leicht hochmütigen Ton ihre Mängel zu verbergen sucht. Im allgemeinen ist sie ein ruhiger, stiller, wenig frohsinniger, mehr in sich gekehrter Charakter und nicht gerade liebenswürdig. Doch ist sie keusch und steht auf der moralischen Höhe der Deutsch-Schweizerin. Natürlich versteht die vornehme Genferin sich elegant zu kleiden; aber welche Mühe kostet ihr das im Vergleich zur Französin, die, ohne einen Moment zu zaudern, das Richtige für ihre Person zu wählen weiß!

Die wissenschaftliche Ausbildung der französischen Schweizerin steht auf einer weit höheren Stufe als die ihrer westlichen Nachbarinnen; sie wetteifert darin mit ihren Landsmänninnen von Basel und Zürich und ist den Frauen keines Landes auf geistigem Gebiet unterlegen. Besonders in Genf wird mit Lernbegier und Wissen ein förmlicher Sport getrieben, wobei öfters die entlegensten Spezialwissenschaften zum Studium erwählt werden. Allein auf künstlerischem Gebiet werden ihre Bemühungen von dürftigen Erfolgen begleitet.

Sehr strikt, den Vorschriften des „guten Tones" gehorsam, ist die französische Schweizerin je nach ihrer Erziehung, bald kalvinistisch religiös, bald aufgeklärte

Abb. 926. Mädchen mit Mantilla und Manta von Mallorca.

Abb. 927. Mädchen aus Pollenza mit Rebosillo, Insel Mallorca.

Atheistin. Ihre hervorragendste Eigenschaft ist ihr Wohltätigkeitssinn, den sie in schlichter und doch wirkungsvoller Weise betätigt. In der Gesellschaft herrschen im allgemeinen schlichte Gebräuche; an den Pariser Salon mag man nur in den Kreisen der Allerwohlhabendsten erinnert werden.

Die italienische Schweizerin.

Die Frauen des Kantons Tessin von den lombardischen Frauen Italiens zu unterscheiden, dürfte schwer fallen. Indessen hat das gesundere, gebirgige Klima der südlichen Schweiz einen robusteren und gesunderen Menschenschlag hervorgebracht, der auch sittlich den Völkern der Po-Ebene überlegen ist.

Die Tessinerin ist bekannt für ihren nie getrübten Frohsinn, ihren natürlichen Anstand und die Schlichtheit ihres Wesens. Rühmlich ist ihre Treue und am rühmlichsten ihre Herzensgüte.

Abb. 928.
Novize aus Pollenza, Insel Mallorca.

Weniger angenehm mag uns ihr bis zur ärgsten Bigotterie getriebener Kirchenkultus berühren. Alle diese Züge finden sich sowohl beim einfachen Volk wie bei den begüterteren Klassen, die übrigens alle den unteren Volksschichten entstammen. Leider geht bei den Wohlhabenderen alle vermeinte Bildung in Putzsucht auf, während wirkliche geistige Kultur gleich Null ist. —

Über die Graubündnerin, die eine uralte romanische Sprache, das Rhätische oder Ladinische, ihre Muttersprache nennt, aber ebensogut deutsch und, was bemerkenswert ist, ohne den Akzent der Deutsch-Schweizerin spricht, können wir uns kurz fassen. Die Bündnerinnen sind den bräunlichen Tessinerinnen an Hautfarbe und Gestalt nicht unähnlich; von biederem Wesen, intelligent und von Ausdauer, beson-

Abb. 929. Junge Mädchen von Mallorca.

Abb. 930. Eine schöne Lisbonense.

ders begabt für die Erlernung von Sprachen, sind sie fähig in jeder Lebenslage ihren Weg zu finden. In den versteckteſten Tälern des Engadin beheimatet, findet sich die Bündnerin in der weiten Welt, in die sie gleich ihren unternehmenden Männern nicht selten hineingeschneit kommt, zurecht, als sei sie überall zu Hause.

Die Frauen Belgiens.

Die Belgier haben als Volk nur eine politische, keine ethnische Bedeutung. Das Land wird von zwei grundverschiedenen Völkern bewohnt, den Wallonen, die, gallischen Ursprungs, mit den Franzosen, und den germanischen Vlamen, die mit den Holländern stammverwandt sind. Der Leser findet das Wesentlichste in den Artikeln über die Französin bzw. über die Holländerin. Indessen mögen doch einige Worte am Platze sein, die Besonderheiten dieser beiden Volksstämme beleuchten sollen.

Beide Völker, obgleich geeint durch ein Gesetz und ein politisches Band, stehen sich doch fremd gegenüber. Sie hassen sich nicht, aber sie lieben sich auch nicht. Für den gemeinsamen Verkehr dient die französische Sprache, die die Wallonen ausschließlich sprechen, während die Vlamen unter sich sehr eifrig ihr vlamisches Holländisch pflegen. Die blonde helläugige Vlamin erinnert durchaus an die Holländerin. In den rein mondänen Kreisen finden sich wohl auch Typen, die in ihrem Äußern wie in ihrem Wesen den anziehendsten Frauen Hollands gleichen; dagegen wird man unter den arbeitssamen Jungfrauen, die man in den sog. „Beginenhöfen" kennen lernen kann, Schönheiten nur sehr spärlich entdecken. Die

Abb. 931. Jugendliche Lisbonense.

Abb. 932. Portugiesin, Milchverkäuferin.

Abb. 933. Portugiesin aus dem Volke.

Gestalten dieser Jungfrauen sind fast ohne Ausnahme unerfreulich. — Die Wallonin ist eine arbeitsame, geistig rege und — zum krassen Unterschied von der phlegmatischen Vlamin — leicht erregbare, durchaus moderne Frau von brünettem Typus. Daß die „Bruxelloise" versucht — obwohl vergeblich — mit der Pariserin auf allen Gebieten zu wetteifern, ist bekannt.

Die Rumänin.

Eine Sonderstellung nimmt auf dem Balkan die feurige Tochter der Moldau ein. Wie schon der Name sagt, deutet die Abstammung auf römisches Blut. Mit nicht geringem Stolz, aber völlig unberechtigt, nennen sich die Rumänen die „reinen" Nachkommen der alten Römer. In Wirklichkeit stammen sie aus einer Vermischung römischer Kolonisten mit landesansässigen Daziern, von denen uns freilich wenig bekannt ist. Über dieses neuentstandene Volk flutete später die ganze Slawenschar, und das Endprodukt sind eben die heutigen Rumänen. Die Sprache, aus einer gleichwertigen Mischung lateinischer mit slawischen Elementen entstanden, enthält auch zahlreiche türkische Stammworte; woraus aber nicht geschlossen zu werden braucht, daß die Rumänen auch die Türken zu Vettern haben.

Abb. 934. Junge Portugiesin.

Abb. 935. Portugiesische verheiratete Frau.

In ihrem Äußern erscheint die Rumänin als ausgesprochene Südländerin und Romanin, in manchen ihrer Eigenschaften aber, z. B. in ihrer oft sinnlosen Verschwendungssucht und im Grunde genommen unkünstlerischen Prachtliebe, erinnert sie an die Moskowiterin und Polin. Ihre Schönheit wird nicht nur bis weit über die Grenzen ihrer Heimat gewürdigt, sondern ebenso an den Ufern der Seine, wo die Rumänin „ihre" Hauptstadt hat, in der sie behauptet sich mehr zu Hause zu fühlen als in der — andern Hauptstadt, Bukarest.

Die Rumänin ist von mittelgroßer, schlanker Figur, weit biegsamer und geschmeidiger als alle Slawen und von feiner Taille. Das Haar, von tiefer Schwärze, fällt in schlichten, welligen Strähnen über den feinen schmalen Nacken. Auch die wohlgeformten, meist großen, zuweilen auch kleinen und schmalen Augen sind tiefschwarz. Sie werden von langen, melancholisch wirkenden Wimpern umsäumt und von buschigen Brauen beschattet. Die Stirn ist kurz, die Nase von feinstem Schnitt, entweder römisch oder zierlich gebogen. Der Mund ist klein, doch verraten die Lippen Sinneslust. Die Brüste sind wohlgeformt, Arme und Beine rund, die Füßchen schmal und klein. Die Gesichtsfarbe ist etwas heller als die der tiefbraunen Männer, olivfarbig und ein wenig bleich. In ihren Bewegungen ist die schöne Moldautochter von berückender Anmut.

Die Rumänin ist physisch frühreif und sehr fruchtbar. Das junge Mädchen wird nach Art der französischen Klostererziehung streng und abgeschlossen gehalten, um dann aber als verheiratete Frau um so mehr Freiheit zu genießen. Sie ist voller Liebe für ihre Familie, aber als Gattin nicht von unfehlbarer Treue, indem sie nicht selten den leichten Prinzipien lebenslustiger Französinnen und Polinnen huldigt. Sie ist eine überaus zärtliche Mutter, dabei aber eine ganz untaugliche Erzieherin ihrer Kinder, für die oft eine fremdländische

Abb. 936. Eine Deutsch-Schweizerin (Bernerin).

Wehrli A. G., Kilchberg Zürich phot.

Tessinesische Landfrauen vom Lago Maggiore.
(Italienisch-Schweizerinnen.)

Abb. 937.
Französische Schweizerin.

Abb. 938.
Junge Genferin.

Abb. 939. Junges Mädchen
aus der französischen Schweiz.

Gouvernante engagiert werden muß. Auch geistig ist die Rumänin frühreif. Talentiert auf allen Gebieten, ist sie aber zu träge, um ihre Talente genügend auszubilden. Vielmehr liebt sie gleich allen ihren Schwestern im Balkan und Orient am meisten Ruhe, Müßiggang und Wohlleben.

Ihr Gemüt ist heiter und lebensfroh. Ihr Temperament möchte ich sanguinisch-cholerisch nennen; es vermag zu echter südlicher Leidenschaft zu entflammen. Wirklich wird in Rumänien viel geliebt und noch mehr geliebelt. Wollte man aber die Rumänin nach den so gern geführten schalen Geschwätzen über Liebesdinge beurteilen, so wäre man geneigt, ihr Tiefe der Empfindung abzusprechen.

Gesellschaftlich zeigt sie sich rege und unterhaltend, ohne jedoch durch Esprit zu glänzen. Eher fällt ihre Plapperhaftigkeit auf. In geistiger Hinsicht steht sie gewiß etwas höher als ihre Balkanschwestern aus Serbien und Bulgarien. Von andern Nachbarinnen ist ihr die Griechin an Witz und Bildung weit überlegen. Ihr Benehmen, ihr Takt und die Sicherheit des Auftretens freilich lassen nichts zu wünschen übrig. In ihrer Unterhaltung bevorzugt die Rumänin stets die französische Sprache. Diese Koketterie geht so weit, daß sie sich, besonders in Bukarest,

Underwood & Underwood phot.

Abb. 940. Gruppe von Schweizerinnen.

Abb. 941. Rumänin aus Jassy.

eigentlich nur, wenn sie sich im intimsten Kreise bewegt, ihrer Muttersprache bedient. Alle entfernteren Verwandten und Freunde sollen im Glauben erhalten werden, als spräche man in ihrem Hause nur französisch. Auch deutsch versteht man recht gut, spricht es aber nur, wenn eine besondere Veranlassung dazu vorhanden ist.

Die Sucht, französisches Wesen zu kopieren, ist eine der am wenigsten erfreulichen Seiten der Moldautochter. Ist schon jede Art von Kopie, weil sie auf eine minderwertige Individualität schließen läßt, von fraglichem Wert, wieviel mehr bei der Rumänin, die ihrem Vorbild, der Französin, doch nichts als ihre Eleganz und gesellschaftlichen Allüren abgeguckt hat, ohne deren Kultur und inneren Wert zu begreifen. Die Französin ist Meisterin im Haushalt, die Rumänin hat keine Vorstellung von Ökonomie; die Französin ist die beständige Genossin, der „stille Kompagnon" ihres Gatten in seinen Geschäftsangelegenheiten, die Rumänin würde geschäftliche Tätigkeit verachten; ist doch ihr eigner Gatte nur ein schlechter Geschäftsmann. Der Salon der Französin zeugt von feinem, künstlerischem Geschmack, der Salon der Bojarin nur von Reichtum und Überladung. Er birgt eine solche Fülle von Dingen, daß man darüber stolpern könnte. Exquisites Kunstwerk, vor allem solche Objekte, die einen persönlichen Geschmack (nicht etwa den des Kunsthändlers) verraten, sind selten vorhanden.

In ihrem leichten Sinn, um nicht zu sagen Leichtsinn, steht die Rumänin der Polin nicht viel nach; in der Genußsucht übertrifft sie sie. Mit die-

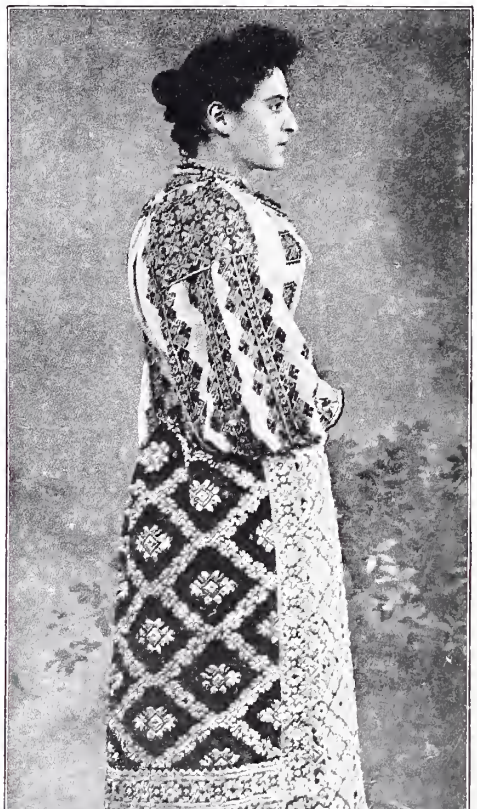


Abb. 942.
Rumänische Dame in der nationalen Tracht.

sen Eigenschaften gehen Sinnlichkeit, Eitelkeit und Putzsucht Hand in Hand. Immerhin tritt die Rumänin in ihrer Heimat maßvoller auf als im Ausland, besonders in Paris, wo sie eine möglichst protzige Verschwendungssucht zu entfalten für notwendig und für schik hält.

Rumänien ist ein so musik- und sangfreudiges Land wie kein anderes im Balkan. Eine tiefe Melancholie geht durch die Lieder des Volkes, die selbst für ihre leidenschaftslosen, einförmigen, gemessenen Tänze (die Horas, die die westlichen Zuschauer unendlich langweilen), charakteristisch ist. Ob im Grunde einer rumänischen Seele wirkliche Melancholie schlummert? Wo man auch dieses Volk beobachtet, scheint Frohsinn, vielleicht auf der Unterströmung von orientalischem Indifferentismus die Grundstimmung seiner Seele zu bilden.

Emil Fischer, Hermannstadt phot.

Abb. 943. Rumänische Frau in Siebenbürgen.

Was übrigens die nationalen Tänze und Lieder betrifft, so ist wohl zu beachten, daß sie nur das geistige Eigentum des Bauernstandes bilden und in den Städten allenfalls in den mittleren und unteren Ständen gepflegt werden. Die sich „besser" dünkenden Kreise, deren „Bildungsdrang" sich hauptsächlich auf das Lesen französischer Romane (meistens der seich-

D. Stahala phot.

Abb. 944. Rumäninnen aus der Dobrudscha, Zwillingsschwestern, 19 Jahre alt.

Abb. 945. Ruſſiſche Bäuerinnen.

teren Gattung) erſtreckt, die ſich, wie wir gezeigt haben, möglichſt franzöſiſch gebärden, haben nur Verachtung für dieſe nationalen Erzeugniſſe, die ihnen meiſt auch ganz unbekannt bleiben. Und doch iſt die Rumänin des Volkes „eine Dichterin", wie ſie K. E. Franzos nennt. „Das Lied freilich, das ſie in dem einen Momente hinausſingt in die blühende Flur des Südens, um es im nächſten wieder zu vergeſſen, iſt ſehr kunſtlos, ſehr einfach — aber es lebt mehr, weit mehr urſprüngliche Poeſie darin, als in den Verſen ſo manchen deutſchen oder franzöſiſchen Modedichters."

Abb. 946 Ruſſiſche Abtiſſin.

Auch unter den rumäniſchen Bäuerinnen finden ſich überaus zahlreiche hervorragende Schönheiten, wenn auch ihre Haut weniger rein (ſowohl von Natur, wie durch die Mißachtung von Seife) als die der Vornehmeren, und die Züge meiſtens etwas gröber ſind. Zum Unterſchied von der trägen Städterin der wohlhabenden Stände iſt die rumäniſche Bäuerin durchaus fleißig, ohne freilich jemals die Arbeitsleiſtung ihrer Nachbarin, der bulgariſchen Bäuerin, zu erreichen. Wer täte auch ſonſt die Arbeit für ſie? Denn ihren Männern iſt Arbeiten noch verhaßter als Waſſer und Seife. Zum Dank dafür wird ſie von dieſen dem Trunke zugetanen Kavalieren von Zeit zu Zeit verprügelt, und ſie nimmt die Prügel als eine ſelbſtverſtändliche Gabe hin, die der Himmel den rumäniſchen

Abb. 947. Vornehme Großrussin aus St. Petersburg im nationalen Kostüm.

Bäuerinnen besonders reichlich gewährt. Auch sie liebt sich zu putzen und ihr Gesicht zu schminken, oder auch das Haar zu färben gleich den städtischen Damen.

Nachdem ich in den vorstehenden Zeilen versucht habe, ein Bild der Rumänin zu entwickeln, möchte ich doch nicht den Anschein erwecken, als seien alle Rumäninnen so beschaffen. Besonders in den zahlreichen Provinzstädten, aber auch in vielen Kreisen der Hauptstadt finden sich genug Frauen, die sich vorteilhaft von dem geschilderten Typ, den man in Paris nicht mit Unrecht zur Gattung der „Rastas" rechnet, unterscheiden, die in ihrem Wesen unsern besten Frauen, wenn auch nicht gleichen, so doch recht nahe verwandt sind.

Wir verlassen nunmehr die romanischen Stämme und begeben uns zu den

Frauen der slawischen Völker.

Man teilt die Slawen ethnographisch am besten in Nord- und Südslawen ein, da diese Einteilung die körperlichen Unterschiede am meisten berücksichtigt. Zu ersteren rechnen wir die Groß- und Weißrussen, die Polen, Sorbo-Wenden, Tschechen und Slowaken, zu den Südslawen die Slowenen, Serbokroaten und Bulgaren. Die litauische Völkerfamilie, ein Schwesterglied der slawischen, werden wir im Anschluß an diese kennen lernen.

Die Frauen Rußlands.

In dem gewaltigen östlichen Reiche Europas unterscheidet man zwischen Großrussen, Kleinrussen und Weißrussen. Die Großrussen bilden einen stämmigen, starken, etwas vierschrötigen Menschenschlag mit den für die slawische Rasse typischen, stark vortretenden Backenknochen, blauen oder grauen, heiter dreinschauenden Augen und leicht gelocktem, blondem, aber auch lichtbraunem oder goldigrotem Haar. Dunkelhaarige Großrussinnen sind selten. Die Nase ist etwas dick und stumpf.

Abb. 948. Junge Großrussin aus Moskau.

Abb. 949. Junge russische Bäuerinnen.

Bei der typischen Großrussin, der Petersburgerin oder Moskowiterin, bilden mittlere und große Figuren mit kurzem Hals und starkem Nacken die Regel. Von einem herrlichen Weiß ist ihre Hautfarbe. Die Massigkeit des Knochenbaus, der bei den wohlhabenderen Ständen übrigens von genügender Fleischfülle bedeckt ist, und gleichzeitig das breite Gesicht und die lichten Augen machen sie am schnellsten als Großrussin kenntlich. Dieser Typus wird aber oft verändert durch deutschen (baltischen), finnischen und schwedischen Einschlag; ebenso infolge Vermischung mit Kleinrussen. Oft drängten sich noch Väter aus dem fernen Osten in das schlichte Großrussentum, Tataren mit blitzenden, schwarzen schmalen Augen, oder gar solche, denen die chinesische Mauer näher lag als die Newa; dann ist unser Typus zerstört, und wir glauben eine Vertreterin von Halb- oder Ganzasien vor uns zu sehen.

Das charakteristische Zeichen aller Slawen sei an dieser Stelle einmal genauer besprochen: die vorstehenden Wangenbeine, die den Zusammenhang zwischen den slawischen, also mittelländischen Völkern und den Völkern der uralaltaischen Rasse vermitteln. Man muß — wenigstens bei den Slawen — darunter nicht Wangenbeine verstehen, die merklich und unschön aus dem Gesicht hervorragen. Vielmehr sind sie von Fleisch gut bedeckt, so daß von einer unästhetischen Wirkung nicht die Rede sein kann. Am besten ist diese Bildung so zu verstehen, daß, während bei den übrigen Indoeuropäern das Gesicht von der Nase aus nach den Ohren zu sich rundet, es bei den Slawen als eine Fläche von nicht geringer Breite erscheint. Die Stirn, die breiten, fleischbedeckten Backenknochen, Mund und Kinn bilden gewissermaßen eine gleichmäßige Ebene, in der die Augen etwas tiefer als bei den westlichen Völkern liegen.

In ihrem Wesen ist die Russin langsam, schlendernd, zur Indolenz geneigt. Bei der vornehmen Gesellschaftsklasse, in der sich zum Unterschied von den ärmeren Ständen nicht selten Körperfülle findet, liebt sie, bis in den tiefen Tag hinein zu

Abb. 950. Russische Bauernmädchen im Feststaat.

schlafen und die Nacht zum Tage zu machen. In ihrer nach westlichen Vorbildern elegant und doch mangelhaft eingerichteten Wohnung (von der gleich mehr gesagt werden soll) pflegt die Russin sich in ihren, im Winter überheizten, nach Patschuli riechenden Salons zu rekeln, auf den Diwans auszustrecken, gräßliche Parfüms über sich zu gießen, eine Zigarette nach der andern zu rauchen, seichte, meist französische Romane oberflächlich zu lesen, oder sich vorlesen zu lassen, ein wenig zu musizieren oder dem Spiel andrer zuzuhören, ihre Galans zu empfangen und sich die Kur machen zu lassen, schließlich noch stark und so vortrefflich zu speisen, wie man es allerdings nur in Rußland versteht. Ihr höchstes Vergnügen aber beginnt des Abends, oder vielmehr bei anbrechender Nacht, wenn sie in Gesellschaft von Freunden in pfeilschnell dahinsausenden Troikas in

Abb. 952. Kleinrussische Bäuerin.

Abb. 951. Großrussische Bäuerin.

die oft stundenweit in den Steppen liegenden Restaurants sich begibt, um dort schmachtend, flirtend, trinkend, speisend, im Anhören der faszinierenden Musik der Zigeuner, die Nächte zuzubringen, und schließlich bei grauendem Morgen in ihr Heim zurückzufahren. So charakterisieren Müßiggang und Wohlleben die vornehme Russin.

Den Frauen der mittleren und unteren Stände mangelt nicht nur jeder Sinn für Schönheit, sondern sogar für Ordnung. Bei halbwegs wohlhabenden Leuten anderer Länder wird man gewiß selten eine so dürftige und geschmacklose häusliche Einrichtung finden wie in Rußland, und wo es einmal besser ist, da hat meistens das Beispiel des Westens geholfen. Dasselbe gilt von der Kleidung. Nicht oft dürfte man einem ähnlichen Mangel an Geschmack begegnen wie in diesem Lande. Ohne Paris und ohne französische

Modistinnen, die man außerhalb Frankreichs nirgends so zahlreich vertreten findet wie hier, wären unsere Russinnen in Toilettenfragen völlig ratlos. Natürlich können sich nur die wohlhabenderen Stände der Künste einer Pariser Modistin bedienen. Unmöglich kann es Ärmlichkeit allein sein, die die unbemittelte Russin veranlaßt, sich so abstoßend häßlich zu kleiden, wie man es häufig sehen kann. Man beachte einmal, wie eine Neapolitanerin mit den gleichen kärglichen Mitteln sich herauszuputzen versteht.

Daß es schöne Frauen, besonders in den höheren Ständen gibt, ist zweifellos. Wer einmal in die seelenvollen blauen Augen einer schönen Russin geblickt hat, wird diese Augen nicht leicht vergessen. Im allgemeinen jedoch kann man die Russin keine Schönheit nennen. Es scheint, als ob die flache Gesichtsbildung der Entwicklung schöner Züge hinderlich ist. Daraus erklärt sich, daß der russische Kavalier eine große Vorliebe für die Frauen anderer Völker an den Tag legt; und in der Tat, wieviel mehr mag dem genußsüchtigen Moskowiter außer dem Vorzug des Körpers und des Antlitzes eine Frau des kultivierten Westens bieten als seine eigene phlegmatische, träge, grüblerische Landsmännin! Wie mag ihn die geistig blendende, geschwätzige Französin, die lustige Wienerin und Ungarin, die feurige Rumänin faszinieren! Daher auch Rußland das Dorado der Demimondänen aller Länder ist. Dann aber ist es ihm wieder hoch anzurechnen, daß er sich zur Ehe vorzugsweise eine

Abb. 953. Jugendliche Kleinrussin.

Abb. 954. Weib eines Kosaken.

Wehrli A. G., Kilchberg Zürich phot.

Graubündnerin aus dem Engadin.
(Rhätische Schweizerin.)

Russin oder vielleicht — eine deutsche Jungfrau wählt.

Am erfreulichsten wirkt an der Russin die Leichtigkeit und Eleganz ihrer Bewegungen. Ungeachtet ihrer ziemlich festen, stämmigen Figur scheint sie über den Boden dahinzuschweben. Welch Vergnügen, ihr beim Tanze zuzuschauen, wo sie eine unnachahmbare Leichtigkeit und Grazie entwickelt! In der Tat sind die Russen die vollendetsten Tänzer der Welt.

Abb. 955. Großrussischer städtischer Typus.

Abb. 956. Kleinrussin.

Familiensinn und große Kinderliebe sind bezeichnend für alle Slawen. Die russische Mutter verhätschelt ihre Kinder, ist ihnen aber keine gute Erzieherin. Für diesen Zweck läßt sie sich lieber, d. h. wenn es ihr ihre Mittel gestatten, eine Bonne oder Gouvernante aus dem Westen kommen. Man glaube nicht etwa, daß das nur geschieht, damit die Kinder deutsch, französisch oder englisch lernen; nein, die gesamte Erziehung wird vollständig in die Hände der Gouvernanten gelegt, die aber — so wird ausgesagt — infolge der Gegenarbeit der Mutter (Affenliebe nennen es einige Erzieherinnen) wohl nirgends eine so undankbare Aufgabe zu lösen haben wie in der Residenz an der Newa.

Abb. 957. Kleinrussisches Bauernmädchen.

Über die Russin als verheiratete Frau etwas allgemein Gültiges auszusagen, ist recht schwer. Am Ende gibt es in Rußland so viele glückliche und so viele unglückliche Ehen wie anderswo. Vielleicht ist ihr Unabhängigkeitssinn, der sie mitleidig auf die Deutsche herabblicken läßt, nicht gerade ein geeigneter Boden für glückliche Ehen; aber zweifellos vermag sie aus Herzenstiefe zu lieben, und sie mag redlich bestrebt sein, ihrem Gatten

Abb. 958.
Landmädchen in Südrußland.

Treue zu halten. Andrerseits ist es dem Verführer leicht, sich ihre grenzenlose Gutmütigkeit, die einer starken Versuchung nicht zu widerstehen vermag, zunutze zu machen — jene Gutmütigkeit, die als ein Charakterzug des russischen Volkes wohl bekannt ist.

Abb. 959.
Russische Bäuerin.

Ein besonderer Typus des höheren Standes, der schwerlich in einem andern Lande getroffen wird, ist die „ledige Witwe". In Rußland scheint nämlich die Gattung von Frauen, die man bei uns unter dem Namen alte Jungfern kennt und — sagen wir höflich — ein wenig apart behandelt, als eine Art Outcast zu gelten, die man womöglich beiseite schiebt. Um nicht diesem Geschick zu verfallen, unternimmt die Dame, die kein Mitglied des „egoistischen" Geschlechts an den Altar hat führen wollen, wenn sie entdeckt, daß ihre Reize dahinschwinden, eines Tages eine Reise ins Ausland; d. h. sie begibt sich auf einige Jahre nach Paris, Nizza oder sonstwohin und kehrt dann als „Witwe" ins Moskowiterreich in ihre früheren Kreise zurück. Wer der Unglückliche war, und wo er gestorben, verdorben, der sie inzwischen zur Witwe gemacht hat — man munkelt sich zu, daß es ein Prinz aus Nirgendheim war — verbietet die Höflichkeit zu fragen. Als Witwe aber (ledige Witwe, wie man beiseite sagt), ist sie einer respektvollen Behandlung sicher.

In geistiger Beziehung steht die gut erzogene Russin auf dem Niveau der Männer. Sie besucht mit Vorzug höhere Schulen und Universitäten und erwirbt sich oft einen durchaus beachtenswerten Bildungsgrad. In ihrer Unterhaltung begibt sie sich mit Vorliebe auf abstrakte Gebiete; sie läßt gern

N. Krzywanet phot.

Abb. 960. Weißrussinnen.
Schwestern, in nationaler Festtracht. Im Alter von 15, 18 und 17 Jahren.

ihre politischen Überzeugungen glänzen und liebt es noch mehr, philosophische Lebensanschauungen zu entwickeln. Ob nun doch wohl ihre Bildung nicht ausreicht, oder ob es an diesem barocken russischen Geist liegt, der uns ja auch in der Literatur oft befremdet, jedenfalls sind die Gedanken, die sie entwickelt, fast immer konfus; sie sind an keine Basis gebunden und streben keinem erkennbaren Ziele zu.

Ihre Kunstliebe erstreckt sich fast nur auf Musik, die sie allerdings glühend liebt. Groß ist die Zahl vortrefflicher Klavierspielerinnen und Sängerinnen. Freilich ganz in die Tiefen der musikalischen Kunst vermag sie nicht einzudringen. Brahms, der letzte Beethoven, von einem spezifisch deutschen Meister wie Schumann nicht zu reden, bleiben den meisten musikliebenden Russinnen noch immer verschlossen.

Halten wir nun einmal Umschau nach den „Schönen vom Lande", den russischen Bäuerinnen. In ihrem Äußern den Städterinnen nicht unähnlich, nur daß, wie bei allen Land-

N. Krzywanek phot.

Abb. 961. Weißrussin.
Die mittlere von den drei Schwestern der Abb. 960, 10 Jahre später.

Abb. 962.
Großrussische Schwester vom roten Kreuz.

Abb. 963.
Kleinrussische Braut.

Neue Photogr. Gesellschaft Berlin.

Abb. 964. Polin.

Abb. 965. Vornehme Polin.

bewohnern, die Züge vergröbert erscheinen und daß sie mehr Anlage zur Fettleibigkeit zeigen, sind sie in ihren Sitten von einer beneidenswerten Naivität. Kann man schon in den Städten, z. B. in Moskau oder Petersburg, von den Brücken aus oft beobachten, wie Frauen und Jungfrauen beim Baden ihre Evanacktheit ungeniert enthüllen, wie sollte das bei der Landbevölkerung anders sein? Nicht bei vielen andern Völkern Europas dürfte sexueller Verkehr bei den jungen Leuten so allgemein in Übung und von den Eltern geduldet, wenn nicht gar empfohlen sein, wie bei den Landbewohnern des Zarenreichs.

Abb. 966. Polin.

Hat der Verkehr Folgen — was tuts? Es heißt sogar, daß Mädchen, die auf diese Weise schon ihre Fruchtbarkeit bewiesen haben, am ehesten zu einem Mann kommen. Aber gönnen wir der jugendlichen Bäuerin die kurzen Jahre des Glückes; denn in der Ehe hört jedes Vergnügen für sie auf, da gibt es nichts als Arbeit, harte Arbeit, und wie oft macht der russische Bauer von seinem Recht Gebrauch, den am Nagel hängenden Kantschu herunterzuholen und ihn auf den Rücken seines Weibes sausen zu lassen!

Wie der Bauer sich zu seiner Bäuerin verhält, charakterisieren vielleicht eine Anzahl Sprich-

D. Stahala phot.

Abb. 967. Eine Polin aus Westgalizien. 21 Jahre alt.

wörter. „Liebe deine Frau wie deinen Esel und schüttele sie wie einen Obstbaum", lautet eines dieser edlen Worte, oder aber: „Du kannst deine Frau ruhig mit einem Besenstiel schlagen, denn sie ist nicht von Porzellan." Ein anderes, das dem Bauer Ratschläge gibt, wie er sein Weib zu erziehen hat, sagt aus: „Wenn du deine Frau am Morgen geschlagen hast, vergiß nicht am Mittag noch einmal anzufangen." Bald macht sich die Kur bemerkbar; denn: „Je mehr du deine Frau schlägst, um so besser wird dein Essen sein."

Eine merkwürdige Abneigung scheint die russische Bäuerin gegen Wasser und Seife zu haben. Im Winter scheut sie sich, ihre Unterwäsche und Kleidung überhaupt abzulegen, geschweige denn sie zu wechseln. Das in keinem Dorf fehlende Schwitzbad wird nur am Sonnabend aufgesucht, wo es dann die Unsauberkeit der ganzen Woche um so gründlicher zu entfernen hat.

Zwischen Groß- und Kleinrussen waltet, nach Hellwald, ein Unterschied etwa wie zwischen Preußen und Schwaben. Mir scheinen die beiden Typen doch erheblich mehr voneinander abzuweichen. Deutscher Einschlag ist bei den Kleinrussen verschwin-

Abb. 968. Sorbowendin. Aktstudie.

M. Klau, Kottbus phot.

Abb. 969. Sorbowendin aus dem Spreewald in Festtracht.

M. Klau, Kottbus phot.

Abb. 970. Sorbowendin aus dem Spreewald in Festtracht.

dend gering, finnischer fraglich. Um so mehr hat eine Vermischung mit den gelben schlitzäugigen Tatarenhorden Asiens stattgefunden. Wir unterscheiden nach Volksstämmen unter den Kleinrussen: die Bojken in den Karpathen, bei denen Frauen hoch im Wert stehen müssen; denn bei diesem Stamme soll sich sogar — Vielmännerei finden! Ferner der rauhe Stamm der Huzulen, die Podolen (in Galizien, hier gewöhnlich Ruthenen genannt) und die Kosaken. Jedoch ist zu bemerken, daß nicht alle Kosaken Kleinrussen sind; so gehören z. B. die berühmten Donschen Kosaken zum großrussischen Volksstamm. Dem Typus nach unterscheiden wir: den ukrainischen großwüchsigen, stets brünetten, den ziemlich kleinen und häufig blonden polessischen und den podolisch-galizischen oder ruthenischen Typus, der von mittlerem Wuchs ist.

Im allgemeinen ist die Kleinrussin, deren Gestalt stets schlank ist, bedeutend kleiner als die Männer ihres Stammes. Ihre Gesichtsfarbe ist bräunlich, das Haar dunkel, die Augen, mit den nie fehlenden, tiefschwarzen Augenbrauen sind grau oder braun, häufig aber auch tiefschwarz. Stets ist der Blick ihrer Augen freundlich, ungeachtet ein Zug von Melancholie aus ihnen spricht; sind sie schwarz, so erscheinen sie von samtener Weiche zum Unterschied z. B. von den schwarzen Augen spanischer Frauen, die Feuer zu sprühen scheinen. Die Kleinrussinnen sind gut gebaut und zeigen bei guter Körperfülle anmutige Bewegungen.

Abb. 971. Junge Spreewälderinnen.

Sacher Masoch, der selbst ein Kleinrusse war, sagt seinen Landsmänninnen eine wahrhaft zirkassische Schönheit nach; sie besäßen vereinigt die Glut und Elastizität des Südens mit nordischer Geistigkeit und Energie. Er spricht der Großrussin mehr Geist, der Kleinrussin aber mehr Gemüt zu, obschon das etwas lockere Familienleben dagegenspräche. Im allgemeinen aber dürfte im Gebaren der beiden Frauen kein

Abb. 972.
Spreewälderin im Sonntagsstaat.

großer Unterschied zu entdecken sein. In Kiew und in andern großen Städten Südrußlands, in denen die Kleinrussin zu Hause ist, findet sich bei den wohlhabenden Ständen gewiß dieselbe Nonchalance des Lebens wie in den liederlichen Hauptstädten des Reiches, und bei der armen Bäuerin sind sicher dieselben Mängel und die gleiche Naivität in der Sittenanschauung wie bei der großrussischen anzutreffen. Die jahrhundertelange politische Vereinigung und die fast gleiche Sprache, noch mehr aber die sich ewig gleichbleibende, endlose russische Ebene dürfte die meisten Unterschiede abgeschliffen haben.

Nach Hellwald ein Mittelglied zwischen Groß- und Kleinrussin, scheint mir die Weißrussin doch eher den großrussischen mit dem polnischen Slawenzweig zu vermitteln. Sie bewohnt den östlichen Teil Polens und die Gegend um Grodno, Wilna, Witebsk, Smolensk, Mohilew, Minsk. Bei ihnen ist die üppige, übermütige Städterin eine seltenere Erscheinung und das Bauernweib repräsentiert hauptsächlich den Stamm. Die Weißrussinnen sind von mittlerer Größe und hager; es sind grobschöne, ausdauernde Frauen, mit hellblondem, oft flachsigem Haar und fast durchgängig mit der widerlichen Krankheit des Weichselzopfes behaftet.

Abb. 973.
Spreewälderin im Sonntagsstaat.

Die Polinnen.

Ein mächtiges Reich war es, das sich einst in der sarmatischen Tiefebene, durchströmt von der Weichsel und der Oder, ausdehnte. Vor 300 Jahren fast doppelt so groß wie das heutige Deutschland und noch vor 200 Jahren um die Hälfte größer als dieses, ist nichts mehr von dem unglücklichen Polen, in das sich seine drei stärkeren Nachbarn geteilt haben, übrig geblieben. Ist es also zu verwundern, daß seine Bewohner noch heute um ihr verlorenes Reich trauern, daß viele seiner Frauen Zeit ihres Lebens keine andre Farbe als schwarz tragen?

R. Krziwanek phot.

Abb. 974. Tschechin aus Prag.
20 Jahre alt.

Von den Polinnen ist hier die Rede. Von den Frauen mit den leicht entflammten Herzen, die das feurige Temperament der Südländerinnen besitzen. Indessen gibt es Leute, die behaupten, die Polin hätte wohl eine Haut weiß wie Schnee, sei aber auch so kalt wie Eis. Vielleicht hatten diese Beobachter kein Talent für die Entdeckung von Frauenherzen.

A. Krzywanek phot.

Abb. 975. Blondhaarige Tschechin.

Sicher ist jedenfalls, daß die Polin „weiß wie Schnee" ist. Aus ihrem Antlitz blicken zwei kluge Augen von grau- oder mattblauer, zuweilen auch dunkler Farbe. Wer Braun- und Schwarzäugige vorzieht, findet sie zahlreich unter den Südpolinnen in Krakau und Lemberg. Das blonde, öfters auch braune Haar wächst ihnen sehr reichlich. Nach einer interessanten Statistik steht sowohl bei den Nordslawen (Tschechen, Polen, Slowaken) wie bei den Ruthenen die Farbe des Haares im umgekehrten Verhältnis zu der Farbe der Augen. Dr. Weisbach fand das Haar licht bei ungefähr 29%, dunkel bei 71%, die Augen umgekehrt, nämlich licht bei 71, dunkel bei 29%. Obschon nicht klein, sind die Polen doch die kleinsten der ganzen Slawenfamilie, dabei aber stets von schlankem Wuchs.

Will man wissen, wie sich die Polin in ihrem Äußeren zu anderen Frauen verhält, braucht man nur den „Bettelstudent" zu konsultieren, der sie ganz trefflich schildert:

Die Nase hat sie griechisch-römisch,
Glutaugen von der Spanierin,
Der üpp'ge Mund ist slawisch-böhmisch
Und lieblich wienerisch das Kinn,
Von der Pariserin die Füßchen,
Und von der Britin die Figur,
Von allem Reizenden ein bißchen,
Doch immer grad das Beste nur.
Sie borgt sogar von der Mongolin
Etwas Pikanterie vielleicht,
Und gerade dadurch wird die Polin
Von keinem andern Weib erreicht.

Danach muß sie uns alle als eine der begehrenswertesten Schwestern Evas erscheinen. Aber was nützen uns die Vergleiche? Noch immer wissen wir nicht recht, wie die Polin ausschaut, wir wissen nichts Rechtes von ihrer Figur, ihrer Taille, ihren Zügen und ihrem Gebaren. Wohlan denn, betrachten wir sie näher!

Figur: meistens, wie bereits gesagt, schlank, aber genügend fleischig und meistens mittelgroß.

Abb. 976. Typische Tschechin.

Taille: bei den Städterinnen, den eleganten Frauen Warschaus, Krakaus und Lembergs zierlich und kokett; bei den Bäuerinnen drall.

Und nun das Gesichtchen. Da gerate ich aber in Verlegenheit. Wenn ich von der flachen Gesichtsbildung absehe, die sich bei ihnen so allgemein wie bei allen Slawinnen findet, so wüßte ich kaum ein Merkmal anzugeben, das allen Polinnen gemeinsam ist. Vielleicht könnte man scharfe und doch fein geschnittene Gesichtszüge als charakteristisch anführen, wäre nicht die polnischen Bäuerin, deren Züge weit eher dick und aufgeschwemmt sind als fein und scharf. Stimmt also nicht ganz! Fassen wir sie lieber — bei ihrem Stumpfnäschen. Tatsächlich ist diese keck-fröhliche, stumpfe Form ziemlich oft anzutreffen, obschon nicht so häufig wie bei den Tschechinnen. Es sei mir noch einmal ein Vergleich mit ihrer Nachbarin gestattet, ihrer Stiefschwester, der Russin. Der Polin Züge erscheinen prägnanter und schärfer. Ihre Lippen sind noch dünner und schmäler. Das helle Auge, das aber nie so wasserblau ist wie bei der Russin, blickt freundlich und lebhaft, aber etwas unstet und unruhig. Während die Russin, um ihr Blut in Wallung zu bringen, erst einer starken Anregung bedarf, ist die im Grunde ernste Polin beständig Temperament und Wallung. Man sagt den Slawen allgemein Leidenschaftslosigkeit (Passivität) nach; da aber Temperament der Ursprung jeder Leidenschaft ist, darf man jedenfalls die Polin nicht leidenschaftslos nennen.

Die Polin ist zweifellos bedeutender als ihre Männer; ihre Bildung ist eine tiefere, und stärker ihre Willenskraft und Festigkeit. In alle Pläne ihres Gatten ist sie eingeweiht und weiß sie schneller und sicherer zu einem praktischen Ziele zu führen als er selbst es vermöchte. Sie besitzt, was der

Viktor Angerer phot.

Abb. 977.
Brünette Tschechin von der sächsischen Grenze.

A. Arzinger phot.

Abb. 978. Vornehme Tschechin.

Otto Schmidt phot.

Abb. 979. Junges Mädchen aus Mähren.

Engländer „pluck" nennt. Sind die Männer meist unfähige, zerfahrene Geschäftsleute, um so tüchtiger ist sie selbst. Das Geschäft, dem eine Polin vorsteht, wird stets „gehen". Während die Männer die Zeit vertrödeln, ist die Frau übereifrig, voller Bewegung und Geschäftigkeit.

Ein Hang zum Abenteuerlichen, Extravaganten scheint allen Töchtern Polens angeboren; doch ist dieser Hang nicht zu verwechseln mit der armseligen Boheme der russischen Studentin. Die vornehme Dame liebt den Luxus, die Eleganz, die Pracht und den Champagner. In den Städten weiß sie sich schön und elegant zu kleiden, während die Bäuerin sich wieder, nach Bauernart, hübsch und ein wenig grell aufputzt.

An ihrer Häuslichkeit hängt die Polin mit vieler Liebe, wenn ihr auch im allgemeinen der Ordnungssinn und bessere Geschmack der deutschen Bürgersfrau abgeht. Um eine Häuslichkeit in deutschem Sinne zu führen, fehlt ihr, was bei einem solchen Temperament begreiflich ist, auch die Ruhe. Indessen präsentiert sich um so glänzender und geschmackvoller der Salon der Aristokratin, die im Kreise ihrer zahlreichen Gäste die Würde einer Fürstin mit der erquikkenden Gastlichkeit einer gütigen Hausfrau vereinigt.

Ist die Liebe der Polin beständig? Gewiß, insofern — als sie beständig zu lieben vermag. Ich möchte mich nicht zum Schiedsrichter aufwerfen. Nur wage ich an dieser Stelle zu verraten, daß eheliche Treue (ganz besonders bei der Landbevölkerung) nicht gerade zu den Notwendigkeiten einer Ehesührung gezählt wird.

An den Errungenschaften der Kultur nimmt die Polin regsten Anteil. Ihre Bildung umfaßt die verschiedensten Fächer, doch haftet an all ihrem Wissen eine unverkennbare Oberflächlichkeit. So erscheint sie in der Unterhaltung über alles anregend und geistreich, nur darf man sich nicht in

Al. Antoniu phot.

Abb. 980. Jugendliche Slowakin.

die tiefsten Schächte des Geistes mit ihr begeben. Am weitesten bringt sie es im Erlernen der französischen Sprache, die sie viel besser beherrscht als alle andern Frauen Europas, die Pariserin natürlich ausgenommen, und jedenfalls spricht sie ein besseres Französisch als die als Sprachkünstlerinnen etwas überschätzten Russinnen. Hervorragendes leistet sie in der Musik, besonders im Klavierspiel und Gesang. Den Tanz liebt sie mit Leidenschaft. Der Nationaltanz ist bekanntlich die Mazurka. Man muß sie mit ihren Kavalieren eine Mazurka tanzen sehen, um die ganze Rassigkeit des polnischen Volkes zu empfinden.

Geschätzt wird an der Polin ihre Höflichkeit, wohltuend wirken ihr freundliches Wesen und ihre Herzensgüte, bewundert wird sie wegen ihrer eleganten und graziösen Umgangsformen und umworben wegen eines nicht zu definierenden Charmes. Freilich, ob ihre Herzlichkeit und Gutmütigkeit immer so echt sind, ob man sich auf alles, was sie uns an Freundlichkeiten sagt, verlassen kann, ist eine Frage, die schon oft gestellt und nicht immer bejaht worden ist. Aber es gibt doch eine Tugend, in der die Polin alle andern Frauen überragt:

Abb. 982.
Eine Slowakin von der ungarischen Grenze.

Abb. 981. 16jährige slowakische Tänzerin.

In der Liebe für ihr Vaterland, im Patriotismus. In der Tat, ihr Volk, ihr Land und ihre Sprache gehen ihr über alles. Dafür entflammt ihre höchste Leidenschaft, und die geringste Kritik kann sie zu einer kleinen Tigerin machen. Jedoch schlägt dieser Patriotismus nie in die unschöne Abart des Chauvinismus um. Nein, rührend ist ihre Liebe zu ihrer Heimat, zu ihrem unglücklichen Lande, von dem sie mit ihren Männern noch immer hofft, daß es einmal wieder zur Selbständigkeit erstehen wird, und bemerkenswert ist, daß sie ihren eignen Landsleuten vor allen andern den Vorzug gibt. Daß die Polinnen

Abb. 983. Festlich geschmückte Slawonierin.

auch Heldinnen im eigentlichen Sinne dieses Wortes zu sein vermögen, wissen wir aus ihrer in den Anfängen so ruhmreichen Geschichte.

Eine zweite Eigenschaft, die kaum ein andres Volk in so eminenter Weise besitzt, ist ihr Wohltätigkeitssinn. Die Polin ist nämlich äußerlich, aber auch innerlich fromm; im Zusammenhang damit mag ihre Mildtätigkeit stehen. Unermüdlich lenkt sie die Schritte in die Häuser der Armen, der Kranken, der Sterbenden. Ihre Freigebigkeit, ihr Wunsch andere glücklich zu machen, kennt keine Grenzen. Dabei ist ihr Auftreten von beispielloser Anspruchslosigkeit. Sie begnügt sich nicht damit, arme Waisenkinder durch freundliche Gaben zu beglücken, nein, sie nimmt sie womöglich an Kindesstatt zu sich. Wahrlich, gegenüber so großen Zügen sollte man über kleine Schwächen, von denen sie so wenig frei ist wie andere Frauen hinwegsehen.

Worüber sich schon manche Kenner des Polenvolkes gewundert haben, ist der Abstand in ihrer ganzen Wesensart zwischen der vornehmen und der Landbevölkerung. Man nimmt an, daß die Bauern ureingesessen sind und von einem vermutlich aus dem Südosten kommenden andern Volksstamm besiegt und unterjocht wurden, indem die Eroberer sich selbst zu den Herren des Landes gemacht haben. Die Nachkommen der letzteren sollen den heutigen Adelsstand bilden. Als bekannt wird vorausgesetzt, daß das polnische Adelsprädikat mit weitgehender Freigebigkeit verteilt worden ist und für Bagatellen käuflich war. Bemerkenswert ist, daß beide Teile des Volkes, Bauer wie Edelmann, verhältnismäßig reine Slawen sind. Es finden sich nur hier und da deutsche und russische Einschläge; jedenfalls ist von einer Vermischung mit finnischem,

Abb. 984. Slawonische Bäuerin.

mongolischem oder tatarischem Blut wie bei den Russen nichts zu merken. Die jugendliche Bäuerin ist frisch und drall, und zeigt oft ansprechende Züge. Später aber wird sie häßlicher und verwildert infolge ihrer rohen Umgebung.

F. v. Hellwald faßt die Eigenschaften der vornehmen Polin zusammen, indem er sagt, sie besäße einen reichen lebensprühenden Geist, doch biete dieser Geist sowie ihr Gemüt ein nicht leicht zu durchdringendes Gewirr von Rätseln, Widersprüchen und Wunderlichkeiten. So findet sich bei ihr eine Mischung von lieblicher Weiblichkeit mit trotzigem Mannessinn, Leichtsinn und praktischer Besonnenheit, Selbstsucht und Hochherzigkeit, kindische Launenhaftigkeit und Begeisterung für große Ideen; er nennt sie schließlich eine Meisterin des Gesprächs und der Umgangsformen und sagt ihrem ganzen Wesen einen unwiderstehlichen Zauber nach.

Hören wir, was Polens größter Schriftsteller der Gegenwart, Hendrik Sienkiewicz, über seine Landsmänninnen sagt: „Eine Polin zieht das Drama der Liebe im allgemeinen mehr an als die Liebe selbst; in jeder Polin steckt eine Königin und darin unterscheidet sie sich hauptsächlich von den Frauen aller übrigen Völker; die Polin glaubt dem Manne schon damit eine Gnade zu erweisen, daß sie ihm gestattet, sie zu lieben; es genügt keiner einzigen Polin im Leben des Mannes, das doch noch andre Aufgaben zu erfüllen hat, als Füllsel, als Zugabe zu gelten; vielmehr verlangt sie, der Mann soll allein für sie existieren, während sie für den umgekehrten Begriff kein Verständnis hat, noch ein Verständnis sucht. Überdies liebt jede Polin ihre Kinder mehr als ihren Mann und sieht in diesem einzig und allein einen Trabanten ..."

Sienkiewicz drückt sich offenbar etwas kaustisch über seine Landsmänninnen aus; aber cum grano salis findet der Leser wohl eine Übereinstimmung mit dem vorher Gesagten. Lassen wir zum Schluß noch einem andern feinen Frauenkenner das Wort, Bogumil Goltz, der selbst ein geborner Warschauer war.

Abb. 985. Slowenin aus Görz.

Er sagt von den Polinnen, die er die „Spanierinnen des Nordens" nennt, sie hätten „dunkle, schönbewimperte, schmachtende, liebestrunkene, feucht verklärte Augen, welche sie in italienische, arabische und alle andern Augen umzuwandeln vermögen, und mit denen sie ebenso leicht

Guido Renis Magdalenen porträtieren können, als racheschnaubende Medeen, als Aspasien, Heloisen und Chlorinden". Nach Goltz ist an ihrer Schönheit am originellsten und von hinreißender Wirkung: „ein weicher, schmiegsamer und biegsamer Wuchs von jener mittleren Größe und Konstitution, welche die Eleganz diktiert; ein Wuchs, der durch keinen Schnürleib versteift und verstärkt wird, vielmehr in der Bekleidung köstlicher Seidenroben eine Taille von reizender Feinheit bildet, an welcher die leiseste Bewegung eine lebensgeschwellte und graziöse werden muß. Denkt man sich zu diesen Liebeswaffen einer polnischen Eva noch eine zierliche, weiße, weiche, selbst bei Hausfrauen noch im späten Alter durch Handschuhe und durch Nichtstun konservierte Hand, einen kleinen, schmalen, hochgestellten Fuß, eine hervorspringende Hacke, so kann man sich erklären, wie die schon lebhaften polnischen Männer sich zu einer Ritterlichkeit, zu einer Leidenschaft fortgerissen fühlen, die schwerlich noch in einem andern Lande als in Spanien heutzutage ihresgleichen findet."

Abb. 986. Slawonierin. Breyer, Agram phot.

Die Sorbo-Wendin.

Gleichsam auf einer Insel, umbrandet von den Wogen des deutschen Volkes, lebt noch ein von allen übrigen Slawen abgesonderter Stamm, die Sorbo-Wenden, in der Lausitz und im Spreewald. Obschon in seiner Gesinnung deutsch bis ins Mark, hält der Wende in der Tracht, in manchen Gebräuchen und in der Sprache, wenn er auch das Deutsche gleich gut beherrscht, an seiner Nationalität. Wir können die Wenden etwa als ein Mittelglied zwischen Polen und Tschechen auffassen, ebensogut aber als einen Übergang von Tschechen zu Preußen.

Abb. 987. Kroatische Schönheit.

Die Wendin ist nicht selten hochgewachsen, meist aber von mittlerer Größe, während die Kleinen die Ausnahme bilden. Gleichzeitig ist ihre Körperform stets drall und von guter Fülle. Auffallend klein, fast zierlich sind ihre Hände und Füße. Ihr Haar und ihre Augen sind meist licht, seltener

Abb. 988.
Kroatische Frauen in der von ihnen selbst gefertigten Tracht.

dunkel. Die Kinnlade ist kräftig und breit, die Nase ziemlich klein und stumpf, die Hautfarbe sehr weiß. Die flache slawische Gesichtsbildung mit den starken Backenknochen zeigt sich durchweg. Hübsche, jedoch indifferente Züge sind die Regel. Im Alter werden sie sehr runzlig und häßlich.

Im Wesen ist die Wendin freundlich, aber eher ernst als heiter und von einer gewissen Zurückhaltung. Ihre Moral ist die allgemeine des slawischen Bauernstandes. Dem Drängen der Liebe wird kein Zwang auferlegt. Davon profitiert die nahe Reichshauptstadt, die eine magische Anziehungskraft auf die wendischen Ammen (die sogenannten Spreewälderinnen) ausübt. In den Straßen Berlins ist die einen Kinderwagen vor sich hinrollende Spreewälderin in ihrer bunten und etwas grotesken Tracht eine bekannte Erscheinung.

Die Tschechin.

Die Tschechen, der westliche Stamm der Nordslawen, sind die Bewohner des Königreichs Böhmen. Ein unverkennbarer starker Einschlag deutschen Blutes und die beständig sie umwogende deutsche Kultur haben äußerlich wie innerlich ihr Slawentum beeinflußt. Die den übrigen Slawen eigentümliche Zurückhaltung, die ernste Grundstimmung des Charakters scheint bei ihnen zurückgedrängt; im Gegenteil, die Tschechen sind heiter und lebhaft wie ihre Mitbürger deutscher Nationalität, mit denen sie leider nur zu oft auf keinem guten Fuße stehen. Die Schönheit der einheimischen Blondinen wird direkt auf Beimischung deutschen Blutes gedeutet, wogegen die eigenartigen Schönheiten brünetter Gattung doch wohl mehr tschechische „Reinkultur" präsentieren.

Charakteristisch für den ganzen Volksstamm ist der brachykephale (kurze und schmale) Schädel im Verein mit einer

Abb. 989. Jugendliche Kroatin.

Abb. 990. Vornehme junge Kroatin.

runden Gesichtsbildung. Gute Körperfülle ist die Regel, besonders bei den Landbewohnern. Das Haar erscheint in allen Schattierungen von flachsgelb bis rabenschwarz. Die Hautfarbe ist reinweiß. Die Züge sind besonders bei der Städterin von feinstem Schnitt. Die Stirn ist kurz, die Augen sind meist hell und freundlich. Die Büste der Tschechin ist von vollkommenster Schönheit, die Arme sind wohl gerundet, die Beine sind stark und zeigen schöne Wadenbildung.

Böhmen ist ein Paradies von schönen Frauen; es gibt deren z. B. in Prag so zahlreiche, daß, wie man sagt, nur die häßlichen zu zählen sind. Leider aber darf nicht verschwiegen werden, daß es bald nach dem zwanzigsten Jahre mit der Schönheit bergab geht, und von den Böhminnen über zwanzig heißt es, daß sie so brav sind, nie fremde Herzen zu brechen.

Mit den Zügen der schönen Böhmin harmoniert leider nicht völlig ihre Figur. Die mittelgroßen überwiegen, doch gibt es auch viele kleine mit allerliebsten Gesichtern, wie große und imposante Erscheinungen. Die Taille verläuft in mäßig feinen Linien, die Haltung ist ansprechend und der Gang leicht, nicht ohne Grazie.

Berühmt sind die vornehmen Frauen Prags wegen ihrer eleganten und graziösen Umgangsformen und noch mehr vielleicht wegen ihrer Bildung. Sicher gibt es keinen zweiten Volksstamm unter den Slawen, bei dem der Drang nach Bildung und Kultur so bis in die ärmsten Schichten des Volkes gedrungen und selbst unter der Landbevölkerung noch ausgeprägt ist wie bei den Tschechen. Die Böhmin ist im Salon ebenso zu Hause wie im Haushalt und ist besorgt für das Wohl der Familie und ihrer Kinder. In ihren freien Stunden verursacht ihr Musik und Tanz die höchste Freude, bei welcher Gelegenheit erinnert werden darf, daß die Polka in Böhmen von einem Bauernmädchen erdacht worden ist. In sittlicher Hinsicht huldigt die

Abb. 991.
Kroatin im Kopfputz und Perlschmuck.

Großrussische Bäuerinnen.

gesamte Frauenwelt Böhmens „modernen" Lebensanschauungen.

Als das Land nach dem dreißigjährigen Kriege fast entvölkert, besonders die männliche Bevölkerung nahezu dezimiert war, gab die Kirche den praktischen Rat, jeder überlebende Mann möge sich zwei Weiber nehmen. Dieser Rat hat herrliche Früchte getragen, denn da die Tschechin von beneidenswerter Fruchtbarkeit ist, hat sich das Land bald wieder erholt und zählt heute zu den volksdichtesten Teilen der österreichischen Monarchie.

Eines Stammes mit den Tschechinnen sind die Frauen Mährens, unter denen die Hanakinnen wegen ihrer Kraft und Schönheit berühmt sind. Es heißt, daß sie an Bildung alle übrigen Frauen des Landes, aber auch ihre eignen Männer übertreffen. Ein Sprichwort sagt: Wäre nicht die Hanakin, so wäre aus dem Student ein Priester geworden. Ihre Melodien bewegen sich fast durchgängig in der Molltonart, was auf eine ernstere Gemütsanlage als die der Tschechen schließen läßt.

Abb. 992. Jugendliches serbisches Bauernmädchen.

Abb. 993. Serbische Frau.

Die Frauen der Slowaken.

Slowaken nennt sich der kräftige Menschenschlag im nördlichen Ungarn und südöstlichen Mähren, der trotz aller, oft gewaltsamen Bemühungen der ungarischen Regierung, die ihn magyarisieren möchte, sein eignes Gepräge nicht nur bewahrt, sondern es sogar verstanden hat, alle fremden Elemente, die mit ihm in Berührung traten, sich selbst zu assimilieren. Sie sind die am südlichsten wohnenden Nordslawen. Während die Männer dieses Volksstammes auffallend wohlgebildet sind, verdient das schöne Geschlecht bei ihnen kaum diesen Beinamen. Im Gegenteil, die Slowakin, klein von Figur, ist eher unregelmäßig und plump gebaut; nur die Feinheit und Kleinheit ihrer Füßchen wird gerühmt. Ihre Züge sind indifferent, ziemlich grob geschnitten, das Haar ist dunkel, seltener blond, die Augen aber meist licht. Ihrem Gange mangelt die Grazie und Leichtigkeit ihrer tschechischen und polnischen Schwestern. In ihrem Wesen erscheint die Slowakin verschlossen und schwermütig, gleichzeitig von

Abb. 994. Serbische Tamburicaspielerin aus Ostserbien mit typischem Ansatz zur Fettleibigkeit. Gewöhnliche Bauernschönheit.

bäurischem Servilismus. Auffallend ist die starke Fruchtbarkeit dieses Volkes, das an zwei Millionen Seelen zählt.

Wir gehen nun zu den Südslawen über, von denen wir bereits die Kleinrussin kennen gelernt haben. Der Unterschied zwischen Nord- und Südslawentum ist ziemlich erheblich. Charakterisiert das erstere die gedrungenere Form (von der allein die vornehme Polin eine Ausnahme macht), das häufig blonde Haar und das helle Auge, so ist die Südslawin stets von zierlicher, feiner und schlanker Gestalt, von bräunlich-öliger Haut, schwarzem Haar und dunkeln Augen. Auch ist sie körperlich wie geistig weit elastischer als ihre nördlichen Schwestern.

Die Slowenin.

Die Slowenen bewohnen größere Teile von Kärnten und Steiermark, ganz Krain und die Gegend von Triest und Istrien. Sie können weder als ein scharf gesonderter Volksstamm, noch als ein rein slawischer Stamm überhaupt angesehen werden. Denn im nördlichen Krain hat eine bedeutende Vermischung mit deutschen Elementen stattgefunden, und im Süden dieses Gebietes sind die Slowenen wieder durch kroatisches Blut stark gekreuzt. Vielleicht liegt es an der ersteren Beimischung, daß sie weniger breitwangig erscheinen als die meisten übrigen Slawen. Ihre Frauen sind hübsch, von frischem, freundlichem Ausdruck, hochgewachsen und schlank. Es ist

Abb. 995. Bäuerin aus Südserbien.

ein fröhliches Völkchen, das Musik und Gesang sehr liebt. Die sogenannte „weiße Krainerin" scheint all ihr Tun und Treiben in Gesang aufgehen zu lassen.

Die Serbokroatinnen.

Nach der mit geringen dialektischen Abweichungen gemeinschaftlichen serbischen Muttersprache, der wohllautendsten aller Slawensprachen, nennt man die Völker Kroatiens, Slawoniens, Serbiens, der dalmatischen Küste, Bosniens, der Herzegowina und Montenegros Serbokroaten. In ihrem Glaubensbekenntnis sind die Serbokroaten teils römisch-katholisch, teils orthodox, teils Mohammedaner. Aber abgesehen von ihrem Glauben ist noch die Abweichung in der Gestalt und im Wesen der einzelnen Stämme so groß, daß man sie zweckmäßig nach den Landschaften, die sie bewohnen, scheidet. Wir werden daher in den folgenden Zeilen von den Kroaten (den Bewohnern Kroatiens und Slawoniens), den Serben, den Bosniaken und den Montenegrinern sprechen.

Paul Zepdji, Salonichi phot.

Abb. 996.
Serbinnen, Schwestern, aus Kufalot in Makedonien.

Milan Jovanovic, Belgrad phot.

Abb. 997. Serbin aus Südungarn.

Die Serbokroatinnen gehören zu den fleißigsten und arbeitsamsten Frauen der slawischen Völkerfamilie; nur leider wird die Stellung, die sie in der Familie und bei ihrem Stamm einnehmen um so erniedrigender, je mehr wir nach dem Süden fortschreiten, bis wir in Montenegro (und im benachbarten Albanien) das Weib als das vollendete Packtier des Mannes kennen lernen. Volle Achtung genießt die Serbokroatin eigentlich nur in den bessersituierten Familien der Großstädte wie Agram, Belgrad und wenigen andern.

Krauß erzählt von der Kroatin: „Im Hause und im Dorf gilt das Weib wenig oder nichts. Sie ist des Mannes lebendig Hausgerät, sein Hausknecht, Stallknecht, Ackerknecht; das Weib muß den Mann kleiden und ernähren. Trotz aller Aufopferung erfährt sie selten eine nach unseren Vorstellungen anständige Behandlung. Scheltworte und Schläge erlebt sie

Abb. 998. Drei junge Serbinnen aus dem Belgrader Kreis.

mehr als gute Tage im Leben." Schöne Frauen finden sich spärlich im eigentlichen Kroatien. Ihre Figur erscheint in allen denkbaren Typen, doch überwiegen die drallen, pausbackigen, kleinen Frauenzimmer mit breiten Hüften und kurzen Beinen, auffällig zarten Händen und kleinen Füßen. Bemerkenswert ist, daß die kleinsten meist hell, die größeren von dunklem Haar sind, das schlicht oder leicht wellig ist; zuweilen, aber selten begegnet man auch ganz kleinen Typen mit krausem Haarwuchs. Die Augen sind meistens hell. Ein brünetter Zweig sind die Stokovacen. Ihr wellenförmig gelocktes Haar ist rabenschwarz, und schwarz und durchdringend sind auch die Augen; das gebräunte Gesicht zeigt markante Züge. Unter ihnen sollen sich öfters Schönheiten finden. Geradezu als häßlich werden uns die Likaerinnen geschildert, als große, knochige Weiber mit breitem Munde, vorstehenden Backenknochen und von männlichen Allüren. Indessen gibt es auch anmutige Gestalten in Gegenden, wo der kroatisch-hunnische Typus vermutlich nach zahlreichen Kreuzungen und durch Aufnahme deutschen Blutes ein veredeltes Gepräge erhalten hat, so in der Savegegend von Sissek bis Semlin, wo die kroatischen Mädchen eine gewisse Berühmtheit wegen der Anmut ihrer Züge erlangt haben. Womöglich noch hervorragendere Schönheiten findet man hier und da in den dalmatischen Küstenländern, wie ich vermute, infolge alt-venetianischer Kreuzungen. Leider aber ist die Schönheit der Dalmatinerinnen, die die körperlich größten aller Slawinnen sind, keine allgemeine. Vielmehr sind es in Dalmatien die Männer, die man als das schöne Geschlecht bezeichnen könnte. Auffallend groß sind die Füße der Frauen.

Morlaken heißen die kroa-

Abb. 999. Serbische Dame.

tischen Küstenbewohner südlich bis gegen Spalato hin. Ihre Frauen gelten als wild und spröde, sind aber ihren Männern treu bis in den Tod.

Wie alle Frauen, die, wie bei dem serbokroatischen Volksstamm, mehr als ihre Männer arbeiten müssen, verlieren auch die Kroatinnen bald ihre jugendliche Frische und Anmut. Beide Geschlechter heiraten im Alter von etwa achtzehn Jahren; mit achtundzwanzig bis zweiunddreißig Jahren höchstens erscheint fast ausnahmslos jede Kroatin (ihre südlichen Schwestern sogar noch früher) als eine abgelebte Matrone. In ihrem Wesen gilt sie im allgemeinen als gemütlich, zugänglich und witzig; ihre Auffassung von moralischen Dingen ist eine überaus leichte.

Unter den Bosniakinnen, den Frauen Bosniens und der Herzegowina, sind zweifellos als eine Folge der zahlreichen Kreuzungen die Typen sehr verschieden. Vielfach finden sich hochgewachsene Gestalten von feiner schlanker Taille. Aus ihren markanten Gesichtern mit den schwarzen feurigen Augen sprechen häufig die Züge Osmans und seiner wilden Türkenscharen. Öfters aber erfreuen die Bosniakinnen durch anmutige, zuweilen sogar durch wirklich schöne Züge. Verhältnismäßig am besten gestellt ist die orthodoxe Bosniakin, in deren Familie Anhänglichkeit und Liebe zwischen Kindern und Eltern gepflegt werden. Sie heiratet jung und nach der Bestimmung der Eltern. Jeder Familienzuwachs wird als willkommenes Mitglied herzlich begrüßt und von der Mutter, so gut sie es versteht, liebevoll erzogen. Trotzdem ihr das Leben nach unsern Begriffen wenig genug der Freude bietet, ist sie lebenslustig und froh. Nach der kargen Mahlzeit erklingt ein wildmelancholischer Kolo. Dann wird bis zur Ermüdung getanzt und danach die Arbeit

Abb. 1000. Festlich gekleidete Serbinnen.

Abb. 1001. Jugendliche Serbinnen.

Abb. 1002. Serbische Bäuerin aus Sajecar.

mit erneuter Lust wieder aufgenommen. Ihre malerische Tracht wird viel bewundert.

Noch weniger als sie genießt das Leben ihre mohammedanische Schwester, die ein noch zurückgezogeneres Leben als selbst die Türkin führt. Sie ist ganz das Spielzeug in den Händen ihres Mannes, das er nach Belieben aufputzt, gelegentlich amüsiert oder vernichtet. Da die mohammedanischen Bosniaken durchwegs ärmlich sind, weshalb ihnen auch die Mittel fehlen, mehr als eine Frau zu nehmen, dürfte das Los des armen Weibes, das allein mit den Töchtern in einem winzigen, fast gänzlich unmöblierten vergitterten Raum, dem Harem, in Unsauberkeit und von Insekten geplagt, seine Tage hinbringt, noch schlimmer sein als das mancher Indierin in der Zenana. Kein Wunder, daß sie blaß und kränklich ausschaut. Abwechslung mag ihr der Freitag bieten, wo ihr eine große Blechpfanne und eine Kanne Wasser zum Baden hingesetzt wird. Die Bosniakin ist sittlich, fehlt ihr doch jede Gelegenheit um leichtsinnig zu sein. Ihr einziges Streben geht dahin, ihrem Gatten zu gefallen, und nur für ihn pflegt sie ihr Gesicht, ihre Hände und Nägel.

Die schönsten unter allen Serbokroatinnen sind zweifellos die Frauen des Königreichs Serbien, also die eigentlichen Serbinnen. Zwar wird uns die recht grobknochige Landbevölkerung wenig anziehen, um so feineren Gesichtern begegnet man aber häufig in den Städten. Die schöne Tochter Belgrads ist schlank von Figur, öfters recht groß und genügend fleischig. Ihre Hautfarbe ist bräunlich; die Züge, die einen feingeschnittenen Mund, wohlgeformte schwarze Augen mit schönen schwarzen Brauen zeigen, sind weich und doch charakteristisch. Ihre Haltung ist stolz und gerade, ihr Gang und ihre Bewegungen sind leicht und ungezwungen. Ein Kenner dieses Volkes sagt, die Serbin an der Grenze von Chrowotien und Slawonien hätte „dunkle geheimnisvolle Augen, aber ihr Blick scheint der Liebe unzu-

D. Stahala phot.

Abb. 1003.
Südungarische Serbin aus dem Banat. Aktstudie.

gänglich", wogegen die Banaterin ein sanfteres Auge besäße, „dessen bezaubernder Schönheit und großer Poesie eine große Kraft innewohnt, die jeden Mann bezaubern muß". Übrigens ist die Banaterin ein Mischling, in dessen Adern außer dem Blut aller Balkanstämme auch noch deutsche und ungarische Tropfen fließen mögen.

Die Serbinnen der besser situierten Klassen haben vollendete Umgangsformen und gleichen in ihren Gewohnheiten wohl den Frauen der zivilisierten Nachbarländer. An Bildung stehen sie den Frauen Agrams gewiß nicht nach.

Innigste Liebe herrscht zwischen den Mitgliedern einer Serbenfamilie. Dem Jüngling sind Mutter und Schwestern sein Hort und sein Glück. Rührend und von ethischer Reinheit ist die Liebe zwischen Bruder und Schwester, die durch das ganze Volk geht. Es gibt Lieder, in denen ein Bruder klagt, keine Schwester zu besitzen, und junge Mädchen fertigen Puppen an, denen sie den Namen eines nicht vorhandenen Bruders geben. Um den Verlust eines Bruders trauert die Serbin Zeit ihres Lebens. Nach einer bekannten Sage hat ein Mädchen so lange seinen verstorbenen Bruder beweint, bis es in einen Kuckuck verwandelt wurde, daher Serbinnen, die den Tod eines Bruders beklagen, in Tränen ausbrechen, wenn der Ruf eines Kuckucks erschallt.

Abb. 1004. Makedonische Serbin.

Prof. Dr. Gjorgjevic, Uelsinac phot.

Abb. 1005. Serbische Mädchen aus Makedonien.

Nun bleibt uns noch übrig, von den Frauen der Schwarzen Berge, den Montenegrinerinnen, zu sprechen. Neben den Albanesinnen nehmen diese Ärmsten die niedrigste Stellung unter allen Frauen Europas ein. Die

Abb. 1006. Makedonische Cincaro-Arnautin und Serbin aus Altserbien.

Während die Männer durchweg sehr groß gewachsen sind, erreicht die Montenegrinerin kaum eine Mittelgröße. Ihr Haar ist meist schwarz, aber braunes, sogar blondes Haar ist keinesfalls selten. Ihre Augen schauen demütig und scheu nieder in Gegenwart des Fremden. Infolge des gesunden Klimas und des häufigen Aufenthalts im Freien ist ihr Gesicht gebräunt und von überaus frischen Farben. Ihre Zähne sind blendend weiß. Die Züge sind weit weniger scharf als bei den martialisch ausschauenden Männern. Doch verfügen die Frauen über bedeutende Muskelkraft. Ihre Waden sollen von der denkbar schönsten Fülle sein, wozu das zehn- und mehrstündige Lastentragen über die gebirgigen Pfade ihrer Heimat gewiß beiträgt. Schließlich sei noch gerühmt, daß die Montenegrinerin sittlich rein und ihrem Gebieter unfehlbar treu ist.

Montenegrinerin, in ihrer Jugend frisch und munter und häufig von hübschen Zügen, verkümmert, sobald sie sich verheiratet; denn von jetzt ab ist sie die Sklavin ihres Mannes und Tyrannen. Bald wird sie zu einem häßlichen hartknochigen Weib, von breiter Taille, das der Fremde kaum beachtet. Sie erscheint scheu und stumm, obschon sie in ihrer Häuslichkeit recht lebhaft sein soll. Während ihre Männer sich in eine schmucke Kleidung stecken, sich mit Waffen spicken und sich mit Vorliebe hoch zu Roß schwingen, läuft ihr demütiges, vielgeplagtes Weib, mit Lasten übermenschlich beladen, stumm neben ihnen her. Besucht der Fremde einen Montenegriner, und es zeigt sich zufällig seine Gattin, so heißt es gewöhnlich: „Entschuldigen Sie, es ist nur mein Weib.“ Damit deckt sich auch die Redensart: Unsere Frauen sind unsere Maultiere. Wirklich spannt der Montenegriner, wenn es Not tut, sein eignes Weib vor den Pflug!

Prof. Vid Vuletic-Vukasovic, Ragusa phot.

Abb. 1007. Serbisches Mädchen aus Novi Bazar; mit aneinandergedrückten Brüsten.

Prof. Vid Vuletic-Vukasovic, Ragusa phot.

Abb. 1008. Moslimische Serbinnen aus Sarajevo, Bosnien.

Die Bulgarinnen.

Die Bulgaren sind diejenigen Slawen, in deren Adern am wenigsten reines Slawenblut fließt. Man weiß wohl, daß sie aus einer Vermischung von „Altbulgaren" mit Slawen (vermutlich Serben) entstanden sind; wer aber diese Altbulgaren waren, ist noch ganz ungewiß. (Hier ist anzumerken, daß die sog. altcyrillische, Kirchen- oder altbulgarische Schrift in den Kirchenbüchern nichts zu tun hat mit den Altbulgaren; sie ist vielmehr von den Aposteln der orthodoxen Kirche, Cyrillus und Methodus eingeführt worden, als in Bulgarien längst schon dasselbe Volk lebte wie heute.) Trefflich charakterisiert ein Kenner die Bulgaren als ein Mittelglied zwischen Russen und Türken. Ihre Schädel besitzen eine Eigentümlichkeit, die durchaus unslawisch ist, nämlich die vorspringende Kieferbildung, den Prognathismus. Wenden wir uns nun zu den Frauen dieses noch ganz im Werden begriffenen jüngsten Zarenreiches.

Die Bulgarin ist im Norden und in der Mitte des Landes von etwas untersetzter, gedrungener Figur, kleiner und schwerer als die Serbin; sie ist kräftig und muskulös, die Stirn springt bald ein wenig vor oder flieht, besonders, wenn die Prognathie stark entwickelt ist, nach hinten. Die Schultern sind breit und stark. Die Kopfform ist bald länglich oval, bald breiter, die Augen sind schmal geschlitzt; sie erscheinen infolge des enggeformten Augenlides klein und erinnern an die Verwandtschaft mit den Mongolen. Die Augenbrauen sind buschig, die stark entwickelten Backenknochen springen hervor, das Haar, bald blond, bald dunkel, ist schlicht und fällt oft in losen Strähnen auf die massigen Schultern. Der Ausdruck des Gesichts ist gutmütig und freundlich, aber ernst. Die Gesichtsfarbe ist bräunlich, zugleich frisch und gesund.

Prof. Vid Vuletic-Vukasovic, Ragusa phot.

Abb. 1009. Serbokratische Dalmatinerin.

Prof. Vid Vuletic-Vukasovic, Ragusa phot.

Abb. 1010. Kanaleserin (Serbin) aus Grudda, Dalmatien.

Abb. 1011. Frauen der Herzegowina in festlicher Kleidung.

Unter den jugendlichen Bulgarinnen findet man viele schöne Typen, was aber die Männer des Landes, denen Muskelkraft und physische Stärke ihrer Frauen mehr gilt als Schönheit, nicht zu schätzen wissen.

Die Bulgarin heiratet, meist nach Übereinkommen der Eltern, im Alter von sechzehn bis zwanzig Jahren. Leider welken nach der Heirat bald Jugend und Schönheit dahin. Im Alter wird sie häßlich, zweifellos infolge ihres harten, arbeitreichen Lebens wie ihrer überaus großen Fruchtbarkeit.

Mit dem vorstehenden soll natürlich die Masse des weiblichen Volkes, d. h. die Landbevölkerung, gekennzeichnet werden. Selbstredend fallen bei der besser gestellten Städterin die harte Arbeit und deren Nachteile für den Körper fort. Die bulgarischen Damen von Sofia, Varna, Rustschuk, Schumla erinnern entfernt an die ähnlich situierten Vertreterinnen der Weiblichkeit von Belgrad und anderer serbischer Ortschaften. Nur sind sie gesetzter, ruhiger, weniger mondän, weniger lebhaft an Geist und etwas unberührter von der Kultur. Außer dem Blut, das sie von so vielen Völkern empfangen haben, scheint noch Fischblut in ihnen zu fließen, denn unter Slawinnen habe ich nie kältere Frauen gekannt als die Bulgarinnen. Färben der Haare und Schminken ist allenthalben gebräuchlich. Trotz ihrer wenig günstigen Figur kann ihnen eine gewisse Elastizität in der Bewegung nicht abgesprochen werden. Zur Zeit der politischen Unruhen hatten die Bulgarinnen keinen besonders guten moralischen Ruf; das hat sich indessen gebessert, so daß ihre Männer heute wenig Grund zur Eifersucht haben dürften. — Gleich der in den vorigen Zeilen charakterisierten Städterin ist auch die Bäuerin ruhig, ernst und verschlossen, und meidet die Begegnung fremder Männer. Rühmenswert ist ihr Fleiß und ihre Lust zur Arbeit, in der sie mehr Energie entwickelt als das starke Geschlecht. Außer der Montenegrinerin finden sich im ganzen Balkan keine Frauen, die eine

Abb. 1012. Bosniakin.

so harte Arbeit verrichten, daher sie von ihren serbischen und rumänischen Nachbarn als Arbeitstiere bezeichnet werden.

Nicht unerheblich verschieden sind die Frauen der sog. Pomaken, wie man die mohammedanischen Bulgaren im Süden des Landes nennt, die öfters für die mit Slawen wenig vermischten Nachkommen der alten Thraker gelten.

Die Pomakinnen, die höher gewachsen sind als die Bulgarinnen, besitzen meist dieselbe bräunlich-frische Hautfarbe; blondes Haar und blaue Augen finden sich ziemlich häufig bei ihnen. In ihrem Wesen sind sie lebhafter und geschmeidiger als ihre nördlichen Schwestern. Alle Frauen des Landes lieben leidenschaftlich den Tanz, besonders aber die Pomakinnen.

Die Frauen Litauens.

Eine den Slawen verwandte, zuweilen sogar zu ihnen gerechnete Familie bilden die Litauer in den russischen Ostsee-

Abb. 1014. Eine bulgarische Dorfschöne.

Abb. 1013. Bäuerin aus Srebenica in Bosnien.

provinzen und an der Nordostspitze Preußens. Zu ihnen gehörten auch die längst ausgestorbenen heidnischen Preußen. Man teilt sie gewöhnlich ein in Litauer, im Westen, und Letten, im Osten des Landes.

Ihre Frauen, die, gleich den Männern, bislang unter dem Joche russischer Verwaltung und polnischer Anmaßung in gedrückten Verhältnissen lebten, entwickeln neuerdings einen bemerkenswerten Kultureifer. Das „Recht der Frau" ist auch bis in ihre Hütten gedrungen und wird jetzt stürmisch von den Verwaltungsbehörden, entgegen

Abb. 1015. Bulgarische Schnitterin und Spinnerin.

dem kulturfeindlichen russischen und polnischen Klerus gefordert. Sie sind von schlanker Gestalt, haben eine ovale Gesichtsform, weiches blondes Haar, große blaue Augen, eine wohlgeformte Stirn und eine kräftig entwickelte Nase.

Wir verlassen mit der Litauerin die Gruppe der Slawen und, indem wir ihre Nachbarn, die Finnen, kennen lernen, machen wir die Bekanntschaft von Völkern, die ethnisch zur finnisch-ugrischen Völkerfamilie der ural-altaischen Rasse gerechnet werden. Übersehen wir aber nicht, daß wenigstens zwei ihrer Stämme, nämlich die Finnen und Magyaren (Ungarn) stark, zum Teil sogar überwiegend mit indoeuropäischem Blut getränkt sind.

Die Finnin.

Zu den ältesten in Europa ansässigen Völkern gehören die Finnen, ein Volksstamm, der, wie gesagt, der finnisch-ugrischen Abteilung der ural-altaischen Rasse angehört, und daher mit den Ungarn eine nicht ferne, und mit den Türken eine etwas weitläufigere Verwandtschaft besitzt. Die meisten ihrer Verwandten lernten wir unter den Völkern Asiens kennen. Einst politisch ein Brudervolk der Schweden, sind sie längst unter die Knute der Zarenherrschaft gekommen, die ihnen, wie zu befürchten, über kurz oder lang den Rest ihrer Selbständigkeit rauben wird. Es ist auch bekannt, daß sie geistig weiter entwickelt sind als die Mehrzahl ihrer russischen Unterdrücker und daß sie mit den westlichen Völkern in den Fortschritten der Kultur wetteifern. — Man unterscheidet zwei wesentlich verschiedene Familien

Abb. 1016. Bulgarin aus Vetrene in Nationaltracht.

des finnischen Volksstammes, nämlich die Tavastländer und die Karelier.

Leider sind die Gestalt und die Züge der tavastländischen Frauen mit wenig Liebreiz ausgestattet, so daß Schönheiten unter ihnen keineswegs alltäglich sind. Immerhin sind ihre Züge etwas weniger kantig und gerundeter als beiden Männern. Das Haar ist durchschnittlich blond, oft flachsgelb; auch aschblondes Haar, das an den Spitzen nicht selten gelblich oder rötlich erscheint, ist ganz gewöhnlich. Im übrigen ist es nie gelockt, vielmehr schlicht und ziemlich weich; es wird von jungen Mädchen in langen Flechten, von Frauen aufgesteckt getragen. Die im allgemeinen helle Hautfarbe geht oft ins schmutzig-graue bis olivfarbene über. Das Gesicht ist ein breit gezogenes, hohes Oval. Die kleinen Augen liegen in ziemlich schmalen, zuweilen etwas schräg gestellten Öffnungen. Die Iris ist hell, graublau bis zu grau oder blauweiß; die hellen Brauen sind schwach entwickelt.

Abb. 1017. Festlich geschmückte Bulgarinnen.

Abb. 1018. Vornehme Bulgarin.

Die Tavastländerinnen sind kräftig gebaut und physisch wie geistig von großer Ausdauer. Ihr Naturell ist ernst, nachdenklich und grüblerisch. Man erzählt, daß in großen Gesellschaften, die sich zu Vergnügungen, z. B. zum Tanze vereinigen, der junge Bursche neben seinem Mädchen stundenlang sitzt, ohne daß ein Wort gewechselt wird. Die Tavastländerinnen sind fruchtbar und hegen in punkto sexueller Moral recht freie, „ultra-moderne" Anschauungen.

Im Wesen und in den geistigen Eigenschaften ziemlich gleich, sind die Karelinnen von den vorigen äußerlich doch recht verschieden; hübsche Typen finden sich unter ihnen ziemlich häufig, selbst Schönheiten gehören jedenfalls nicht zu den Raritäten des Landes. Von Figur sind sie meist schlank und wohl proportioniert. Der

Abb. 1019. Vornehme Bulgarin.

Kopf ist nicht groß und von brachykephaler Form. Das lockige und reiche Haar ist kastanienbraun, zuweilen auch dunkel-aschfarbig. Ein lebhafter und offener, wohl aber ernster Ausdruck spricht aus dem Antlitz, dessen regelmäßige Züge sympathisch wirken. Die Gesichtsform ist oval. Die unter dunklen buschigen Brauen liegenden mittelgroßen, blauen oder dunkelgraublauen Augen haben meist eine gerade, seltener eine etwas schräge Stellung. Die Nase ist gerade und spitz und der Mund hübsch geformt.

Fehlen der Finnin auch die Grazie und die feinen Formen, die ihrer Nachbarin, der Schwedin, wie der vornehmen Russin eigen sind, so schätzen wir dafür ihr ernstes, ehrliches Wesen, ihre Liebe zu den Künsten und Wissenschaften und nicht zuletzt ihre hochentwickelte Literatur und die eigenartigen Lieder ihrer Heimat. Nicht gering ist die Zahl der Frauen, die sich auf idealem Gebiet ausgezeichnet haben.

Den Finnen verwandt sind die Esthen, deren Weiber weit schönere und lebhaftere Gesichtszüge zeigen als die Männer des Stammes. Auch ihr Haar ist gelber als das der Männer. Beiläufig kennt man keine schwarzhaarigen Esthen. Trotz des rauhen Klimas mit seinen Benachteiligungen in physischer Hinsicht, stellt sich die Mensis der Esthin schon im fünfzehnten, bisweilen sogar im vierzehnten Jahr ein, was auf die sehr lockere Lebensweise der jungen Mädchen zurückgeführt wird.

Noch eines andern, öfters genannten finnischen Stammes müssen wir gedenken, der Lappen im hohen Norden Europas. Es heißt, daß die besten, kultiviertesten und körperlich am vorteilhaftesten gestalteten in Norwegen leben, während die in Schweden, Finnland und Rußland eine Stufe tiefer stehen sollen.

Die Frauen werden von manchen Reisenden hübsch genannt. Sie sind ziemlich klein, mager, aber muskulös und sehr be-

Abb. 1020. Bulgarin der Gesellschaftsklasse.

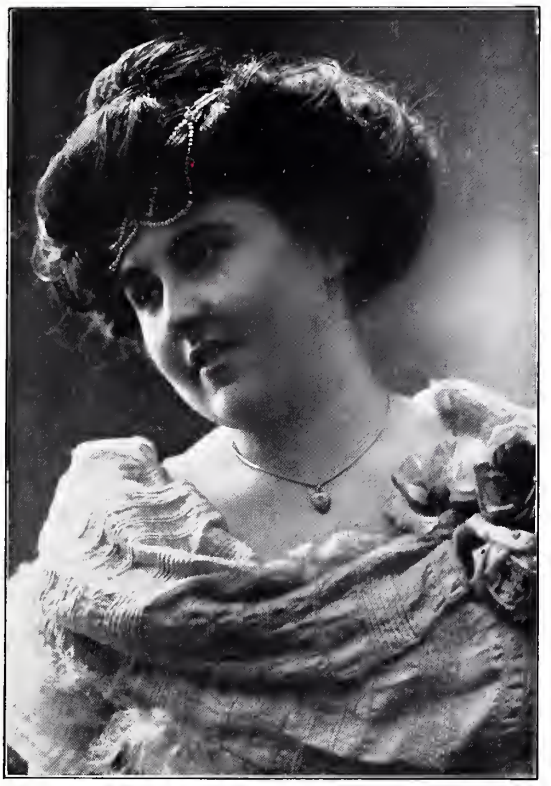


Abb. 1021. Junge Dame aus Sofia.
(Vater Bulgare, Mutter Tschechin.)

weglich. Die Hautfarbe ist schmutziggelb. Die stark vortretenden Backenknochen sowie die leicht schräg gestellten Augen erinnern an die Mongolin. Die Nase ist unbedeutend und platt, das Kinn klein und spitz, das Knochengerüst zart und fein. Ihr Gesicht stellt ein Gemisch von weiß und rot, oder, wie man im Norden gern sagt, von Milch und Blut dar. Das schwarze straffe Haar ergraut auch im Alter selten. Infolge des nordischen Klimas und der harten Lebensweise werden die Züge mit den Jahren oft rauh, so daß sich die Frauen, besonders da die Trachten der Geschlechter fast die gleichen sind, kaum von den Männern unterscheiden. Es heißt, daß die Schönheit und Bedeutung eines Lappenmädchens mit der Anzahl der Renntiere wächst, die sie zur Aussteuer erhält. Die Fruchtbarkeit der Frauen ist gering.

In Norwegen neigen heute die Lappen vielfach zur Zivilisation, indem sie sich gern zu Norwegern wandeln und dann ihre Herkunft möglichst verleugnen.

Wir begrüßen nun eine Stammverwandte der Finnin:

Die Ungarin.

Die Ungarn sind ein finnisch-ugrischer Volksstamm, der sich mit allophilen Völkern allmählich amalgamiert hat. Nach der Überlieferung sind sie bei ihrem ersten Auftreten von abschreckender Häßlichkeit gewesen. Zu den Völkern, mit denen sie sich vermischt, gehören vor allem Turkstämme, dann aber auch slawische und seit dem letzten Jahrhundert verschiedene deutsche Stämme. Die Hunnen, als deren direkte Nachkommen sich die Ungarn so gern bezeichnen, dürften als ein Schwestervolk der Finnen zu betrachten sein. Auch Verwandte der Drawidas nennen sie sich öfters. Das ist aber nur möglich, wenn nachgewiesen werden kann, daß jenes unbekannte Volk, aus dessen Vermischung mit den autochthonen Indiern die Drawidas entstanden, dieselben Urvorfahren wie die Ungarn hatte.

Die typische, echte Ungarin ist keine Schönheit. Das muß hier gesagt werden, so unangenehm es unsere ungarischen Freunde, die so gern für ihr Volk und Land Reklame machen, auch berühren

Abb. 1022. Montenegrinerin.

M. Edith, Durham phot.

Abb. 1023. Jugendliche Montenegrinerinnen.

dürfte. Wer die Kernmagyarin kennen lernen will, begebe sich nach dem Alföld, der von der Theiß durchschnittenen Tiefebene. Winkler, der Jahrzehnte hier und längere Zeit in Finnland verbracht hat, erzählt, daß die Ungarn dieses Landesteiles den Finnen zum Verwechseln ähnlich sehen. Die Übereinstimmung im Profil ist unverkennbar, ebenso der Ausdruck und die ganze Physiognomie. Auffallend sind die beiten Kinnladen und Wangen. Das Gesicht ist fleischig rund oder, besonders wenn die Backenknochen stärker hervortreten, stark eckig. Die inneren Augenwinkel sind auffallend weit entfernt und stehen unmerklich tiefer als die äußeren. Die Augenspalte ist ziemlich eng und langgezogen, so daß der Abstand der äußeren Augenwinkel oft enorm erscheint. Die breite Stulpnase ragt wenig über die Gesichtsfläche hervor. Prognathie findet sich fast immer, wobei aber das Kinn zurücktritt. Die Augen sind fast ohne Ausnahme graublau, das Haar blond oder hellbraun. Die Gesichtsfarbe ist fahl, schmutzigweiß. Häufig sieht man jugendliche Frauen mit gelbem, auffallend runzligem, magerem Gesicht, das bar jedes Liebreizes ist. Den Wangen fehlt die Röte selbst bei der Landbevölkerung. Da wo sich brünette Typen mit schwarzem Haar finden, ist fraglos auf turko-tatarische Beimischung zu schließen. Schöne Typen sind bei ihnen so selten wie unter den Finninnen anzutreffen, anmutige aber ungleich häufiger als bei jenen.

Der Gang der Ungarin ist wenig elastisch, eher etwas plump und schwerfällig. Sie ist naiv, leichtgläubig und urteilslos in allen höheren Lebensfragen. Sie ist von freien, aber verbindlichen Umgangsformen. Huldigt sie auch einer leichten Lebensauffassung, so entspringt diese doch nicht einem unsittlichen Empfinden. Freilich ist sie von warmblütiger Sinnlichkeit. Wo diese Leidenschaft stärker wird als der allgemein vorhandene

Abb. 1024. Junges Mädchen aus Montenegro.

Ungariſches Landmädchen.

Hang zur Behaglichkeit, da bricht sie mit elementarer Gewalt hervor. In Ungarn dreht sich alles Empfinden um Vaterland und Liebe. Dabei mag es freilich unsern Lachnerv reizen, wenn, wie Winkler erzählt, „ich liebe dich", „je t'aime", „I love you" nach der Behauptung des ungarischen Kavaliers nicht entfernt das ausdrücken, was das einzige Wörtchen „szeretlek" in sich birgt.

Abb. 1025. Montenegrinische Matrone.

Im vorstehenden ist versucht worden, die echte Ungarin, die vielgenannte, aber nicht immer anzutreffende „Kernmagyarin" zu schildern. Der Leser, der in Budapest oder sonstwo mit der Ungarin eine andere Erfahrung gemacht hat, mag sicher sein, ein modernes Erzeugnis, vermutlich unter der Einwirkung von deutschem Blut und deutschem Geist, kennen gelernt zu haben. Diese moderne Ungarin ist meistens prächtig gewachsen, häufig schön und fast immer anmutig. Besonders die Budapesterin ist von lebhaftem, oft sprühendem Geist, witzig und geweckt. Sie liebt über Politik zu diskutieren wie eine Engländerin, bringt aber alles in Beziehungen zu ihrem Vaterlande, das sie als feurige Patriotin liebt. In ihrer Stimmung schwankt sie beständig zwischen „himmelhoch jauchzend"

Abb. 1026. Finnländerin (Karelischer Typus).

Abb. 1027. Finnländerin (Karelischer Typus).

Abb. 1028. Alte Lappländerin.

und „zu Tode betrübt". Läßt uns dies nicht allein vermuten, daß lebenslustige Deutsch-Österreicher auf der einen, und melancholische, asiatische Steppenkinder auf der anderen Seite ihre Vorfahren gewesen sein müssen?

Die Ungarin kleidet sich gern elegant, mindestens aber geschmackvoll. Daß sie auf allen Gebieten der Kultur auf der Höhe der Zeit steht, eine begeisterte Verehrerin der Künste ist und das lebhafteste Interesse für die Fortschritte der Wissenschaft bekundet, ist allgemein bekannt.

Die Türkinnen.

Auch die Türken sind mit den Ungarn und Finnen verwandt. Sie stehen zu ihnen in einem „Vetternverhältnis". Während jene ersten beiden zum finnisch-ugrischen Stamme gehören, bilden die osmanischen Türken eine Abteilung des turanischen Volksstammes der Ural-Altaier. — Vor nicht zu langer Zeit waren dem Europäer die türkischen Frauen unbekannter als die Völkerschaften der entferntesten Weltteile. Nie durfte das Auge des Ungläubigen sie schauen. Im Innern ihres Hauses verbrachten sie die meiste Zeit ihres Lebens. Allenfalls geschah es des Freitags, dem Sabbat der Mohammedaner, daß eine vornehme Türkin, meistens in Gesellschaft andrer ebenso verschleierter Freundinnen oder Angehörigen des gleichen Harems, fast immer in Begleitung knüppelbewaffneter Eunuchen, den Ausgang unter das Volk wagte. Aber auch der Orient hat den Zeitströmungen Rechnung tragen müssen. Immer häufiger zeigt sich die Türkin aller Stände auf den Gassen, immer durchsichtiger wird ihr Schleier, und gern enthüllt sie in verstohlenen Augenblicken ihr Antlitz den spähenden

Abb. 1029. Eine Lappländerin mit der gebräuchlichen Kopfbedeckung.

Nach einer Aufnahme von Dr. Ernst A. Heimann, Charlottenburg.

Abb. 1030. Lappenfrau mit ihren Kindern, von denen das eine in der Komse (Wiege) ruht, vor ihrer Behausung.

Erdélyi, Budapest phot.

Abb. 1031. Eine Ungarin.

Blicken der Franken. Ja, heute ist es nicht mal ungewöhnlich, Frauen, besonders in den unteren Ständen, ganz ohne Schleier zu begegnen. Von der sich vorbereitenden Reform soll am Schluß noch ausführlich gesprochen werden.

Es ist dem Leser gewiß nicht neu, daß sich in den Harems der ganz Reichen und wenigen, die sich noch den seltnen Luxus mehrerer Frauen erlauben können, viele Ausländerinnen befinden, unter denen jedoch Europäerinnen die seltene Ausnahme bilden. Mit Vorliebe bezieht der vornehme Türke seine Gemahlinnen aus dem etwas ferneren Orient, besonders dem Kaukasus, wo die feurigen Tscherkessinnen offenbar zu seinen Lieblingen gehören. Es heißt sogar, daß in aller Heimlichkeit Sklavinnenmärkte in Konstantinopel noch bis auf den heutigen Tag abgehalten werden. Immerhin sind die Mehrzahl der Frauen Töchter des eignen Stammes, und nur von diesen soll in den folgenden Zeilen die Rede sein.

Die Figur der Türkin ist, wie man trotz der verschleierten Erscheinung errät, ziemlich plump. Ihr Körper zeigt eine bedeutende Fülle, die sorgfältig gepflegt und weiter entwickelt wird. Der Türke will es nie und nimmer begreifen, wie der Abendländer an einer schlanken, feingeformten Frau Gefallen finden kann; denn für ihn ist weibliche Schönheit nicht vollkommen ohne die Beigabe der Leibesfülle.

Der Gang der Frauen ist, ihrer Gestalt entsprechend, auch infolge ungenügender Bewegung, watschelnd und ungeschickt. Der Kopf ist eckig oval oder schlecht gerundet. Das Haar ist schwarz und schön. Die Augen sind dunkel, seltener blau, aber fast immer ausdruckslos und glotzig. Doch geben ihnen die langen und dichten, an schweren Lidern hängenden Wimpern eine melancholisch wirkende Nuance. Die Brauen stehen dicht und buschig in geschwungener Linie. Rings um die Augen macht sich ein weißbläulicher Rand bemerkbar. Die Nase ist bald gerade und ziemlich groß, bald klein und ein wenig gebogen.

Erdélyi, Budapest phot.

Abb. 1032. Magyarin aus Budapest.

Crdélyi, Budapest phot.

Abb. 1033. Ungarische Schauspielerin.
Szekler Typus.

Der Mund ist merkwürdig groß geraten, die Lippen sind sinnlich dick. Den feinsten Schnitt besitzt noch die flache schmale Stirn, und wohlgeformt erscheint öfters das rundlich fette Kinn. Auch der „Spucknäpfchen für Liebesgötter", wie Heine die Grübchen in den Wangen genannt hat, mag sich der Muselmann erfreuen. Die Haut ist offenbar infolge der Verschleierung und dem Leben in geschlossener Luft schneeweiß, zum Unterschied von den tiefgebräunten Männern. Alles in allem erscheinen die Züge der Türkin nichts weniger als schön. Auch ihr nichtssagendes Lächeln trägt wenig bei, unsere Sympathien zu gewinnen.

Der Hals ist lang und biegsam. Die Brüste sind stark entwickelt. Die Hände sind klein, die Füße unschön geformt. In ihrem Wuchs erreichen die wenigsten Frauen eine mittlere Größe. Ein Gebrauch von diskutablem ethischen Wert mag beiläufig erwähnt werden: die Türkin ruft nach dem zweiten Kinde mit Wissen ihres Mannes abortus hervor, um ihren Körper frisch zu erhalten.

Daß Schminke jeder Art und Parfüms zu den unentbehrlichen Utensilien eines Harems gehören, versteht sich von selbst. Das Eau de Cologne erfreut sich dabei einer so großen Beliebtheit, daß es nicht nur löffelweise über die Kleidung geschüttet, sondern öfters auch — getrunken wird. Zwischen vielem Schlafen auf weichen Diwans und

R. Krzywaner phot.

Abb. 1034. Eine Magyarin (Schauspielerin) aus Budapest.
Oberungarischer Typus.

Désány und Bäumler, Budapest phot.

Abb. 1035. Typische Magyarin aus Budapest.

Getändel, unterbrochen durch Plärren von Liedern, beständig naschend, anstatt richtige Mahlzeiten einzunehmen, verbringen die Haremsdamen ihre Tage in der Häuslichkeit. Seichte französische Lektüre ist die einzige geistige Anregung, die ihnen zu Gebote steht. Wie groß mag ihre Sehnsucht sein nach der Freiheit der abendländischen Frauen, die ihnen so oft durch ihre Romane vor die Augen geführt werden! Wie mag sich die Phantasie einer Orientalin diese Freiheit ausmalen!

Schweiger-Lerchenfeld schildert das Leben in einem vornehmen Harem in den verlockendsten Farben. Statt der in unseren Salons herrschenden Steifheit, des Innehaltens so vieler Regeln, die eine ultrakonservative Etikette vorschreibt, bewegen sich die Insassen eines Harems, d. h. die Herrin des Hauses und ihre Freundinnen, in einer köstlichen Unbefangenheit. Eine jede tut, was ihr gerade behagt, man ist heiter oft bis zur Ausgelassenheit, und nirgends merkt man etwas von dem Gitter und den Gefängnismauern, mit denen man das Wort Harem meistens in Verbindung bringt.

Dagegen wurde mir das Haremlik, d. h. die Frauenabteilung des Hauses, in bescheideneren türkischen Kreisen von europäischen Besucherinnen als weit weniger reizvoll geschildert. Zwar präsentiert sich die Herrin des Hauses, gleich den Freundinnen, die sie besuchen, in der elegantesten Toilette — entweder nach dem dernier cri parisien, oder ebenso luxuriös in orientalischer Gewandung —, aber es fehlt an Mobiliar und besonders an guten Stücken, es fehlt an den ungezählten Dies und Das, ohne welche eine europäische Hausfrau sich nicht behaglich fühlen könnte. Die Mahlzeiten sind karg, und das schlimmste: eine schreckliche Unsauberkeit, mit Einschluß von allerlei kriechendem und springendem Inventar, verleidet einem schnell den längeren Aufenthalt.

Ob die Türkin auch treu ist? Nun, zur Untreue fehlt ihr im ganzen die Gelegenheit.

Erdélyi, Budapest phot.

Abb. 1036. Magyarin.
19 Jahre alt; Oberungarischer Typus.

Nach den Erzählungen aber, zu denen Konstantinopel und andere Plätze des Orients reichlichen Stoff liefern, muß es diesen Frauen insgesamt das größte Vergnügen machen, ihren Gebietern Hörner aufzusetzen. Was schließlich nichts weiter ist als die natürliche Folge der herabwürdigenden Stellung, in der sie ihre Herren Gemahle, allein zur Befriedigung ihrer sinnlichen Gelüste, halten. Folgender Vorfall, der sich wirklich zugetragen hat, mag das eben Gesagte am besten illustrieren.

Der größten Freiheit (mit Ausschluß der neuesten Zeit) erfreuten sich die Türkinnen am Goldnen Horn anfangs der 90er Jahre. Da ist es denn so oft vorgekommen, daß bei ihren Besorgungen in den Magazinen der fränkischen Kaufleute, die türkischen Damen sich von den Handelsbeflissenen des Hauses in Räume führen ließen, die nichts weniger als dem Verkauf von Waren dienten, bis die Spatzen es von den Dächern pfiffen. So kam es schließlich auch zu den Ohren des mächtigen Padischahs, der alsbald ein

Mertens & Co., Budapest phot.

Abb. 1037. Eine Magyarin aus Budapest. Verfeinerter magyarische Typus.

A. Krziwanek phot.

Abb. 1038. Eine Magyarin aus Budapest.

Gebot erließ: keine türkische Dame dürfe den Pera-Stadtteil anders als des Freitags, und auch dann nur in dringend nötigen Fällen besuchen.

Gewiß ist der Harem, mit allem, was drum und dran ist, eine Art Gefängnis. Aber den Gefangenen steht es frei, zu jeder Zeit auszugehen. Daß die vornehmsten dann von Eunuchen begleitet werden, entspricht im Grunde genommen nur dem Brauch unserer vornehmen Damen, die sich von Zofen oder Dienerinnen geleiten lassen. Ärmere Türkinnen kennen selbstverständlich keine Straßenbegleitung. Auf der Gasse aber, oder im Bazar genießt die Türkin in gewisser Beziehung wieder eine größere Freiheit als unsere Frauen. Es ist ihr nämlich gestattet, jedermann, auch beliebige Männer, anzusprechen, z. B. wenn sie Auskunft haben will, und sie macht von diesem Recht einen gehörigen Gebrauch. Sie selbst darf natürlich von keinem Manne angeredet werden, so daß sie in dieser Hinsicht wieder mehr geschützt ist,

J. Lojanek, Großwardein phot.

Abb. 1039. Städtischer südmagyarischer Schönheitstypus.

als Europäerinnen. — Sprechen wir nun aber von der neuen Zeit, die für den ganzen Orient angebrochen erscheint.

Daß der Parlamentarismus auch das Reich des Halbmonds erobert hat, dürfte allen Lesern bekannt sein. Eine gewaltige Reform fegt gleichzeitig über vielhundertjährige Gebräuche und hat auch vor den Gitterfenstern des Harems keinen Halt gemacht. Mit noch mehr Genugtuung als ihre Männer sie empfinden mögen, sieht sich die Türkin plötzlich an der Schwelle einer neuen Ära. Es kann nur eine Frage der Zeit sein, bis sich das Gitter des Harems weit für sie öffnet, bis der lästige sinnlose Schleier von ihrem Antlitz fällt, und die Türkin als vollberechtigtes Wesen in das Leben tritt, in die Freiheit und Öffentlichkeit gleich ihren abendländischen Schwestern. Es scheint übrigens nicht übel auf Frauenseite für die neue Ära vorgearbeitet zu sein. S. v. W. erzählt in der „N. Fr. Presse“:

„In dem letzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts hatten einige vornehme türkische Würdenträger französische Gouvernanten nach Stambul gebracht, meist nicht die pädagogische Elite. Bei diesen hatten die Haremstöchter französisch gelernt, gerade genug, um französische Romane zu lesen, welche ihnen eine gewisse Sehnsucht nach Freiheit und Abenteuern eingaben — wohl nicht viel mehr. Seit etwa fünfzehn Jahren aber hat sich eine neue Wandlung vollzogen. Amerikanerinnen und Engländerinnen haben an beiden Ufern des Bosporus, in Bebek, Therapia, Kadiköi Mädchenschulen errichtet, gerade dort, wo die türkischen, wohlhabenden Kaufmannsfamilien wohnen. Sehr geschickt wußten sie es einzurichten, daß türkische Mädchen aus besseren Häusern ihre Schulen besuchten, und dort wuchs jetzt eine neue Generation türkischer Frauen heran. Sie sind sehr gut unterrichtet und — was das wichtigste ist — ihre körperliche Entwickelung ist in andere Bahnen gelenkt. Es wird ihnen Freude am Sport, an Leibesübungen beigebracht, so sieht man in Bebek — es sieht urdrollig aus — Mädchen, die mit dem Tschatschef Tennis spielen, auf dem Bosporus tiefverschleiert rudern. Diese Sportpflege hat die

Abb. 1040. Ungarin.

Orientalin total verwandelt, sie ist selbständiger geworden, sie hat ein Freiheitsgefühl — einen Freiheitsdrang erlangt, welchen ihr geistige Bildung nie gegeben hätte. Diese an freie Bewegung gewöhnten jungen Mädchen drängen aus der Enge des Harems heraus — sie fühlen sich im Käfig nicht mehr wohl — sie sind zum Bewußtsein ihrer Persönlichkeit gelangt. Sie sehnen sich nicht mehr nach der Heirat, sie wollen nur heiraten, wenn ihnen der Mann verspricht, wenigstens im Hause à l'européenne zu leben. Sie weigern sich glattweg den unbekannten Freier zu akzeptieren."

Robert Mingloff, Libau phot.

Abb. 1041. Lettische Mädchen von der Kurischen Nehrung.

Allzu sanguinisch darf man freilich in seinen Erwartungen gegenüber türkischer Frauenemanzipation nicht sein; denn mehr als irgendwo verlangt im Orient gut Ding gute Weile. Immerhin sind einige Fortschritte festzustellen, von denen man sich noch vor zehn Jahren nichts hätte träumen lassen. Bereits sind verschiedene distinguierte europäische Herren von ihren türkischen Freunden in deren Harems vorgestellt worden. Sie sprechen alle mit Entzücken und Überraschung von dem Eindruck, den ihnen türkische Damen machten. Ihre Bildung sei gar nicht so gering, wie man geglaubt hat. Französisch und englisch werde vortrefflich gesprochen, in der Literatur dominieren Zola und Loti. Musik werde viel und gut gepflegt. In allen Frauenfragen und nicht zuletzt auch in der Politik seien sie vorzüglich unterrichtet. Ein Engländer, der vor kurzem Gelegenheit hatte, die Gattin und Tochter eines hochgestellten türkischen Beamten kennen zu lernen, erzählt:

Abb. 1042. Türkin im modernen türkischen Schleier.

„Ihre Gesten sind vornehm, voll Anmut und zarter Grazie, auf ihren Mienen ruht eine sanfte, stille Würde, und es gibt nichts Bezaubernderes als diese gebildeten Türkinnen, die den aufgeweckten Geist des Westens mit dem Reiz des Ostens so harmonisch vereinigen. Anfangs überrascht die bleiche, etwas wesenlose Farbe ihres Teints; dann aber sieht man diese so klar leuchtenden Augen und ein Haar, das schlechthin wundervoll ist ..."

Die Levantinerin.

Die Levantinerin, deren Wiege allerorten unter dem Halbmond steht, mag sich der Türkin in unserer Wanderung im Orient anschließen. Die Bezeichnung „Levantiner" ist

Abb. 1043. Türkische Frau aus Khotan.

sehr dehnbar. Platz versteht darunter die katholischen Nachkommen früherer europäischer Einwanderer, meist Italiener. Wörtlich sollte man unter Levantinern alle Menschen verstehen, deren Heimat die Küstenländer des südöstlichen Europas, der Levante, sind. Gewöhnlich aber bezeichnet man damit die Bewohner des Orients, deren Vorfahren aus andern Ländern stammen. Danach wären die Levantiner das, was die Kreolen in Südamerika sind. Ein Kenner dieser Länder will eher nach gewissen Eigenschaften, als nach Geburt und Abstammung, einen Menschen als Levantiner bezeichnet wissen. So werden z. B. die Nachkommen von Deutschen, die in der Levante geboren, aber vermutlich in Deutschland und jedenfalls streng nach deutschen Grundsätzen erzogen sind, diese Bezeichnung, die sich überhaupt nicht des besten Leumunds erfreut, ablehnen. Da wo im Orient eine bestimmte Kultur, der Verkehr und die Gesellschaft, Menschen verschiedener Rassen zusammengeführt und in ihrem Wesen sozusagen gleichgemacht hat, ist die Bezeichnung am meisten angebracht. Somit wären als die hauptsächlichsten Wohnorte der Levantiner Alexandria, Smyrna, Salonik und Konstantinopel, ferner Beyrut, Damaskus und Aleppo zu nennen, und als Levantiner diejenigen von Europäern, Griechen, Armeniern und andern Geborenen zu bezeichnen, die die spezifischen Eigenschaften ihres Stammes aufgegeben haben.

Wie gesagt, genießt der Name „Levantiner" im Orient durchaus keines guten Rufes. Ein italienisches Sprichwort mahnt schon den Fremden, die Levantinerin nicht zur Gattin zu begehren: chi vuol fare la sua rovina, prende moglie levantina, heißt es — wer sich ruinieren will, verheirate sich mit einer Levantinerin. Die Nicht-Türken von Aleppo sind meistens Levantiner. Von ihnen sagt man: Halebi Schalebi, d. h. „die von Aleppo sind

Abb. 1044. Türkin im Harem.

Abb. 1045. Türkische Bäuerin.

Abb. 1046. Türkin.

Schelme". Da es alſo nicht auf ethnographiſches, ſondern auf ſoziales Weſen ankommt, müſſen wir auch auf eine Beſchreibung des Äußeren verzichten. Nur von zwei beſonderen Typen mag hier die Rede ſein: von der levantiniſchen Griechin (alſo der Griechin außerhalb des Mutterlandes, in Konſtantinopel gewöhnlich Fanariotin genannt — nach dem Fanar, d. i. Leuchtturm am Goldnen Horn, um den ſich die Griechen ehedem anzuſiedeln pflegen) und der Armenierin.

Ich nehme nicht Anſtand die Fanariotin, oder Perotin, wie ſie nach Pera, dem fränkiſchen Stadtteil von Konſtantinopel, auch genannt wird, zu den ſchönſten Frauen der Welt zu zählen. Sie erinnert bald an die Athenerin, bald an die Kreolin Südamerikas, doch ſind ihre Züge ſtolzer und ſchärfer, und wenn möglich noch feiner geſchnitten als bei der letzteren, während ſie die Athenerin überhaupt an Schönheit übertrifft. Die Statur in jeder Größe, aber öfters über mittelgroß, iſt die Fanariotin von zierlich elaſtiſchem Bau. Ihr Haar iſt tiefſchwarz, und ſchwarz ſind die Augen, während das ovale Antlitz weiß, jedoch von leichter Olive-Untertönung iſt und Züge, wie geſagt, von vollendeter Feinheit zeigt, die ſcharf geſchnitten ſind und dennoch weich erſcheinen.

In ihrem Weſen iſt die griechiſche Perotin nur eine Karikatur der Athenerin, ein

eitles Pflänzchen, das am besten im „Schahnischin", dem geräumigen Erker der Wohnhäuser, von dem aus das Leben in den Straßen Peras beobachtet wird, gedeiht. Sie will über alles Bescheid wissen, und weiß im Grunde genommen gar nichts. Außer Zola, Loti und Maupassant hat sie nie ein ernstes Buch in der Hand gehabt. Sie schwärmt von Paris, woher sie auch ihre Toilette bezieht, spricht von Politik und kennt nicht die genaue geographische Lage zweier Länder, schwätzt von Musik und weiß keinen Takt Mozart von Wagner zu unterscheiden. Sie verlobt sich heute, um morgen diese Verlobung aufzuheben und eine neue anzuknüpfen. Sie ist die personifizierte Hohlheit.

Die armenische Levantinerin gleicht im allgemeinen der Armenierin, doch entwickelt sie sich in der Levante entschieden vorteilhafter als im Kaukasus und in Armenien. Im Wesen aber sind beide Levantinerinnen, die griechische wie die armenische, einander wert.

Beide sind überaus gesprächig, aber dabei gedankenlos, von oberflächlicher Bildung auf allen Gebieten, über alle Maßen eitel und putzsüchtig, und Herzenstiefe scheint ihnen insgesamt zu fehlen. Der Wohltätigkeitssinn der Levantinerin, besonders der armenischen, ist bekannt; er regt sich aber nur, wenn genügend Beobachter vorhanden sind. Sie musizieren ohne Gefühl und Verständnis. Alle bedienen sich im Familienkreise ihrer Muttersprache; sobald sie sich aber in der Öffentlichkeit bewegen, besonders wenn Fremde in der Nähe sind, hört man sie nur französisch sprechen, und zwar möglichst laut und zwanglos, um den Anschein zu erwecken, als seien sie Ausländerinnen, vielleicht Französinnen, aber auf alle Fälle Damen von „feinster Bildung".

Die Griechin.

Griechenland ist bekanntlich nicht mehr, was es zu seiner Blütezeit im Altertum war. Der Boden selbst ist nicht

Abb. 1047. Vornehme Türkin in großer Gesellschaftstoilette.

Abb. 1048. Türkische Tänzerinnen.

mehr derselbe. Verschwunden sind die Wälder und Haine, in denen Hellas einst prangte, und der Wanderer, der heute „das Land der Griechen mit der Seele sucht", wird oft seine Schritte durch einen dürren, regenarmen, wenig produktiven Boden lenken müssen. Entsetzt haben die Musen und alle guten Götter ihre einstige Heimat verlassen und beglücken die ganze übrige Welt mit ihren Schätzen, während Griechenland verarmt, vereinsamt in einem Winkel im Südosten Europas um die Entschwundenen trauert.

Auch das Volk repräsentiert nicht mehr „reines" Griechentum. Jahrhundertelang hatten bekanntlich Fluten fremder Völkerscharen das Land überzogen, als da waren Gothen, Dazier, Thraker, Römer, Slawen und Türken. Es scheint aber, als ob das kräftige hellenische Element stark genug war, alle fremden Einschläge zu absorbieren und zu griechischen umzustempeln. Auf dem flachen Lande und an vielen Orten mag es ja anders sein, dort ist der slawisch-türkische Typus vielleicht vorwiegend; an andern Plätzen aber, auf manchen Inseln und besonders in Athen begegnet man heute auf Schritt und Tritt Gestalten, die ihren ruhmreichen Vorfahren

Abb. 1049. Osmanin in Haustoilette.

Abb. 1050. Türkische Tänzerin.

Abb. 1051. Türkiſche Frauen in einem Harem.

durchaus ähnlich ſein müſſen. Auch ihr Weſen zeigt viele Eigenheiten, die uns an die wohl vertraute Art der alten Griechen erinnern. Übrigens hat der Leſer wohl zu beachten, daß die alten Meiſter nur ſchöne Typen darſtellten. Es darf alſo keineswegs angenommen werden, daß das Volk, das man im alten Athen und in Sparta auf den Gaſſen ſah, ausſchließlich die edlen Züge eines Apoll, einer Hera oder Pallas Athene trug; daß es vermutlich, gerade wie bei uns, gleichviel häßliche wie hübſche Menſchen gab. Nun aber zu unſerer Neugriechin.

Ihr Wuchs zeigt ſehr verſchiedene Maße, kleine, mittelgroße und große. Der ſtolz getragene Kopf iſt meiſt von länglich ovaler Form; nur im Norden, nach Albanien und

Türkiſche Dame in Straßentoilette.

den slawischen Grenzländern zu, findet sich öfters runde Kopfbildung. Der Ausdruck des Gesichtes ist geist- und seelenvoll; empfindungsvoll schauen uns die großen schwarzen, schönen, langbewimperten Augen an. Fein ist die Stirn gestaltet, fein der Mund mit den ein ganz klein wenig sinnlichen Lippen. Die Nase ist von edlem Schnitt, und öfters findet sich die gerade einschnittlose Linie zwischen Stirn und Nasenansatz, die wir so oft an klassischen Statuen bewundern; bisweilen zeigt sich aber auch ein feinziseliertes Adlernäschen.

Abb. 1052. Junge Dame der armenischen Kolonie in Smyrna, Levantinerin.

Die in der Jugend frische Gesichtsfarbe schwindet leider bald durch übermäßige Anwendung von Kosmetika. Würdevoll weiß die Griechin den schöngeformten runden und schlanken Hals zu wenden. Das Haar ist bei der typischen Hellenin von wunderbarer Schwärze und Fülle, wogegen sich bei der Landbevölkerung häufig goldblondes Haar und dann gleichzeitig blaue Augen finden. Üppig schön sind die Brüste, doch welken sie früh dahin. Die Taille ist fein und schmiegsam. Die Hände sind zierlich, die Füße klein. Die stolze Würde, die sich

Vid Vuletic-Vukasovic, Ragusa phot.

Abb. 1053. Jugendliche Albanesin.

Abb. 1054. Albanesinnen aus Podgorica.

Abb. 1055.
Albanesisches Bauernmädchen.

in Haltung und Gang kundtut, geht im näheren Verkehr in lieblich graziöse Formen über. Im ganzen ist ihr physisches Element mehr Nerv als Muskel.

In den Typen sowohl wie in den Eigenschaften zeigen die Frauen der verschiedenen Landschaften sehr wesentliche Unterschiede. Das hängt nicht zum geringsten mit den lokalen Traditionen der alten Kulturepoche zusammen, welche die heutigen Bewohner der Ortschaft mit Stolz erfüllen, vor allem aber mit der ethnischen Zusammensetzung der in Frage stehenden Provinzbewohner und ihrem Verhältnis zu westländischer moderner Kultur. Da sind Plätze im thessalischen Binnenland, in denen man sich vereinsamt am entgegengesetzten Ende der Erde zu befinden vermeint, da sind einzelne Inseln, die nur selten fremde Schiffe zu sehen bekommen, und dann ist wieder das blühende Athen, die herrliche Hauptstadt, in welcher, trotzdem sie noch immer kein Schienenweg mit „Europa" vereint, alles vorhanden ist, was die Zivilisation unserer Zeit errungen hat. (Es darf hier angemerkt werden, daß man sich weder in Athen noch sonstwo in Griechenland als in Europa wohnhaft betrachtet; erst wenn der Athener sich nach Brindisi oder Triest begibt, sagt er, er gehe „nach Europa".)

Was die Griechin des Königreichs, besonders die Athenerin, vor allen Frauen des Orients auszeichnet, ist ihre Intelligenz. Ihrem oft sprühenden Geist liegt ein echtes, durch Studium erworbenes Wissen zugrunde. In ihrer Lernbegierde übertrifft sie vielleicht alle Frauen Europas. Die Griechin der besseren Stände wird kaum den Mund zu einer Bemerkung öffnen, die nicht auch einen geistigen Kern hätte — was man von ihrer Schwester in Konstantinopel, der Fanariotin (s. den Artikel „Die Levantinerin") oder

Abb. 1056. Griechin aus Konstantinopel, Levantinerin.

Abb. 1057. Verhüllte Albaneſin.

der Rumänin nicht ſagen kann, bei denen Phraſen und leeres Geſchwätz überwiegen.

Sie iſt im allgemeinen ernſt, aber nicht von dem trübſeligen Stumpfſinn mancher ihrer ſlawiſchen Nachbarinnen, ſondern eher heiter-ernſt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf. Gelächter und Gekicher, wie man es ſonſt wohl bei orientaliſchen Frauen oft findet, iſt nicht ihre Sache. Sie iſt eine gute, liebevolle Mutter und treue Gattin. Auch Mediſance und Klatſch, ſo beliebt bei Slawinnen und Rumäninnen, ſind im allgemeinen nicht ihr Fall.

Die Athenerin ſteht auch ſittlich hoch. Es bedürfte gewiß nicht der Strenge, mit der ihr Gatte auf die Reinheit und den guten Ruf der Familienglieder achtgibt.

Um ein geringes lockerer geſtalten ſich die Familienbande auf dem Peloponnes, was ſchon daraus hervorgeht, daß der Vater ſeine Söhne frühzeitig in die Fremde ſchickt, während man in Athen den Familienkreis möglichſt lange geſchloſſen hält. Man rühmt an den peloponneſiſchen Frauen ihre Liebenswürdigkeit und feinen Umgangsformen nicht minder als ihre Schönheit. Die Spartanerinnen und ihre Nachbarinnen vom Taygetos ſind vielfach blauäugig, und wenn ſie ihr blaues, goldgelb gemuſtertes Tuch vom Kopfe entfernt haben, umwogt eine Flut goldiger Locken das fein geſchnittene Antlitz. Von Geſtalt ſind ſie hager, doch ſchön und edel gebaut. In vielen Beziehungen ſollen ſie ihren berühmten Vorfahren, nach den Überlieferungen,

Abb. 1058. Junge Griechin aus Lesbos.

Abb. 1059. Junge Griechin aus Athen.

die wir von ihnen haben, gleichen. Leider geben sie dem Fremden nicht viel Gelegenheit zur Beobachtung, denn sie sind scheu wie die Gazellen. Mit Mühe bekommt man sie dazu, die melancholischen Lieder ihrer Bergheimat vorzutragen, was übrigens in dem näselnden Tone der Orientalinnen geschieht. Ob wohl die antiken Griechinnen beim Singen auch so genäselt haben?

An den Messenierinnen, die nicht selten klein und rund sind, werden klassische Gesichtszüge mit großen blauen Augen und die Fülle ihres langen schwarzen Haupthaares gerühmt. Auch die Arkadierinnen sollen von schönen Formen sein, obgleich sie ihren Körper in dicke, wollene Gewänder einzuhüllen lieben.

Auch unter den wetterharten Geschlechtern der „Inselgriechen" finden sich herrliche Frauentypen. Man preist die Grazie und die schönen offenen Augen der Insulanerinnen wie ihre im Vergleich zu den strengeren Gebräuchen der festländischen Bevölkerung ungebundeneren Lebensformen. Berühmt sind die schönen Töchter von Mytilene, dem alten Lesbos; s. unsere Abbildung 1058. Auf Chios fand de Amicis robuste Frauen. Auf dieser Insel soll der an asiatische Verhältnisse erinnernde Brauch zu Hause sein, daß noch im zartesten Alter befindliche, oder gar noch ungeborene Kinder einander verlobt werden. Die Jonierinnen gelten als geistig rege; ihre Liebe zur Musik ist bekannt geworden.

In der griechischen Familie herrscht durchweg patriarchalische Einfachheit der Sitten. Alles richtet sich nach dem Willen des strengen, aber doch wieder gütigen Oberhauptes, „unseres Gebieters", wie ihn die verschiedenen Mitglieder nennen, wenn sie von ihm sprechen. Die Söhne des Hauses würden nicht daran denken, sich zu vermählen, ehe nicht ihre Schwestern untergebracht sind. Eine notleidende Witwe

Abb. 1060. Griechinnen aus Kula.

gibt es nicht. Der Sohn wird unfehlbar für sie sorgen, und wo keine Söhne vorhanden sind, tun es andere, unter Umständen auch entfernte Verwandte. Übrigens verheiraten sich die Witwen nicht wieder. Oft legen sie die Trauerkleidung bis zum Ende ihres Lebens nicht ab. Sie vertrauern ihre Tage, indem sie selten das Haus verlassen, oder gehen auch öfters in Klöster.

Junge Mädchen, die Fehltritte begangen haben, wird man vergeblich suchen. Sie werden verachtet, fliehen das Land und sind meist gezwungen, in den Dirnenhäusern von Konstantinopel ihr Fortkommen zu suchen.

Groß ist der Abstand zwischen den Städterinnen und den Frauen der armseligen Landbevölkerung, von denen ich schon sagte, daß ihr Äußeres weit mehr an Slawen- und Osmanentum

Gaura, Athen phot.

Abb. 1061. Athenische Griechin aus dem Mittelstande.

Abb. 1062. Junge Dame aus Athen.

denn an Alt-Hellas erinnert. Eine der armen Inselgriechinnen läßt Johanna von Düring in ihrem Buche „Der Mädchenbrunnen" erzählen:

„Unsere Insel ist arm und unsere Männer sind faul. Wir bringen das Geld für das Haus, wir bringen das Bett und die feine Wäsche und die Hände zur Arbeit. In der ersten Zeit geht es noch gut, da helfen sie uns das Feld bebauen und ziehen aus auf den Fischfang. Wenn aber der Winter kommt und sie nichts zu tun haben, dann geht unser Geld im Mastik (Anisschnaps) zum Hause hinaus. Und wenn kein Para mehr im Schranke ist, dann wird das schöne Bettzeug verkauft und die Wäsche, und all die Arbeit und Freude der langen Jahre ist umsonst gewesen. Und froh sind

Cavra, Athen Phot.

Abb. 1063. Griechin aus Athen.
Altgriechischer klassischer Typus.

unsere Frauen, wenn sie zu alledem nicht noch Prügel bekommen, denn das ist sehr oft der Fall. Meistens ist alles mühsam Ersparte so schnell wieder durchgebracht, daß die junge Frau nach der Geburt des ersten Kindchens als Amme in die Welt ziehen muß, um aufs neue Geld zu verdienen, damit das arme Kleine leben kann." Lassen wir noch einer andern Autorität das Wort über die griechischen Frauen.

„Der Anblick einer schönen Frau", sagt Böttticher in seiner Schrift „Auf griechischen Landstraßen" — „ist im Innern Griechenlands etwas so außerordentlich Seltenes, daß es jedesmal überraschend wirkt. Die Frau ist sehr früh reif und ist oft mit 13—14 Jahren bereits Mutter. Sie nährt ihr Kind bis in das fünfte und sechste Jahr, daher oft mehrere gleichzeitig. Aber die Frau altert dabei schnell und die harte Arbeit auf dem Felde und am Webstuhle gibt ihren Zügen etwas Herbes; ihre Formen werden grob und eckig und der Gang wird schleppend, was gegen die elastische, königliche Haltung der Männer auch der niedrigsten Klasse auffallend absticht. Wer die Frauen Griechenlands nur nach einem Aufenthalte in Athen beurteilen wollte, würde sehr fehl gehen. Dort freilich, am Strande des Phaleron lustwandelt um die kühlere Abendzeit nach dem erfrischenden Wellenbad eine reiche Zahl schöner Frauengestalten. Hört man hier

Abb. 1064. Eine junge Dame aus Athen.

die Namen Penelope, Helena, Aspasia rufen, so wird man nicht enttäuscht, wenn man nach dem Antlitz der Trägerin dieses Namens forscht. Gleichen sie mit dem dunkel umrahmten, feinen Oval des Gesichts, der leicht gebogenen Nase, den vollen Lippen und großen glänzenden Augen auch nicht dem attischen Bildhauerideale der klassischen Zeit, so dürfen sie sich doch italienischen Schönheiten getrost an die Seite stellen und haben vor diesen den Vorzug der Haltung und die Wohlgeformtheit des Fußes voraus, eines Fußes,

Abb. 1065. Griechische Makedonierin.

den — ich weiß keine Übersetzung — die Franzosen un pied bien cambré nennen. Aber diese Damen gehören der einem behaglichen Nichtstun lebenden Geld- und Geburtsaristokratie an, oder der hier nur spärlich vertretenen Klasse der Lilien auf dem Felde, die nicht säen noch ernten, und die der himmlische Vater im Himmel doch kleidet und nährt, meist von den Inseln oder aus Kleinasien eingewanderten Schönheiten, die in der Hauptstadt ihr Glück zu machen gedachten und ein klägliches Ende in den Matrosen-

Lady Ramsay phot.

Abb. 1066.
Kleinasiatische Griechinnen.

Abb. 1067. Jugendliche Inselgriechin im Nationalkostüm.

Gavra, Athen phot.

Abb. 1068. Eine Griechin aus Athen.

kneipen des Piräus nehmen, auf denen in weithin sichtbaren Lettern die Inschrift: ‚Synoika Aphrodites‘ prangt.“

Die Frauen Albaniens.

Die Albanesen oder Arnauten bewohnen den dalmatischen Küstenstrich südlich von Montenegro und das dahinterliegende Gebiet, sowie das nördliche Griechenland. Sie sind vermutlich aus einer Mischung von Slawen und Griechen, zu der noch türkische und wahrscheinlich auch andre Elemente traten, entstanden.

Die Frauen der Albanesen sind gleich ihren Männern groß, stark und muskulös, doch sind sie ihnen im allgemeinen im Ebenmaß der Züge unterlegen; Antlitz und physische Gestaltung erscheinen bei der albanesischen Bäuerin recht aus dem Groben geschnitten. Dennoch gibt es genug Ausnahmen und man hat Typen beobachtet, die hellenischer waren als die Griechinnen von Athen. Das Haar findet man bald von heller, bald von dunkler Farbe, ein Beweis mehr für die Kreuzung heterogener Elemente. Die längliche Gesichtsform zeigt bei den blondhaarigen meist blaue Augen, die Nase ist oft fein gezeichnet, die Stirn ist flach, der Mund groß und breit, der Hals lang, die Brüste sind kräftig. Im allgemeinen findet man im Norden mehr die dunkeln, und nach Griechenland zu die helleren Typen. Sie sind sehr fruchtbar und behalten ihr jugendlich frisches Aussehen länger als ihre griechischen Schwestern, von denen sie sich wohl am meisten angezogen fühlen.

Die Albanesen sind bis auf den heutigen Tag ein ziemlich rauhes und unkultiviertes Volk geblieben. Alles ist noch im Entstehen und Werden. Daß die wirren politischen Zustände nicht gerade günstig auf ihre geistige Hebung einwirken, ist zu verstehen. Auf manche Gebräuche hat auch die nachbarliche Türkenwirtschaft ihren Einfluß geübt. So darf es uns nicht wundern, daß die Albanesin die Nähe

Paul Zerdsi, Salonichi phot.

Abb. 1069. Eine Spaniolin aus Salonichi, 15 Jahre alt.

Abb. 1070. Israelitin aus Kurdistan.

Abb. 1071. Jüdin (Spaniolin) aus Sarajevo.

eines Europäers meidet, und bei seinem Anblick scheu und ängstlich entrinnt.

Die Stellung, die diese Frauen in der Familie wie bie ihrem Volk einnehmen, ist zweifellos die erniedrigendste, in der sich Frauen auf europäischem Boden befinden. Ihre Männer rechnen sie kaum zu den Menschen. Einem jungen Mädchen ist nicht gestattet zu einem jungen Mann zu sprechen, und früher wurde solch ein „Verbrechen" sogar durch Blut gesühnt. Vielleicht noch mehr als dem Montenegriner ist dem Albanesen das Weib eine Sklavin. Es heißt, daß er nicht einmal Liebe empfände, wenn er um ein Weib freit, und daß, was ein richtiger Albanese ist, es als eine Beleidigung empfände, wollte man behaupten, er sei verliebt. Ungeachtet, daß die Albanesin bis zum Umsinken mit Arbeit belastet wird, ist sie noch völlig schutzlos gegenüber den Ausschreitungen ihrer tyrannischen, überaus faulen und nur dem Waffenhandwerk ergebenen Männer.

Die Jüdin.

Bekanntlich waren es zwei getrennte, nicht einmal eng verwandte und nur durch den gemeinsamen Glauben verbündete Stämme von Israeliten, die nach den Nöten, die sie jahrhundertelang zu erleiden hatten, aus ihrer Urheimat aufbrachen, um fortab unter dem Namen Juden (denn Israeliten bedeutet „die Siegreichen", die sie längst nicht mehr waren) sich über Europa und die ganze Welt zu verstreuen. Der eine Stamm, der schon damals wahrscheinlich nicht mehr rein semitischen Blutes war, sondern Kreuzungen mit hamitischen und vermutlich auch indoeuropäischen Völkern erfahren hatte, wanderte aus den Euphratländern über den Kaukasus in die sarmatische Ebene, während der andere, reinere, vielleicht sogar ganz rein semitische, nach den Greueln der römischen Kolonialwirtschaft aus dem nördlichen Arabien, Palästina und Syrien auswandernd, sich über Nordafrika und die Länder des südlichen

K. u. K. Hofphotograph Viktor Angerer, Wien phot.

Abb. 1072. Polnische Jüdin.

Europas verbreitete. Die ersteren, die sog. Aschkenasim oder polnisch-deutschen Juden, überzogen allmählich Rußland, Polen, Deutschland und Österreich, während die andern, Sephardim oder spanisch-portugiesischen Juden (im Orient Spaniolen genannt), in Spanien, Portugal, Italien, in der Türkei, in Frankreich, Holland und England, in einzelnen Gruppen sogar am Rhein eine neue Heimat fanden. Daß ihnen auch hier noch oft genug das Schicksal grollte und sie bis auf den heutigen Tag öfters veranlaßt, wieder den Wanderstab zu ergreifen, ist bekannt. Die Mehrzahl von ihnen befindet sich aber noch jetzt in den genannten Ländern.

Das äußere Kennzeichen, das die beiden Stämme scheidet, ist die Kopfform. Der Schädel der Aschkenasim ist groß und breit, indem die Breite das charakteristische Merkmal bildet, wogegen die Sephardim einen länglich ovalen, ziemlich schmalen Schädel besitzen. Das Haar der ersteren ist meist gekräuselt, das der Sephardim fast

Abb. 1073. Eine Spaniolin (Sephardin) aus Südfrankreich. Assyrischer Typus.

Abb. 1074. Jüdinnen aus Kleinasien.

immer nur gewellt. Einen noch größeren Unterschied bieten öfters die Haarfarbe und die Augen. Wenn auch schwarzes Haar und dunkle Augen bei weitem überwiegen, finden sich immerhin in Deutschland blondes Haar und blaue Augen bei 11%; im südwestlichen Rußland zählte man sogar 60% mit hellem Haar, 10% mit blauen und 25% mit grauen Augen, woraus die Vermischung mit andern, nicht-semitischen Völkern klar hervorgeht. Dagegen ist unter den Sephardim der blonde Typ äußerst selten. Gemeinschaftlich haben beide Stämme die weiße Hautfarbe mit leicht bräunlicher Untertönung, etwa wie die der Südeuropäer, ferner die geschwungene, öfters gebogene Nase und sinnliche Lippen. Über das blonde Haar und die Blauäugigkeit so vieler Juden, die rein

semitischen Völkern durchaus nicht eigentümlich sind, kann man sich nicht wundern, wenn man sich über die ethnische Zusammensetzung des heutigen Judentums klar wird. Gegenwärtig ist der Judaismus eine abgeschlossene Religion. Aber einst schaffte eine rege Propaganda zahlreiche Proselyten für den Glauben Mosis. Gallier im alten Frankreich, Römer auf italischem Boden, Griechen besonders in Antiochia und Alexandria sind zahlreich zum

Abb. 1075. Australische Jüdin.

Judentum übergetreten, und unter den Christenvölkern der iberischen Halbinsel, die allerdings schon semitisches Blut in sich aufgenommen hatten, gab es Scharen von Renegaten. Auch von einem tatarischen Khan aus Südrußland wird aus dem 16. Jahrhundert berichtet, daß er mit der Mehrheit seines Stammes zum mosaischen Glauben übertrat, so daß also in vielen Israeliten Südrußlands zweifellos auch tartarisches Blut fließt. Freilich hat das Judentum, das bald für Jahrhunderte in enge Ghettos gebannt wurde, die fremden Elemente leicht absorbiert und nur die erwähnten Merkmale — blondes Haar und blaue Augen — weisen bei ihren westeuropäischen Trägern auf einen fremdrassigen Ursprung. In Rußland sind Tatarenköpfe unter den Juden nicht ungewöhnlich, während die dort wie im Westen vorhandenen Blonden und Blauäugigen auf die eingangs erwähnte indo-europäische Mischung in vorgeschichtlicher Zeit deuten.

Ganz allmählich verändern sich auf europäischem Boden die somatischen Kennzeichen der jüdischen Rasse. Am meisten in England, am wenigsten wohl in Rußland. Selbst der mehr als tausendjährige Aufenthalt auf deutschem Boden (bereits um das 8. Jahrhundert kannte man am Rhein und in Sachsen eine Anzahl jüdischer Ansiedlungen) hat den spezifischen Typus der Israeliten so wenig verändert, daß sie unschwer zu erkennen sind. Das mag an dem alten ausgenutzten Boden Europas liegen (anders in Amerika! s. den Artikel „Die Nordamerikanerin"), aber zweifellos vielmehr an der Abgeschlossenheit, dem unhygienischen, zusammengepferchten Beieinanderleben, das man ihnen noch bis vor wenigen Jahrzehnten aufgezwungen hatte, oder (wie in Rußland) noch aufzwingt. Erst seitdem sie Freiheit und Freizügigkeit genießen, verändert sich die physische Beschaffenheit der Israeliten in schnellerem Tempo.

In ihrem Geist und in ihrem Wesen kann die Jüdin der westeuropäischen Länder kaum mehr von ihren christlichen Schwestern getrennt werden. Ich wüßte bei den Kulturjuden Europas jedenfalls keinen Zug anzugeben, der sich ausschließlich bei ihnen und nicht auch bei ihren christlichen Mitbewohnern findet und umgekehrt. So ist die deutsche Jüdin in den großen deutschen Städten durchaus Deutsche, die sephardische Jüdin in England, Holland und Frankreich durchaus Engländerin, Holländerin, Französin. Sind aber im Charakter der

Israeliten keine Unterschiede mit ihren Volksgenossen christlichen Glaubens zu entdecken, so sind solche unstreitbar in anderer Richtung zu suchen. Bezeichnend für das Judentum aller Länder ist die Innigkeit des Familienlebens, die Fürsorge der einzelnen Mitglieder füreinander, die sich noch auf Verwandtschaften zweiten und dritten Grades erstreckt. Die Stellung, die der Mann seinem Eheweib einräumt, ist im allgemeinen auch eine höhere als bei den Angehörigen der indo-europäischen Völkerfamilie. Wie ärmlich auch die Verhältnisse seien, nur in den seltensten Fällen wird der Israelit dulden, daß sein Weib zur Erhaltung der Familie ein Gewerbe irgend welcher Art ergreift, es sei denn, daß sie ihn in seiner eigenen Tätigkeit unterstützt.

In einem anderen Verhältnis als in Kultur-Europa befindet sich die Jüdin in Rußland und Rumänien, wo sie sich auch niemals Russin oder Rumänin, sondern eben nur Jüdin nennt. Hier, wo finstere

Phot. Dr. Thomas Georgevic, Aleksinac phot.

Abb. 1076. Serbische Spaniolinnen (Jüdinnen; Mutter und Töchter) aus Nisch.

Abb. 1077. Banater Zigeunerin.

mittelalterliche Anschauungen sie unterdrücken oder höchstens dulden, ist sie noch in ihrem Äußern wie in ihrem Wesen die Orientalin mit allen ihren Vorzügen und Fehlern geblieben.

Wieder anders stellt sich das Bild der Jüdin in Nordafrika und im Orient dar, wo der einst so fanatisch sich gebärdende Islam längst einer rühmenswerten Duldsamkeit, die vielgerühmte christliche Toleranz weit in den Schatten stellend, gewichen ist und die Jüdin — mit geringen Einschränkungen in Marokko — sich in vollster Freiheit hat entwickeln können. Hier erscheint sie als eine Frau, die man mit Recht unter die schönsten der Weiblichkeit einreiht. Vielfach haben diese orientalischen Jüdinnen die Gewohnheiten ihrer Umgebung angenommen. So „mudeln" sie sich, wie ein Bericht aussagt, in Marokko

Naturhistorisches Museum, Paris.

Abb. 1078. Jugendliche Zigeunerin.

schmack der Türkin und den jüdischen Geist". Aus Gebetbüchern können alle lesen, im übrigen aber ist ihre wissenschaftliche Erziehung völlig vernachlässigt. Sie sind eitel auf ihre reichen, glänzenden Kleider und lieben Schmuck und malerische Trachten. Eine Kunst, die nicht gepflegt wird, ist der Tanz. Sie gehen selten spazieren, verbringen vielmehr ihre Tage nach orientalischem Brauch im Hause, wo sie allein für das Wohl und Wehe ihrer Familie interessiert sind, aber im steten Verkehr mit Freunden und Bekannten ein frohes Leben führen. Auf ihre Ehre und ihren Ruf sind sie sehr bedacht und Untreue der vermählten Frauen kommt selten vor.

Die Zigeunerin.

Wen hätte noch nicht ein Dämmern von Romantik beschlichen, wenn er von den Zigeunern hört? „Im Schatten des Waldes, im Buchengezweig, — da regt sich's und raschelt und flüstert zugleich; — es flüstern die Flammen, es

gleich den Marokkanerinnen, besonders in der Zeit zwischen Verlobung und Heirat, um möglichst dick und fett zu werden. In Persien findet sich öfters Polygamie bei ihnen, in Mesopotamien müssen sie gleich den Mohammedanerinnen in der Öffentlichkeit verschleiert gehen. Weiteres über die Jüdinnen findet der Leser in dem Artikel „Die Jüdin in Nordafrika". Auch die in Asien lebenden Jüdinnen sind oft von idealer Schönheit; so nennt Polak die von Samarkand „bezaubernd". (Siehe auch den Absatz über die „Weißen und schwarzen Juden" in dem Artikel „Die Frauenwelt Indiens".)

Über die spanischen Jüdinnen, aus deren Antlitz wundervolle große und warmblickende Augen schauen, wird uns berichtet, sie seien „unstreitig interessante Erscheinungen". Die spanische Jüdin vereint in ihrer Person „nebst der spanischen Schönheit die Trägheit der Türkin, das tiefe Gefühl der Juden, den eigentümlichen Stolz der Spanierin, die Empfindlichkeit der Türkin und die jüdische Leidenschaftlichkeit. Ihre Bewegungen verraten spanische Grazie, ihre Kleidung den bizarren Ge-

Abb. 1079. Zigeunerbraut im Schmuck.

gaukelt der Schein — um bunte Gestalten, um Laub und Gestein.“ So singt uns Geibel in dem von Schumann so herrlich vertonten Liede. „Das ist der Zigeuner bewegliche Schar“, die über die ganze Erde wandern, denen jedes Land eine Heimat ist, bis ein unwiderstehlicher Drang oder die gestrenge Obrigkeit sie weiterzuwandern zwingen. Wer hätte noch nicht einzelne Gruppen des Völkchens gesehen? Wie traurig mag es den Armen gehen, die sich zum Gruß nicht wie andre Völker einen „Guten Tag“, sondern einen „Besseren Tag“ (lacidir dives) wünschen? Erzählung und Poesie hat uns die Zigeuner verklärt — man denke auch an Lenaus „Drei Zigeuner“, zu denen wir Kulturprahler aufblicken möchten —, aber wenn man sie kennen lernt, so bleibt gar wenig von all dem Schimmer übrig, und man beeilt sich aus ihrer Nähe zu kommen. Übrigens ist es ein Irrtum, daß die Zigeuner überall und ständig ein Nomadenleben führen. Die Mehrzahl von ihnen ist in Ungarn, Rumänien, Bosnien und andern Teilen des Balkan durchaus seßhaft. Schließlich weiß man auch von den Zigeunern Englands und Amerikas, daß sie nie diese Länder verlassen, obgleich sie hier innerhalb der Grenzen auch zum Wandern neigen.

Abb. 1080. Zigeunerin aus Sofia in Festtagstracht.

Die Zigeuner stammen aus Indien; so viel, aber auch nicht mehr ist gewiß. Daß sie, wie manche Forscher annehmen, reine Nachkommen der indischen Dravidas sind, möchte ich bezweifeln; wenn sie es bei ihrer Auswanderung, als die einströmenden Arier einen Keil in die Urbevölkerung trieben, je waren, so dürften sie auf dem langen Wege bis zur Schwelle Europas sich mit manchen andern Völkern gekreuzt haben. Man unterscheidet übrigens verschiedene Stämme, so in Bosnien einen helleren, starkknochigen und

Abb. 1081. Russische Zigeunerin.

Abb. 1082. Wanderzigeunerin.

Abb. 1083. Zigeunermädchen.

sehr kräftigen, neben einem schmächtigen und fein gebauten Volksstamm von fast schwarzer Hautfarbe.

Die Zigeunerin ist meist von mittlerer Größe, gewöhnlich knochig und schlecht genährt; nur wenn es ihr wohlgeht, wird sie fleischig. Ihre Hautfarbe schwankt bei den verschiedenen Typen in allen Übergängen von gelbbraun bis schwarz. Die Gestalt ist geschmeidig, aber nicht graziös. Der Kopf ist langgeformt, die Stirn niedrig, das Gesicht kurz und breit. Die Nase erscheint öfters mehr emporgerichtet als bei Europäern, der Mund ist ziemlich groß. Die Augen sind entweder schwarz und dann unheimlich und düster leuchtend, oder auch hell, von jenem Aussehen, das man falsch zu nennen pflegt. Die Zähne sind blendend weiß. Der Hals ist kurz und dick, die Arme sind sehr kurz, ebenso sind die Hände kurz und breit, die Beine lang, die Füße hoch und breit. Das dunkle Haar ist meist schlicht und straff. Ich entnehme diese Analyse, nach der wir uns schwerlich ein Bild von der oft gerühmten Schönheit der Zigeunerin machen können, dem Buche Weisbachs, füge aber hinzu, daß ich selbst oft Zigeunerinnen sah, die durchaus unserer Vorstellung von einer eigenartigen Schönheit entsprachen. Besonders schön fand ich das tiefschwarze schlichte Haar, die ebenso schwarzen blitzenden Augen, die feingeschnittene Stirn; aber auch die meisten andern Züge waren von großer Ebenmäßigkeit bei gleichmäßig brauner Farbe des Gesichts. — Was wir von der nomadisierenden bettelnden Zigeunerin Nordeuropas zu halten haben, braucht nicht erst gesagt zu werden. Eine höhere Stellung nimmt sicher die in Chören singende, seßhafte Zigeunerin in Rußland (besonders in der Umgebung von Moskau) ein, die von der russischen Lebewelt reich beschenkt wird. Den Frauen der musizierenden Zigeuner in Ungarn geht es vielfach gut, daher sie auch wohlgenährt und ebenmäßiger gebaut erscheinen als die wandernden. In ihren Häusern war ich schon zu Gast und gedenke dankbar vortrefflicher Speise und guten Trankes. Ich fand hier die Zigeunerin, die über eine bescheidene, ziemlich saubere Häuslichkeit verfügt, zurückhaltend und züchtig, zum Unterschied von den sich oft vordrängenden Männern, aber ebenso servil und kriechend wie diese. In Siebenbürgen zeichnet sich die Zigeunerin durch Reinlichkeit aus.

Abb. 1084. Junge Zigeunerin mit Schmuck aus Silbermünzen.

Daß sich das Zigeunervolk, wie mir öfters gesagt wurde, nicht vermischt, ist sicher nicht richtig; die zahlreichen Typen von ganz schwarzem bis zu hellblondem und rotem Haar deuten unverkennbar auf Kreuzungen mit andern Völkern.

Sachverzeichnis.

Anm.: In dem hier folgenden Sachverzeichnis iſt im allgemeinen der weibliche Stammesname bevorzugt. Es ſteht alſo z. B. „Franzöſin“ für Franzoſen und Frankreichs. Abkürzungen: Inſ. = Inſulanerin, Ind. = Indianerin, Mul. = Mulattin, Meſt. = Meſtizin.

Abchaſen 307.
Abeſſinierin **221**, 230.
Abiponer 100.
Aboriginer ind. 368, **396**.
Adſcharen 307.
Ägypten 207, 220.
Äquatoria 233.
Aetas 496.
Afghanin 346, **365**.
Afrikanderin 304.
Afro-Semiten 569.
Agram 611, 615.
Aht 73.
Aimará 94.
Ainos 428.
Akadier 188.
Akamba 247.
Akka 293.
Alaska 69.
Albaneſin 640, **648**.
Aleppo 634.
Aleuten 427.
Alexandria 634.
Alföld 624.
Alfuren 489.
Algarve 577.
Algerien, Algier 198, 202, 204.
Algonkin 75.
Altkaſtilien 123.
Alunda 261.
Amazonas 93, 265.
Ambon, Amboina 490.
Amerika (allgem.) 655.
Amerikanerin ſ. Nordamerikanerin.
Amhara 225.
Amſterdam 520.
Anachoreten 17.
Ananitin 460, **474**, 476.
Andaluſien 123, 570.
Andamanin 492, **496**.
Angelſachſen 529.
Angola 263.
Antaimoro 295.
Antankarana 295.
Ante(i)merina 295.
Antillen (allgem.) 111, 115, 116, 117, 122, 188.
— (Ind.) 88.
— (Kreol.) 152.
Antillenmeer 123.
Apatſchin 83.
Araberin (allgem.) 199, 319, 350, 650.
— (ägypt.) 206.
— (afrik.) 202.
— (aſiat.) 326.
— (tuneſ.) 206.
Araukanerin **106**, 124.
Arawaken 90.
Arekuna 90.
Arfak 18.
Argentinierin 100, **149**.
Arias, Arier 368.
Arizona 81.
Armenier 307, 319, **346**, 349, 634, 636, 637.
Arnauten 648.
Arrapahoes 67.
Aſandeh 260, **263**.
Aſchanti 252.
Aſchkenaſim 651.
Aſdſcher 198.
Aſſam 405.
Athabasken 74.
Athen 636, 638, 642, 643, 646, 648.
Atlas 192.
Atorai 90.
Auſſee 515.
Auſtralierin, (eingeb.) 3.
— (weiße) 52.
Aztekin **84**, 124.

Bab-el-Mandeb 230.
Baboma 261.
Bachtiaren 350.
Bagdad 331.
Baghirmi 233.
Bagielle ſ. Bequelle.
Bakairi 97.
Bakoko 295.
Bakuba 261.
Bakuelle ſ. Bequelle.
Bakunu 260.
Bakundi 262.
Balineſin 488.
Balkan 585, 586, 618, 655.
Baluba 260, 262.
Baludſchen 346, **367**.
Bambara 249.
Bandſcharen 394.
Bangala 257, 260.
Baniai 276, **278**.
Banks-Inſ. 24.
Bantu 254, 255, 261, **264**.
Banyas 395.
Banza 259, 260.
Banziri 260.
Bapoto 259.
Bara 295.
Barbados 188.
Bari 234.
Barua 262.
Baſchkiren 344.
Baſel 580.
Baskin 569.
Baſtard 300.
Baſutos 272.
Battas 482.
Bayaka 257.
Bazoko 259.
Bedjas 220.
Beduinin 217, **331**.
Bejken 598.
Bekuelle ſ. Bequelle.
Belgien 582.
Belgrad 611, 614, 618.
Beludſchiſtan (ſ. auch Baludſchen) 367.
Benares 373.
Bengal. Golf 400.
Beni Guil 192.
— Mſab 198.
Bequelle 294.
Berberin **191**, 194, 199, 202, 203, 217, 220.
Berberinos 220.

Bergdamara 293.
Berlin 506, 507, 508, 517, 607.
Betſchuanas 272.
Betſileo 295, **299**.
Betſimiſaraka 295, **299**.
Beyrut 634.
Bezanozano 295, **296**.
Bhabars 405.
Bhils 397.
Bicols 494.
Bini 251.
Binue 251.
Birket-el-Kerun 204.
Birma 395, 409.
Birmanin 460.
Biſayer 494.
Biskra 204.
Bismarck-Archipel 13.
Blekinge 524.
Böhmin ſ. Tſchechin.
Boerin 301.
Bolivia 135.
Boliviancrin (Ind.) 94.
— (Kreol.) 142.
Bombay 392, 401.
Bomo 262.
Bongos 233.
Borneo 486.
Bororó 97.
Bosniakin 611, **613**, 655.
Botokudin 97.
Brahmaputravölker 470.
Brahui 367.
Braſilien (allgem.) 111, 119, 121, 124.
— (Ind.) 95.
— (Kreol.) 136, **154**.
— (Mul.) 114, 115.
Braunſchweig 510.
Brindiſi 642.
Britin 505, 507, **529**.
Britiſch Nordamerika 74, 118.
— Oſtafrika 247.
Brüſſel 583.
Buchara 341.
Budapeſt 625.
Budja 259, 260.
Bündnerin 581, 582.
Buenos Aires 126, 127, 130, 135, **150**.
Bugi 489.
Bugres 98.
Bukareſt 584, 585.
Bulgarien 585, **617**.
Buräten 341.
Burjätin 417.
Burma ſ. Birma.
Buſchmännin 287, **292**.
Buſchnegerin 92.
Butia 404.

Cafuzos 119.
Caracas 139.
Carpentaria 8.
Celebes 489.
Ceram 490.
Ceylon 395, 402, 496.
Chaco 99.
Chamacocos 104.
Chamorros 26.
Chewſurin 307, **310**.
Cheyenne 67.
Chile (allgem.) 120, 124, 134, 135.
— (Ind.) 105.
Chilenin, Kreol. 146.
Chin 468.
China, ſoviel wie Chola, ſ. dieſes.
China (allgem.) 430.
— (Euras.) 501.
Chineſin 472.
Chinwan 459.
Chola 109, 110, **119**, 120, 127.
Chonquire 93.
Chrewotien 614.
Cochinchina 474, 476.
Colonial ſ. Auſtralierin, weiße.
Coloured people 110.
Cooks Inſ. 43.
Coopers Creek 6.
Coroados 98.
Coſta Rica (Ind.) 87.
— (Kreol.) 139.
Creek, (Ind.) 81.
Créolles, Criollas 116.

Dänin 505, **526**.
Dagheſtanerin 307, **317**.
Dahome 253.
Dakotas 69, 76.
Dalekarlien 523.
Dalmatien 611, 612, 648.
Damara 284.
Damaskus 634.
Danakilin (Dankali) 230.
Dardiſtan (Darden) 351.
Darfur 234.
Dayak 486.
Dazier 583, 638.
Deffan 394, 395.
Deutſche 163, **505**, 522, 526, 528, 529, 542, 547, 548, 550, 554, 564, 569, 593, 634, 651.
Dinka 234.
Djoloffin 218, **248**.
Doabi 379.
Dominique 88.
Dongola 220.
Doreh 18.
Drawida 368, **395**, 623.
Druſin 324.
Dſchagga 280.
Dſchangama 394.
Dſchat 392.
Dſchuang 396.
Durban 304.

Ecuador (allgem.) 119, 135.
— (Ind.) 93, 94, 95.
— (Kreol.) 141.
Elbe 509, 529.
Elfdal 524.
Elfenbeinküſte 252.
Ellice-Inſ. 40.
Elſäſſerin 512.
Engadin 582.
Engländerin 520, 529, 531, **532**, 550, 554, 625, 651, 655.
Ennstal 515.
Eriwan 351.
Eskimo **59**, 69, 427.
Eſthen 622.
Eſum 255.
Euphrat 650.
Euraſierin 498.
Euro-Afrikanerin 117.

Falaſcha 225.
Fan 254.
Fellah, Fellachin 207, **208**.
Feuerländerin 105, **107**.
Fidſchianerin 23.
Finnin 522, **620**, 622, 626.
Florenz 556, 557, 558, 561.
Formoſa 459.
Frankfurt a. M. 508.
Franzöſin 508, **546**, 559, 582, 584, 586, 637, 651.
Frieſin 509, 518.
Fulba **217**, 248.

Galibi 88.
Galizien (Öſterr.) 598.
Galizierin (Span.) 123, **570**.
Galla 226.
Galtſcha 362.
Garo 405.
Genf 580, 597.
Gens de couleur 110.
Georgierin **307**, 319.
Germanen 554, 569.
Germanin 505.
Gilbert-Inſ. 30, 478.
Giljakin 424.
Goajira 93.
Goldküſte 250.
Gorontalo 489.
Goten 638.
Gran Chaco ſ. Chaco.
Graubündnerin 581, 582.
Griechin 559, 569, 585, 634, 636, **637**, 648.
Griff 116.
Gringo 132.
Grodno 599.
Grönland 59.
Großbritannien ſ. Britin.
Großruſſin 589, 597.
Grosventres Ind. 76.
Gruſinerin ſ. Georgierin.
Guachinanga 136.
Guadeloupe 114.
Guarany 68, **100**, 124, 136.
Guaraunos 89.
Guatemala (Ind.) 87.
— (Kreol.) 138.
Guato 98.
Guayana **89**, 90, 92.
Guayaquil 141.
Guigabera 100.
Guimarães 576.
Guineagolf 231, 252.
Gurani 351.
Gurierin 310.
Gurktal 515.
Guru Guru 264.

Haag 520.
Habitants 187.
Haidah 72.
Haidarabad 395.
Haiti 110, **116**, 117.
Hanakin 609.
Hannover 510.
Harlem 519.
Hauſſa 233.
Hawaii 50.
Herero 284.
Hervey-Archipel 43.
Herzegowina 611, **613**.
Hidatſa 76.
Himalaja 404.
Hindukuſch 351.
Hinterindien 460.
Hochmalaiin 478.
Hoggar 198.
Holländerin 507, **518**, 522, 542, 582, 651.
Honduras (Ind.) 88, 89.
— (Kreol.) 138.
Hopi 81.
Hottentottin 287.
Hova 295, **297**, 478.
Humboldtbay 17.
Hunnen 623.
Hupa 79.
Huzulen 598.

Iberer 569.
Igorrotin 493.
Imerether 307.
Imerina 295.
Indianerin (allgem.) 64.
— in den Ver. Staaten 76.
Indierin **368**, 499.
Indochineſen 460.
Indogermanen 307.
Indus 395.
Inka 93, **94**, 124.
Inſelgriechin 644.
Inuit 57.
Iranier 307, **346**.
Irawaddi 461, 468.
Irländerin 163, 529, 531, **533**.
Irokeſin 81.
Iſana 96.
Iſraelitin ſ. Jüdin.
Iſtrien 610.
Italienerin 551, **554**, 634, 651.

Jakuten 417, **418**.
Jamaika 188.
Japanerin 181, **446**, 499, 501.
Jarkanderin 339.
Jats 392.
Javanin **479**, 484, 489, 499, 500.
Jekri 250.
Jeſiden 351.
Jeſſo 428.
Jivarro 93.
Johannesburg 302.
Juaves 87.
Jüdin 650.
— ſpan. 654.
— ſchwarze und weiße 401.
— in Nordafrika 216.

Kabinda 263.
Kabylin **194**, 202, 203.
Kärnten 514, 515, 610.
Kafferin 265.
Kafirin 351.
Kaingang 98.
Kairo 207.
Kakongo 263.
Kaledonier 530.
Kalifornierin (Ind.) 78.
Kalmykin 307, **415**.
Kamakura 451.
Kambodſchanerin 476.
Kamerun 254, 255.
Kami 470.
Kampo 93.
Kamtſchadalin 423, 424.
Kanadierin (weiße) 186.
Kanakin 50.
Kanareſin 401.
Kanton 445.
Kapſtadt 304.
Karaibin 76, 88.
Karaibiſche Küſte 119.
Karakatſchiner 340.
Karakirgiſin 341.
Karakuler 340.
Karatſchaierin 307.
Karelin 621.
Karen 466.
Karibin 88.
Karipana 97.
Karolinin 27.
Karpathen 515, 598.
Karſt 351.
Karthwelier 307.
Kaſchmir 407.
Kaſpiſches Meer 341.
Kaſtilien 570.
Katalan 123.
Katſchin 467.
Kaukaſus **307**, 349, 628, 637, 650.
Kelten 529, 530, 569.

Kenai 70.
Ketſchua 93, **94**.
Kha 474.
Khmer 476.
Khond 400.
Khotar 401.
Khyeng 470.
Kiew 599.
Kikuyu 247.
Kilimandjaro 280.
Kirgiſin 340.
Kleinaſien 318.
Kleinruſſin 590, 597, **598**.
Kling 395.
Königin Charlotte-Inſ. 20.
Königsberg 511.
Koljuſchin 72.
Kolumbianerin, (Ind.) 93, 119.
— (Kreol.) 123, **141**.
Komantſchin 67, 83.
Komui 470.
Kongo 254, **255**.
Konibe 94.
Konkan 401.
Konſtantinopel 349, 628, 634, 636, 642, 645.
Kopenhagen 528.
Koptin 207.
Kordilleren 94.
Kordillerenländer 123.
Kordofan 220.
Koreanerin 457.
Korjäkin 423.
Koſakin 598.
Kotſchin 392, 401.
Krain 610, 611.
Krakau 600, 601.
Kreolin 109, 111, 119, 121, **122**, 557, 634, 636.
Krickehäuerin 515.
Krieh 81.
Kriks 75.
Kriſtiania 524, 526.
Kroatin 611.
Kru 249.
Kubanerin (farb.) 110, 117.
— (Kreol.) 123, 152.
Kuki 405.
Kula 321.
Kumi 470.
Kumykin 307.
Kuſaye 29.
Kuſnez 338.
Kurdin 307, 319, 346, **349**.
Kwilu 260.

Lado 262.
Ladronin 26.
Lagos 252.
Lakkadiven-Inſ. 498.
Lakondonin 87.
Laos 473.
Lappen 522, **622**.
Laſen 307.
Lauſitz 606.
Leitha 509.
Lemberg 600, 601.
Lemuria 495.
Lepka 404.
Lesbos 644.
Lesgier 307.
Lettin 619.
Levantinerin 349, **633**.
Libanon 323, 324.
Limbu 405.
Limeña **143**, 148.
Linz 509.
Likaerin 612.
Lisboa, Liſſabon 574, 575, 576, 577.
Litauerin 619.
Llanera **91**, 121.
Loango 263.
Lohita 470.
Lolo 442.
Loups 76.
Loyalty-Inſ. 22, 23.
Lukokeſcha 232, 261.
Lunda 232, 261.
Luren 350.
Luſitanien 577.
Luzon 493, 496.

Maas 528.
Mabea 295.
Madagaskar **295**, 478, 495.
Madeira 97.
Madi 235.
Madras 395.
Madrid (Madrileña) 566, 570.
Madureſin 479, **484**.
Mährin 609.
Magyarin ſ. Ungarin.
Mahafalz 295.
Maidu 80, 81.
Mailand 558, 559, 560, 561.
Makololo 276.
Makonde 238, 240.
Makua 237, 238, 276.
Malabareſin 394, **401**.
Malaiin 478.
Malakka ſ. Malaiin.
Maldiven-Inſ. 498.
Malteſerin 559.
Mametukin 117.
Mandinga 249.
Mandſchu 432, **440**.
Manganja 276.
Mangbattu 264.
Manihiki-Archipel 47.
Maori 40.
Mapilla 394.
Marathin 392.
Marianen 26.
Markeſas-Inſ. 47.
Marokkanerin 192, 193, 194, 199, 201, 202, 653.
Maronitin 323.
Marſchall-Inſ. 30, 478.
Martinique 114.
Marutſe-Mabunda 276.
Maskat 330.
Maſſai 226, **229**.
Maſſachuſetts 176.
Mataco 99.
Mataguayos 99.
Matto Groſſo 98.
Maurin **199**, 202.
Mecklenburg 510.
Meder 350.
Medſchertinſomali 228.
Mekka 329.
Mekong 474.
Melaneſien 11.
Menado 489.
Mentawei-Inſ. 486.
Meran 515.
Meſopotamien 330, 653.
Meſſenierin 644.
Meſtizin 109, 110, **117**.
Mexikanerin (Ind.) 84.
— (Kreol.) 122, 123, 124, 126, 134, 135, **136**.
— (Meſt.) 118.
M'Fan 254.
Mikroneſien 26.
Mindanao 494.
Minetari 76.
Mingrelierin 307, **310**.

Minho 577.
Minkia 442.
Minkopi 496.
Minsk 599.
Mittelländische Frauen in Afrika 191.
M'kabba 293.
M'kosa 265.
Mogador, Kap 202.
Mogwandi 261.
Mohilewsk 599.
Moi 474.
Moldau 583.
Molukken 489.
Momfu 260.
Monbottu 264.
Mongolin **413**, 617, 623.
Montenegrinerin 611, **615**, 648.
Montevideo 130, **150**.
Moplah 394.
Moretonbay 8.
Morlakin 612.
Moros 494.
Moskau (Moskowiterin) 584, 590, 592, 596, 656.
Moso 468.
Mt. Kenia 247.
Motu 18.
München 509, 512, 513.
Münnichwieserin 515.
Muganda 240, 244, 246, **247**.
Mulattin 109, 110, 111, **112**, 300.
Muleque 115.
Mulgrave-Archipel 31.
Musilongo 262.
Mussorongo 262.
Mwele 255.
Myong 474.
Mytilene 644.
M'zabitin 198.

Nacpez 95.
Naga 405.
Nama 287, **289**.
Napo 93.
Nasarii 325.
Natal 304.
Nauru-Ins. 32.
Navajo-Ind. 82.
Nawari 407.
Neapel 557, 558, 559, 561, 592.
Negerin 202, 217, 220, **231**, 264, 574.
Negerin im Kongogebiet 255.
— von Ostafrika 235.
— im Sudan 233.
— von Westafrika 248.
Negrita 492.
Negros-Ins. 496.
Neo Lusitanier 574.
Nepalesin 406.
Neu-Braunschweig 188.
Neue Hebriden-Ins. 19.
Neu-Guinea 11.
— -Kaledonierin 22.
— -Kastilien 123.
— -Mecklenburgerin 13.
— -Mexiko 81.
— -Pommern-Ins. 13.
— -Schottland 188.
— -Seeländerin 41.
Newa 590, 593.
New-Jersey 176.
— -York 176.
Ngumbi 255, 295.
Ngwana 241.
Niam Niam s. Asandeh.
Nias-Ins. 485.
Nicaragua 138.
Niederländerin s. Holländerin.
Nigeria 250.
Nikobaren-Ins. 496, **498**.
Nil 202, 217, 234.
Nilgherris 392, 398.
Njonja 500.
Nördl. Australierin 6.
Nogaierin 336.
Nordamerikanerin **160**, 533, 534, 543, 547.
Nordslawin 589.
Nordwestl. Indianerin 70.
— Südamerikanerin 93.
Normannen 529, 530, 554.
Norwegerin 505, **524**, 526, 530, 622.
Nosairierin 325.
Nuba-Fuhla 217.
Nubierin 220.
Nusairii 325.
Nutka-Sund 73.

Oberbayern 507, 509, 513, 578.
Oberitalien s. Italienerin.
Oberpfalz 511.
Oder 600.
Österreicherin 506, 507, 509, 559, 651.
Ojibwäh 69.
Okteronin 116.
Old Calabar 252.
Oldenburg 510.
Oman 329.
Oregon 70, 75.
Orientalin von Uruguay 149.
Orinokko 88, 89, 91.
Orissa 400.
Orontes 325.
Orsa 523.
Ossetin 307, **318**.
Ossieba 254.
Ostafrika 235.
Ostjakin 417, **422**.
Ostpreußin 509, 510.
Otomis 86.
Ouled Nail 204.
Ova Herero 284.
Ovambo 287.

Padang 484.
Pahari 404.
Pahni-Ind. 76.
Pahnin 254.
Palästina 650.
Palau-Ins. 29.
Pampa, Pampera 105.
Panay 496.
Pandschab 392.
Papua **13**, 489.
Paraguay-Ind. 98, 100, 104.
— Kreol. 136.
Paris 548, 551, 575, 586, 591.
Parsi 362.
Paschtun 367.
Patagonierin 105, **106**.
Pathan 367.
Pauliftanerin 155, **157**.
Paumotu-Archipel 50.
Pawnee-Ind. 76.
Payagua 104.
Payů 442, 466.
Peru (Ind.) 93, 94, 95.
— (Kreol.) 135, **143**, 147.
— (Mest.) 119.
Peloponnes 643.
Penrhyn-Ins. 46.
Pera 636.
Perserin 307, 319, 346, 349, 350, **352**, 401, 653.

Perſiſches Meer 350.
Petersburg 590, 596, 599, 600.
Peua 97.
Philippinen-Inſ. 492.
Phönizier 554, 569.
Pilagá 99.
Pima-Ind. 82.
Piråus 648.
Piru 93.
Plata 123, 124.
— (Ind.) 99.
— Kreol. 149.
Pnom 474.
Podolin 598.
Po-Ebene 581.
Polin 550, 584, 586, **599**, 606, 651.
Polyneſien 34.
Pomakin 619.
Population noire 110.
Porteña 150.
Port Moresby 18.
Portugieſin 122, **572**, 651.
Prag 608.
Preußen 509, 597, 606, 619.
Prinz Eduards-Inſ. 188.
Pueblo-Ind. 81.
Puerto Rico 117, 123, **152**.
Pu-Mea 473.
Punjab 392.
Puſtertal 515.
Pygmäin 255.

Quadronin, Quarteronin 109, 111, 116.
Queensländerin 3, 8.
Quichoa 94.
Quinteronin 109.
Quito 93.
Quitus 95.

Radjputana 373, 392, 397.
Rarotonga 43.
Rehoboth 300.
Rhein 509.
Römer (alte) 529, 583, 638.
Rom 554, 558, 561, 562, 569.
Romanin 505, 515, **546**.
Rotterdam 520.
Rumänin **583**, 643, 653, 655.
Ruſſin **589**, 617, 622, 651, 653, 656.
Ruſtſchuk 618.
Ruthenin 598, 600.

Sachalin 424.
Sächſin 510.
— von Siebenbürgen 515.
Sahara 196, 198, 200, 217, 220.
Sakai 485.
Sakalavin 295, **299**.
Sakara 261.
Salomonin 18.
Salonik 634.
Salta-atras 110.
Salvador (Ind.) 87, 88.
— (Kreol.) 138.
Salzach 509.
Samarkand 338, 653.
Samoanerin 36.
Samojedin 417, **418**.
Sandwich-Inſ. 50.
Sango 259.
Santa Cruz-Inſ. 19.
Santhal 397.
Santo Domingo (Mul.) 110, **116**.
— (Kreol.) 136.
Saratow 338.
Sarazenen 554.
Sarrakolets 248.
Sartin 361.
Save 612.
Sawai 39.
Schan 466.
Schanghai 438, 445.
Schemmar 330.
Schleſien 509.
Schleswig-Holſtein 510.
Schoanin 227.
Schottin 529, 530, 531, **532**, 533.
Schumla 618.
Schwåbin 509, 512, 517, 578, 597.
Schwedin 505, 521, **522**, 524, 525, 526, 557, 620, 622.
Schweizerin 509, 510, **577**.
— deutſche 578, 580.
— franzöſ. 579.
— ital. 581.
Seeland 518.
Seine 584.
Semiten 307.
Semlin 612.
Senegal 248.
Sennar 220.
Sephardin 651.
Serbin 585, 611, **614**, 617.
Serbokroatin 611.
Seri-Ind. 83.
Sevilla 571.
Siameſin 460, **470**.
Siapoſch 351.
Siebenbürgen 515, 656.
Sikh 392.
Sikkim 406.
Sindh 395.
Singhaleſin 402.
Singpo 466.
Sinjos 500.
Sioux-Ind. 67, 76.
Siſſek 612.
Sizilianerin 554, 556, 557, 560, 561.
Skandinavien 505, **521**.
Slawin 529, 583, 584, **589**, 638, 643, 648.
Slawonien 514, 611, 614.
Slowakin 515, 600, 609.
Slowenin 610.
Smolensk 599.
Smyrna 321, 634.
Sofia 618.
Somali 226, **227**, 230.
Soninke 248.
Sorbowendin 606.
Spalato 613.
Spanierin 518, 551, 556, 557, 559, **563**, 572, 605, 651.
Spartanerin 643.
Spree 515, 576.
Spreewälderin 606, 607.
Steiermark 514, 515, 610.
Stokovacin 612.
Straits 395.
Straßburg 512.
Strelitz 510.
St. Vincent 88.
Suaheli 241.
Sudan 217, 231, **233**, 248.
Südauſtralierin 3.
Süditalien ſ. Italienerin.
Südſlawin 589, **610**.
Sumatranerin **484**, 495.
Sunda-Inſ. 478.
Sundaneſin 479, **484**.
Sufu 249.
Swanethen 307.
Syrierin 319, **323**, 401, 650.

Tadschik 361.
Tafelbay 301.
Tagalin 492.
Tahitierin 44.
Tamilin 395.
Tanasee 225.
Tapada 145.
Tarantschen 344.
Taraskanerin 86.
Targi 196.
Taruma 90.
Taschkend 338.
Tasmanier 3.
Tatarin 307, 319, **336**, 415, 598.
Taungtha 468.
Tavastländerin 621.
Taygetos 643.
Tedá 220.
Tehuantepek 86.
Tehueltschin 106.
Tejo 574.
Teken 343.
Telegu 380, **395**.
Telinga 395.
Terzeronin 116.
Tessinerin 581.
Tharus 405.
Theiß 624.
Thlimkitin 72.
Thraker 638.
Thüringen 517.
Tibbu 220.
Tibetanerin 409.
Tiburon 83.
Tikkitikki 293.
Timorlaut 491.
Tirol 509, 513, 559, 578.
Tobas-Ind. 99.
Toda 398.
Togo 252.
Tokyo 449, 451.
Tolteken 124.
Tonganerin 36.
Tongkinesin 474, **476**.
Toskana 556.
Toucouleure 218.
Travankore 392.
Triest 610, 642.
Trinidad 88, 188.
Tripolis, Tripolitanien 206.
Trumai 97.
Tschechin 557, 600, 606, **607**.
Tscherkessin 307, **312**, 319, 628.
Tschetschenzin 307, **316**.
Tschin 468.
Tschontakiro 93.
Tschuktschin 423.
Tsoneka 106.
Tuareg, Tuarik s. Targi.
Tubu 220.
Türkin 319, 349, 583, 614, 617, 620, **626**, 638, 651.
Tungusin 417, **418**.
Tunis 216.
Tupi 100.
Turan- oder Turkvölker 307, **336**, 350, 415, 623.
Turin 559, 560, 561.
Turkmenin 307, 319, 338, **341**.
Tutuila 39.

Ubangi 260, 261.
Uganda s. Muganda.
Umatilla 75.
Ungarin 509, 515, 609, 620, **623**, 626, 655, 656.
Upolu 39.
Uruguay 149.
Usbekin 344.

Valencia 571.
Valparaiso 123.
Vancouver 73.
Varna 618.
Venedig, Venetien 556, 557, 558.
Venezuela (Ind.) 89.
— (farb.) 119.
— (Kreol.) 135, 139.
Vera Cruz 138.
Vereinigte Staaten (Ind.) 76.
— (farb.) 110, 111, 115, 117.
— (Mest.) 118.
— (weiße) 160.
Vicol 496.
Viti-Archipel 23.
Vlamin 582.
Vorderindien s. Indierin.
Vuató 98.

Wadai 234.
Wadoe 242.
Waganda s. Muganda.
Zürich 580.
Wahuma 244.
Wakamba 229.
Wakosch 73.
Waldindianerin, brasil. 95.
Waliserin 539.
Wallonin 582, 583.
Wambutti 293.
Wamuera 236.
Wangwana 241.
Wanyamwesi 241.
Wanyoro 246.
Warschau 601.
Washington 70.
Wateita 283.
Weddah **403**, 496.
Weichsel 600.
Weißrussin 599.
Wendin s. Sorbowendin.
Weser 529.
Westafrika 248.
Westindien s. Antillen.
Westsumatranerin 485.
Wien 507, 509, 513, 516.
Wilna 599.
Witebsk 599.
Wotjákin 423.
Wuppertal 576.

Xingu 88, 96.

Yankee 161, 163, 543.
Yao 237, 238, 240, **278**.
Yap 28.
Yatseu 468.
Yeddo 451.
Yoruba 251.
Yuma 83.
Yumbo 95.

Zambo 110, **119**.
Zanzibar 241.
Zapoteca 86.
Zentral-Amerika (Ind.) 84, 87.
— (farb.) 111.
— (Mest.) 118, 119, 120.
— (Kreol.) 122, **139**.
Zigeunerin 307, **654**.
— span. 571.
Zillertal 515.
Zuidersee 528.
Zulu 266.
Zwergnegerin 255, **293**.

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01490 3187